
3 1761 09703572 9







A. A. ISSAÏEFF.

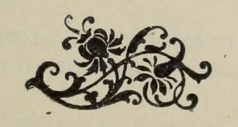
Socialpolitische Essais.

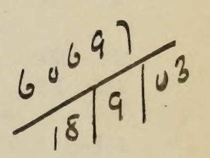
(A. A. ISSAIEFF)

[Andreĭ Alekseevich Isaev]

Socialpolitische Essais.

I. Technik und Wirthschaft als Grundlagen der Kultur.
II. Eigennutz, Gemeinsinn, Klasseninteresse.
III. Der Kampf der socialen Gruppen.
IV. Persönlichkeit und Milieu.
V. Gemeinsames und Besonderheiten in der Geschichte der Völker.





STUTTGART.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)

1902.



Inhalts-Verzeichniss.

Vorwort.

Die folgenden fünf Essais bilden nach Ansicht des Verfassers ein in sich zusammenhängendes Ganzes.

In dem ersten Aufsatz wird die Bedeutung der Technik und der Wirthschaft für das sociale Leben erörtert. Einer Darstellung der wesentlichsten Triebkräfte dieses socialen Lebens: des Eigennutzes, des Gemeinsinns und des Klasseninteresses ist die zweite, der Darstellung des Kampfes der socialen, durch Gemeinsamkeit der egoistisch-individuellen Ziele zusammengehaltenen Gruppen die dritte Studie gewidmet. Die Individuen, welche die Gruppen bilden, sind an Begabung natürlich sehr verschieden. Es fragt sich, welche Rolle den grossen, hervorragend begabten Persönlichkeiten in der Geschichte zufällt. Es ist das die Frage nach dem Verhältniss von Persönlichkeit und Milieu, die in dem vierten Essai behandelt wird. Die fünfte, abschliessende Studie endlich weist auf die nationalen Verschiedenheiten innerhalb des allgemeinen gesellschaftlichen Entwickelungsganges hin.

Ueber die Hauptgrössen der russischen Litteratur, einen Puschkin, Lermontoff, Gogol, Turgenieff, Dostojewsky, Tolstoi,

auf deren Werke sich der Verfasser bezieht, dürfte der deutsche Leser ohnehin orientirt sein, da die Hauptschriften derselben ins Deutsche übersetzt sind und jede Encyclopädie über ihre Biographie Auskunft giebt. Dagegen erschien es zweckmässig, über die in den Studien citirten minder bekannten russischen Autoren und Staatsmänner, sowie über gewisse charakteristische sociale Institutionen Russlands anmerkungsweise Einiges mitzutheilen. Das ist im Anhange geschehen.

St. Petersburg, Juni 1901.

A. A. Issaieff,
früher Professor in St. Petersburg.

Erste Studie.

Technik und Wirthschaft als Grundlage der Kultur.



I.

Man hat oft den ökonomischen Materialismus angegriffen, weil er die Abhängigkeit aller gesellschaftlichen Erscheinungen von der gesellschaftlichen Produktionsweise behaupte. Bei einer solchen absoluten Formulirung scheint er in der That leicht zu widerlegen. Wie will der Materialist, kann man da z. B. argumentiren, die charakteristischen Unterschiede der Meyerbeer-schen und Wagner'schen Musik aus charakteristischen Unterschieden der ökonomischen Verhältnisse ableiten? Wie will er, von der Produktion ausgehend, es erklären, dass das wissenschaftliche Interesse sich heutzutage nicht nur der Naturwissenschaft und der Oekonomie, sondern ebenso wohl auch ganz anderen Gebieten, wie z. B. der Theologie zuwendet? Wie will er aus den wirthschaftlichen Zuständen des 15. Jahrhunderts die Entdeckerthat des Copernikus als eine nothwendige Folge ableiten? u. s. w.

Alle solche beliebig vermehrbaren Einwürfe können aber das Princip, dass die durch eine jeweils bestimmte Produktionsweise charakterisirte Oekonomie als die Grundlage des socialen Lebens zu betrachten ist, nicht erschüttern. Die ökonomische Aktion absorbirt das grösste Quantum der überhaupt verfügbaren Menschenkraft in der Gesellschaft. Sie enthält in sich die allgemeinen Grundbedingungen für die gesammte Kultur-Entwicklung nach allen Richtungen hin, natürlich ohne im Einzelnen jeden Zug des ideologischen Ueberbaues zu bestimmen. Das Wirken jener Grundbedingung lässt sich auf allen Gebieten der Kultur verfolgen. Das zeigt sich sobald man die markantesten Eigenschaften der jeweiligen Ideologie, die Schranken, über die sie eben auf Grund der ökonomischen Zustände nicht hinauskann, sowie die Epochen ihres Aufkommens und ihrer Herrschaft in

Betracht zieht. Aber zweifellos giebt es auch auf jedem Kulturgebiete Momente, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den ökonomischen Zuständen stehen, sondern nur aus der besonderen Zeit-Psychologie heraus erklärt werden können. Die gegebenen ideellen Systeme wirken natürlich, einmal fundirt, auch von sich aus auf die Weiterentwicklung des Denkens bestimmend ein. In seinen Ausführungen darüber, wie der Staat und das Recht unter dem Einfluss des wirthschaftlichen Lebens ausgebildet werden, räumt das auch Engels ohne Weiteres ein: „Noch höher, d. h. noch mehr, von der materialiellen Grundlage sich entfernenden Ideologieen nehmen die Form der Philosophie und der Religion an. Hier wird der Zusammenhang der Vorstellungen mit ihren materiellen Daseinsbedingungen immer verwickelter, immer mehr durch Zwischenglieder verdunkelt, aber er existirt. Wie die ganze Renaissancezeit seit Mitte des 15. Jahrhunderts ein wesentliches Produkt der Städte, also des Bürgerthums war, so auch die seitdem neu erwachte Philosophie; ihr Inhalt war wesentlich nur der philosophische Ausdruck der Entwicklung des Klein- und Mittel-Bürgerthums zu den der grossen Bourgeoisie entsprechenden Gedanken. . . . Die Religion ist entstanden zu einer sehr waldursprünglichen Zeit aus missverständlichen waldursprünglichen Vorstellungen der Menschen über ihre eigene und die sie umgebende äussere Natur. Jede Ideologie entwickelt sich aber, sobald sie einmal vorhanden, im Anschluss an den gegebenen Vorstellungsstoff, bildet ihn weiter aus; sie wäre sonst keine Ideologie, d. h. Beschäftigung mit Gedanken als mit selbstständigen, sich unabhängig entwicklenden, nur ihren eigenen Gesetzen unterworfenen Wesenheiten. Dass die materiellen Lebensbedingungen der Menschen, in deren Köpfen dieser Gedankenprozess vor sich geht, den Verlauf dieses Prozesses schliesslich bestimmen, bleibt den Menschen nothwendig unbewusst, denn sonst wäre es mit der ganzen Ideologie zu Ende“ [1]).

Vieles auf dem Gebiete der Ideologie hängt eben mit dem in der Oekonomie gegebenen materiellen Grundbedingungen nur durch eine Reihe von Zwischenstufen zusammen. Der wohlverstandenen ökonomisch-materialistischen Auffassungsweise widerspricht es also durchaus nicht, dass eine Gruppe von Ideologieen unter dem Einfluss von Ideologieen einer anderen Kategorie sich entwickelt; dass z. B. die Rechtsnormen teilweise unter dem

Einfluss religiöser und politischer Vorstellungen herausgebildet werden. Der Materialismus behauptet nur, dass diese mitbestimmenden Faktoren durchaus keine besondere, in sich abgeschlossene, der Oekonomie gegenüber selbstständige Welt für sich bilden. Eine nähere Betrachtung zeigt, dass durch jene Zwischenstufen hindurch auch immer wieder ökonomische Einflüsse sich geltend machen.

Der historische Materialismus ist zweifellos noch durchaus kein fertiges philosophisches System. Der Zusammenhang zwischen dem wirthschaftlichen Leben auf der einen und Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Religion auf der anderen Seite ist z. B. noch sehr wenig erforscht, und mehr als eine Generation von Gelehrten wird an diesem grossen Probleme noch zu arbeiten haben.

So schwer es auch sein mag, hier allgemeine Sätze aufzustellen, so steht doch wohl dieses fest, dass die ganze Welt der Ideologie jedenfalls auf das wirthschaftliche Leben, daher in letzter Linie auf die Produktionsweise, als das tragende und treibende Moment, im Allgemeinen zurückweist. Es bedarf stets eines hohen Standes der Wirthschaft, damit die Ideologieen zu einer bedeutenden Entwicklung gelangen. Die grossen orientalischen Reiche, mit ihrem primitiven wirthschaftlichen Leben haben der Menschheit auch kein geistiges Erbe hinterlassen können. Auch das geistige Leben des alten Rom war in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens einförmig und dürftig, entsprechend dem niedrigen Stande der Wirthschaft. Dagegen ist das Erbe, das wir der hellenischen Welt verdanken, überreich. Das Beste aber, was die Griechen geschaffen, hat sich in dem Zeitraum vom 6. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. entfaltet, d. h. in der Zeit, da das ökonomische Leben zur höchsten Blüthe gedieh. Die besten Repräsentanten hellenischen Denkens und hellenischer Künstlerschaft gehören nach Abstammung und Erziehung Athen, oder den anderen wirthschaftlich am höchsten entwickelten griechischen Stadtstaaten an. Nach dem Auftreten Alexanders zeigt sich dann in der hellenischen Oekonomie allmählicher Niedergang und gleichzeitig beginnt auch die geistig-künstlerische Blüthe zu verblassen. Einen ähnlichen Parallelismus weist Rom auf. Ungefähr 2 Jahrhunderte v. Chr. erreicht hier die wirthschaftliche Entwiklung ihren Höhepunkt und hält sich

dann etwa 4—5 Jahrhunderte auf diesem Niveau. In diese Zeit fällt aber auch die höchste Entfaltung römischen Geisteslebens; in diesem Zeitraum lebten die grössten römischen Philosophen, Dichter, Historiker, Juristen, Redner. Ebenso entfaltet die muselmännische Welt eine hohe, kulturelle und ideelle Schöpferkraft erst, als sie, nach grossen Eroberungen in drei Welttheilen, es zur Gründung wirthschaftlich blühender Staaten gebracht hatte. Die grössten Dichter, Künstler und Gelehrten Italiens lebten und wirkten zu einer Zeit (13.—16. Jahrhundert), als die italienischen Kleinstaaten ökonomisch sich mächtig entwickelten. Bis in das 16. Jahrhundert hinein sucht man im englischem Kulturleben vergebens nach Namen vom weltgeschichtlichen Klang. Erst am Ende dieses Jahrhunderts, als Englands Seemacht und damit sein gesammtes wirthschaftliches Leben im raschem Tempo anwuchs, treten Bacon und Shakespeare auf. Und welch' einen Zug grosser Persönlichkeiten weist dann England seit dem 17. Jahrhundert auf allen Gebieten auf!

Diese Beispiele liessen sich häufen. Der Parallelismus zwischen den Fortschritten der Wirthschaft und denen der allgemeinen Kultur fällt in der That so sehr in die Augen, dass er auch früher den Historiken, wenn sie über das Zeitalter eines Harun Al Raschid, eines Augustus, einer Elisabeth von England handelten, nicht entgangen ist, freilich ohne dass sie ihm tiefer nachgeforscht hätten. Der wirkliche, diesem Parallelismus zu Grunde liegende causale Zusammenhang ist einfach; die wirthschaftlichen Erfolge eines Volkes, die stets auf einer Vervollkommnung der Produktionsmittel, der Produktionsmethoden und des Austausches beruhen, führen ein Wachsen des Reichthums herbei; dieser sammelt sich in den Händen Einzelner und führt zu einer socialen Differenzirung. In den am meisten begüterten Gruppen, die jeder materiellen Arbeit enthoben sind, ist für begabte Individuen die Möglichkeit gegeben, sich den Wissenschaften, Künsten, der politischen Thätigkeit zu widmen. Wo das öffentliche Leben noch wenig differenzirt ist, treten unter günstigen Umständen dann Persönlichkeiten von vielseitiger Begabung, die auf allen möglichen Gebieten schöpferisch wirken, auf: ein Aristoteles, Julius Caesar, Leonardo da Vinci.

Ist die Arbeitstheilung und Spezialisirung im ökonomischen Leben hochentwickelt, so findet selbstverständlich auch auf dem

Gebiete der Ideologie eine weitgehende Spezialisirung statt. Wir nennen Darwin, Helmholtz, Pasteur, Ricardo, Marx. Der Umstand, dass zuweilen Leuchten der Kunst und Wissenschaft gerade aus armen Bevölkerungsschichten hervorgehen, beweist nichts wider den allgemeinen Zusammenhang. Auch zur Entwicklung dieser Talente bedurfte es ökonomischer Bedingungen. Oeffentliche oder Privatwohlthätigkeit mussten dann eben die Rolle, welche sonst der Reichthum der Eltern spielt, übernehmen und den Kindern die Bildungsmöglichkeiten eröffnen. Der alte Perser oder der Römer zur Zeit der Könige konnte seinem Sklaven schon darum nicht eine gewisse wissenschaftliche oder künstlerische Bildung mittheilen, weil er selbst kein hohes Niveau wirthschaftlichen Lebens erreicht und daher selbst kein Verständniss für dergleichen besass. Erst als infolge des Reichthums sich die Lebensverhältnisse der Sklavenherren hoben, erst da erhielt auch Talent und Bildung der Sklaven einen gewissen Marktwerth. Ebenso beruhen auch das Maecenatenthum unserer Zeit und die Bildungsinstitutionen des Staates auf der Basis materiellen Reichthums. — Ferner: Die Entfaltung des wirthschaftlichen Lebens ist in der Regel mit fortschreitender gesellschaftlicher Differenzirung verbunden. Diese Vielseitigkeit erhöht den Maassstab der Schöpfungskraft; sie richtet auch die Aufmerksamkeit des Dichters und Künstlers auf eine Menge mannigfaltiger Erscheinungen, gestattet ihm, seine Beobachtungsgabe zu entwickeln, erleichtert ihm das Eindringen in die Räthsel der Menschenseele. Menschliche Naturgaben hängen selbstverständlich nicht vom Himmelsstrich ab, aber wäre Shakespeare z. B. in einem wenig entwickelten gesellschaftlichen Milieu geboren, so hätte diese gewaltige Geisteskraft selbstverständlich unendlich weniger zu schaffen vermocht. Stellen wir uns vor, der britische Dichter wäre nicht in England sondern in dem damaligen Russland geboren unter der Herrschaft Johann des Schrecklichen, des „Freundes und Bruders der Elisabeth“, als Sprössling einer der englischen Familien, die aus Handelsinteressen sich damals in Russland, speziell in Moskau angesiedelt hatten! Was wäre aus seinem Genie dann geworden? Er führt in seinen Figuren Könige, Staatsmänner, Feldherrn, Soldaten, spitzfindige Juristen, Handwerker, Krämer, Grosskaufleute und Banquiers, Frauen aus den verschiedensten Schichten u. s. w. u. s. w. vor, alles drängt sich

auf seiner Bühne zusammen. Aber diese Mannigfaltigkeit war nur ein Abglanz der Mannigfaltigkeit des englischen sozialen Lebens. Das damalige Moskowiterthum hätte nur armselige Anregungen bieten können. Und auch hiervon abgesehen — seine Talente konnte er nur in einer Gesellschaft entfalten, in der auf Grund der gegebenen Verhältnisse eine lebhafte Nachfrage nach künstlerischen Werken bestand. Hätte Shakespeare in einem Lande gelebt, wo es überhaupt noch keine Theater gab, wie hätte seine schöpferische Poëtenkraft den Weg zum Drama finden sollen? — Aehnliche Bemerkungen drängen sich einem bei Betrachtung des modernen Romans auf. Dickens, Balzac, Zola, Daudet haben eine ungleich mannigfaltigere Reihe eindrucksvoller Charakterstudien geliefert als etwa die Russen Gogol, Gontscharoff, Gleb Uspensky. Nicht etwa weil diese weniger begabt waren, sondern weil jene durch den reichen Strom des englischen und französischen Lebens sozusagen getragen wurden. — Endlich. Die Fortschritte des wirthschaftlichen Lebens stehen auch deshalb mit den Fortschritten von Wissenschaft und Kunst in einer inneren Verbindung, weil sie direkt der materiellen Hilfsmittel bedürfen. Ohne moderne Technik auch kein vervollkommnetes Teleskop und Mikroskop, also auch keine höher entwickelte Astronomie und Biologie. Natürlich ist Voraussetzung, dass innerhalb gewisser gesellschaftlicher Gruppen überhaupt das wissenschaftliche Interesse lebendig wird, und weiter noch, dass der Staat diese Tendenzen durch materiellen Aufwand (Observatorien, Museen, zoologische Stationen, bakteriologische Institute u. s. w.) unterstützt. Die Fortschritte der Wissenschaft können diese materielle Unterstützung von Seiten des Staates innerhalb gewisser Grenzen nicht entbehren.

II.

Wir fragen nun danach, wie das Wesen der Ideologieen in näherer Weise durch ökonomische Momente bestimmt wird? Ein äusserst schwieriges und noch sehr wenig bearbeitetes Gebiet. Vor allem hat man hier zu unterscheiden zwischen den beiden

grossen Gruppen der Wissenschaft, derjenigen, die sich mit der Erkenntniss der Menschen und derjenigen, die sich mit der Erkenntniss der äusseren Natur beschäftigt. In der ersten Gruppe ist ja der Zusammenhang zwischen dem Inhalt der Ideologieen und dem ökonomischen Leben von vornherein gegeben. Was die zweite Gruppe der Wissenschaften anlangt, so ist hier der Zusammenhang offenbar ein viel loserer. Hier und dort tritt er allerdings klar hervor, aber es wäre unfruchtbar und ein utopistisches Beginnen, hier überall eine strikte Bedingtheit nachweisen zu wollen. Der ersten Gruppe der Wissenschaften sind in gewissem Sinne Kunst und Religion als verwandte Gebilde angegliedert.

Zuweilen — darauf wiesen wir bereits hin — lassen sich aber auch in der zweiten, Naturwissenschaften und Mathematik einschliessenden Gruppe, spezielle Zusammenhänge mit dem ökonomischen Leben nachweisen. Darauf, dass alle Wissenschaften bei höherer Entwicklung materiellen Reichthum und darüber hinaus auch gewisse technische materielle Fertigkeiten voraussetzen, darauf wiesen wir ja eben schon hin. Aber auch der Anstoss zu der wissenschaftlichen Entwicklung wird vielfach durch unmittelbare Interessen des socialen, ja direkt ökonomischen Lebens gegeben. So entwickelt sich die Astronomie aus der Astrologie, und die mathematische Entwicklung knüpft an geometrische Untersuchungen an. Sehr begreiflich! Im alten Ägypten und Babylonien beobachteten die Priester die Gestirne, um aus ihnen praktische Schlüsse auch in Fragen des ökonomischen Lebens zu ziehen, und die Geometer standen, worauf schon der Name hindeutet, ganz ebenso im Dienste solcher Interessen. Man musste den Erdboden messen, schon um die Grenze des Landbesitzes gegen einander abzustecken. In der weiteren Entwickelung natürlich verwischt sich dieser direkte Zusammenhang mehr und mehr. Die komplizirten Formen der späteren Mathematik oder die weiteren Fortschritte einer höher entwickelten Astronomie lassen sich aus den wirthschaftlichen Zuständen nicht mehr in bestimmter Weise ableiten. Es ist wie Engels sagt. Wenn ein Zoologe oder Botaniker heutzutage sich bestimmte wissenschaftliche Aufgaben stellt, so wird er dabei natürlich durch den allgemeinen Zustand der betreffenden Wissenschaften bestimmt, einen Zustand, der seinerseits natürlich im

Rahmen und innerhalb der Grenzen des gegebenen sozialen und wirthschaftlichen Lebens sich entwickelt hat. Dass in den eigentlichen historischen Wissenschaften, in der Rechtslehre, der Ethik, ebenso aber auch in der Kunst der Zusammenhang ein sehr viel engerer ist, wurde bereits hervorgehoben.

Die Oekonomie jeder Zeit ist nun aber stets ein sehr zusammengesetztes Gebilde. Gewisse Zusammenhänge sind hier typisch und charakterisiren den ökonomischen Grundcharakter der Gesellschaft. Aber neben diesen Formen existiren in der Regel ökonomische Verhältnisse, die aus einer früheren Bildungsepoche des ökonomischen Lebens mit herübergenommen sind, mit dem ökonomischen Grundcharakter der Epoche teilweise kontrastieren und jeweils auch in Konflikt gerathen. Endlich treten auf Grundlage des gegebenen Typus Tendenzen zur Fortentwicklung, Ansätze einer Neubildung auf, die sich nur im Kampfe gegen jenen Typus und jene der Vergangenheit entstammenden Nebenerscheinungen durchsetzen können. Die Gruppirung der Interessen in der Gesellschaft lässt sich nur auf Grund dieser ausserordentlich komplizirten Zusammenhänge und Gegensätze verstehen.

So zeigen z. B. die westeuropäischen Staaten heute die typischen Züge einer kapitalistischen Produktionsweise, aber daneben haben sich andere, rückständige Formen erhalten, es giebt ganze Produktionszweige, die keine Maschinerie oder eine solche doch nur in geringem Maasse anwenden und ebenso auch in höher entwickelten Produktionszweigen Unternehmungen, die ohne solche Hilfsmittel arbeiten. Wir haben Kleinbauern und Hausindustrielle, die zum Teil mit eigenen Werkzeugen arbeiten, ferner ganze Gegenden, in denen die Kreditverhältnisse nur schwach entwickelt sind, wo der ganze Verkehr mehr oder weniger durch blosse Baarzahlung vermittelt wird, daneben noch hier und dort Reste der Naturalwirthschaft, andererseits aber auch die Ansätze einer zukunftreichen sozialen Neubildung: Arbeiter, die sich im Kampfe gegen das herrschende ökonomische System in grossen Organisationen zusammenschliessen. Das nächste Ziel ihres Kampfes ist es, innerhalb des bestehenden Typus die Lebensdingungen der Masse zu verbessern, sei es durch Streiks oder auf andere Weise. Weiter aber ist das Ziel unter Beibehaltung der grossindustriellen Betriebsweise das

Privateigenthum an den Produktionsmitteln und Hand in Hand damit die bestehende Austauschweise zu beseitigen. Auf der Grundlage dieser Konstellation erwachsen die Gruppirungen der Interessen und die Vorstellungen über das, was sein soll, die Rechtsvorstellungen. Diese sind es, die, weil durchaus von den praktischen Interessen abhängig, am engsten mit der jeweiligen ökonomischen Ordnung verknüpft sind.

Welche Sphäre des Rechts wir auch in Betracht ziehen, immer lässt sich der Zusammenhang seiner Normen mit den grundlegenden Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens nachweisen. Im Finanzrecht und Finanzwesen, um dies Nächstliegendste herauszugreifen, ist z. B. die Verminderung der Staatsdomänen, die Abschaffung der Naturaldienste für den Staat, die Ausbildung der Geldsteuer, des Staatskredits u. s. w. wesentlich durch Umwälzungen in der Sphäre der gesellschaftlichen Produktion bedingt. Es griff unter den Regierungen die Anschauung Platz, dass die Privaten im höheren Maasse, als der Staat befähigt wären, die vervollkommneten Produktionsweisen auszubeuten, über die das moderne wirthschaftliche Leben verfügt. Das führte zu dem Schlusse, dass es im Interesse des Staates liege, die Eigenproduktion einzuschränken, die fiskalische Verwaltung von Landgütern, Bergwerken, Fabriken zu beseitigen, das Staatseigenthum zu veräussern und den Staatsbedarf aus Steuern zu decken. Wenn dann in neuerer Zeit der Staat die Sphäre seiner Eigenthumsverwaltung durch Verstaatlichung von Eisenbahnen wieder auszudehnen sucht, so hat auch in dieser Hinsicht die ökonomische Entwicklung, die in so weitem Umfang an Stelle des individuellen das kollektivistische Aktieneigenthum setzte, vorgearbeitet. So gingen die Eisenbahnen vielfach aus dem Besitz der Aktien-Gesellschaften in den des Staates über, der das Transportwesen mit gleichem, oder grösserem Nutzen, wie jene Gesellschaften, verwalten kann. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass das umfangreiche Gebiet des Rechtes, das die ökonomische Gesetzgebung bildet, direkt auf die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens zurückgeführt werden kann.

Ein interessantes Beispiel dafür, in welcher Weise die wirthschaftlichen Verhältnisse auf das Recht einwirken, finden wir in der Rodbertus'schen Darstellung von der Entstehung der

Colonen im alten Rom. Die Colonen waren ursprünglich, genau wie alle Sklaven, vollständig ihrem Herrn unterworfen, nur insofern war ihre Lage eine etwas bessere, als sie am Boden fixirt waren und nicht gesondert von den Parzellen, die sie für ihre Herren bewirthschafteten, verkauft werden konnten. Dieser Fortschritt, der die Sklaverei in gewisser Weise völlig umzubilden strebte, war durchweg ökonomisch bedingt. Im letzten Jahrhundert des Bestehens der Republik hatte die Ausdehnung des Grundbesitzes der reichen Römer kolossale Dimensionen erreicht; die Grösse des Landbesitzes blieb auch später, aber die Betriebsformen änderten sich; der Grossbetrieb wich dem kleinen Betriebe: zur Zeit des älteren Plinius fing man an, den Boden sorgfältig für die Aufnahme der Saat vorzubereiten. Die Räder — Hacke — aratrum — kam in Gebrauch. Man war bestrebt, den Boden derart für die Saat zu lockern, dass er gar keine grösseren Schollen mehr aufwies. Eine derartige Bearbeitung erforderte grosse Sorgfalt und Fleiss. Der Sklavenbetrieb im Grossen war für eine solche intensive Kultur wenig geeignet. Der Weg vom Sklavenhaus zu den Aeckern war weit, mit Fesseln mussten ihn die Sklaven zurücklegen und gefesselt mussten sie die Arbeit verrichten. Die Unmöglichkeit einer intensiven Arbeit unter solchen Verhältnissen war klar. Nur wenn man den Arbeiter an dem Resultate seiner Arbeit zu interessiren suchte, könnten diese Schwierigkeiten überwunden werden; und das war nur möglich durch den Uebergang zum Kleinbetriebe des Colonats.

Aber auch die veränderten Marktverhältnisse seit den letzten Zeiten der Republik wirkten in gleicher Richtung. Die Anhäufung der Bevölkerung und die Steigerung der Reichthümer in Italien, besonders in Rom, erhöhten die Nachfrage nach Erzeugnissen der sogenannten kleinen Kultur. Die Aufzucht von Geflügeln wurde bedeutend vortheilhafter als die Ackerwirthschaft. In der Umgebung Roms nahm der Anbau von Rosen, Lilien, Veilchen u. s. w. gewaltsam zu; ebenso wuchs der Begehr nach Früchten. Viel Ackerland wurde in Viehweide umgewandelt, weil die Nachfrage nach frischer Milch stieg. Der Weinbau und die Zucht von Olivenbäumen dehnten sich aus; es entwickelte sich eine landwirthschaftliche Litteratur; kurz in vielen Gegenden Italiens nahm die Landwirthschaft den Charakter des Garten

baues an, bei dem ein centralistischer Grossbetrieb sich schwerlich rentirt.

Endlich wirkte noch ein anderes Moment. Als die römischen Grundeigenthümer aufgehört hatten sich um ihre Wirthschaft zu kümmern, übertrugen sie die Administration ihrer Güter ausgewählten Sklaven. Solange die Verwalter lebten, die von den Grundbesitzern selbst herangebildet worden waren oder wenigstens ihr unmittelbarer Nachwuchs, der die alten Traditionen weiter führte, so lange ging es zur Noth noch; sobald aber diese ersten Generationen ausgestorben waren, wurden die Verhältnisse dauernd schwieriger, um so mehr als durch steigende Preise, die für die Sklaven gezahlt werden mussten, die Produktion immer theuerer wurde. Die Eroberung immer neuer Länder hatte lange Zeit eine grosse Menge von Kriegsgefangenen geliefert und den Preis für Sklaven niedrig gehalten. Gegen Ende der Republik stockte dieser Prozess. Die Herbeischaffung fremder Sklaven wurde immer schwieriger und die Preise stiegen entsprechend. Die Arbeit theurer Sklaven bei intensiver Kultur aber konnte nicht genügend rentiren; da andererseits eine Klasse freier Pächter noch nicht entstanden war, so war es nur natürlich, dass die Römer als gute Rechner, die sie immer waren, nun die grossen Latifundien in kleine Parzellen zu zerschlagen begannen und Sklaven auf ihnen ansiedelten, eben die Colonen. Sie genossen grössere Freiheit, als die Sklaven, die von einem Centrum aus zur Arbeit getrieben wurden. Ursprünglich unterschied sich die Lage der Colonen von der der früheren Sklaven nur faktisch, nicht rechtlich; allmählich aber wurde das Verfügungsrecht der Herren über die Sklaven und ihren Nachwuchs (die Adscripti) eingeschränkt und damit war der Ausgangspunkt für die Entwicklung freierer Hörigkeitsverhältnisse gegeben[2]).

Nicht das Aufkommen humaner Ideen, sondern Umwälzungen in der landwirthschaftlichen Technik und auf dem Markt haben diesen langsamen Emanzipations-Prozess herbeigeführt. Wie einfach, natürlich, überzeugend ist diese Erklärung im Vergleich mit derjenigen, die wir z. B. bei Dankwardt finden, dessen Buch nur 4 Jahre vor der Schrift Rodbertus erschien und von Roscher mit einem empfehlenden Vorworte versehen wurde. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, erzählt Dankwardt, war das ganze Leben Europa's durch Monopole eingeengt. Aber bei

Anbruch des laufenden Jahrhunderts begann man „National-ökonomie“ zu studiren, und diese schöne Wissenschaft belehrte alsbald die Menschen, dass die Monopol- und Zunftwirthschaft voller Ungerechtigkeit sei, viele zur Arbeitslosigkeit verdamme und anderen einen faulen Müssigang und verschwenderisches Leben sichere[3]).

Wenn man eine derartige Erklärung für die Aufhebung der Zünfte liest, kommt man unwillkürlich zu dem Schlusse, dass gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die Gesetzgeber ungleich humaner, als in der Gegenwart gewesen sein müssen; damals beunruhigte sie der Gedanke, dass es Menschen auf der Welt geben könne, die vergebens nach Arbeit suchen, und reiche Glückspilze, die ihr Leben in Müssiggang verbringen. Die Gesetzgeber unserer Zeit dagegen befördern mit allen Mitteln die kapitalistische Produktionsweise, trotzdem diese doch auch mit Naturnothwendigkeit eine Armee von Arbeitslosen und auf der anderen Seite schwelgerischen Müssiggang erzeugt.

Werfen wir noch einen Blick auf ein Gebiet des Rechtes, dass scheinbar dem wirthschaftlichen Leben fern steht, auf die Institutionen des Bildungs- und Erziehungswesens. Bis in das 19. Jahrhundert war in West-Europa die Schulbildung auf die besitzenden Klassen beschränkt. Die Produktion war in der Landwirthschaft so einfach, dass jede systematische Erlernung derselben überflüssig erschien. Im Handwerk war die Ausbildung wohl nöthig, aber das Lehrlingswesen, die praktische Ausbildung unter Leitung eines Meisters, galt für die beste Form, in der der zukünftige Handwerker seine professionellen Kenntnisse erwerben konnte. Das äusserste Elend der Volksmassen liess die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Schulbildung nicht aufkommen. Der Adel und selbst der Mittelstand fühlten wohl das Bedürfniss nach Bildung, zum Theil nach einer allgemeinen Bildung — Studium der klassischen Sprachen und ihrer Litteratur, der Geschichte, — zum Theil nach einer Bildung speziell in Jurisprudenz und Theologie, da von den höheren Berufen diese allein eine systematische Vorbereitung erheischten. Technische Bildung war für die höheren Klassen überflüssig, da sie an der materiellen Produktion nicht unmittelbar Theil nahmen. Und was den Mittelstand (Bürger und wohlhabende Bauern) anging, so fehlte, wie bereits gesagt,

auch bei ihnen der Antrieb für eine solche systematisch-wissenschaftliche Fachausbildung, die Einfachheit der Produktion machte das überflüssig. Erst die technisch ökonomischen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts schufen auch da den Wandel. Sie führten rasch zu der Erkenntniss, dass die neue Produktionsmethode desto ausgiebiger von der Industrie ausgenützt und desto eher vervollkommnet werden könnte, je besser in jeder Hinsicht für die technische Vorbildung gesorgt würde. Die neue Produktionsweise bedingte und verlangte das neue technische Unterrichtswesen, das sich im raschesten Tempo ausgedehnt hat. Im Jahre 1896 zählte man in Deutschland 436 humanistische Gymnasien mit zwei klassischen Unterrichtsprachen und 220 Realschulen verschiedener Kategorien. Dazu kommen 126 Real-Gymnasien (mit Latein als Unterrichtssprache), die als eine Uebergangsstufe von der humanistischen zur realistischen Bildung gelten können, sowie die Menge der landwirthschaftlichen und gewerblichen Fachschulen. Neben den 21 Universitäten Deutschlands (sie weisen alle ein hohes Alter auf) erwuchsen 9 höhere technische Schulen und 9 Forst-Akademien.

Die Produktions-Umwälzung, die das Entstehen der höheren technischen Lehranstalten veranlasste, hat ihren Einfluss auch auf das Gebiet der allgemeinen Bildung geltend gemacht. Die Einführung der Maschinen schaffte auch in der Industrie eine neue Geld-Aristokratie. Der Staatsdienst verlor in den Augen der zivilisirten Klassen viel von seiner Anziehungskraft. Der Umstand, dass eine hervorragende Stellung in der Industrie eine nicht geringere, oft eine viel angenehmere Lebensposition gewährt, als sie der Staatsdienst bietet, verursachte einen grossen Andrang zu den technischen und Fachschulen.

Die Umwälzungen in der Produktion haben des Weiteren auch die allgemeine Elementarbildung beeinflusst, doch tritt der Zusammenhang allerdings nicht mit solcher Klarheit hervor. Seit dem Alterthum und bis in unsere Zeit war die allgemeine Bildung das Privelegium der Wohlhabenden und persönlich freien Klassen. Die Volksschule, die für ärmste Klassen bestimmt ist, hatte zu ihrer Voraussetzung die persönliche Freiheit der Massen, damit aber zugleich die Fortbildung der Frohn-Arbeit zur Lohn-Arbeit, mithin gleichfalls eine Veränderung in den Produktionsverhältnissen.

Des Weiteren ist klar, dass das ganze positive Recht immer auf den jeweiligen ökonomischen Gesellschaftstypus zugeschnitten, ihm angepasst ist. Die kapitalistische Waarenproduktion fordert z. B. möglichste Ausdehnung des Marktes; dem entspricht die Handels- und Kolonialpolitik der Kulturstaaten, wie die ganze hierauf bezügliche Gesetzgebung. Ferner: Das Kapital ist an einem möglichst langen Arbeitstage interessirt. Grund genug, dass der so dringend nothwendigen Arbeit der Schutzgesetzgebung überall Hemmnisse in den Weg gelegt werden. Sobald irgend wie neue arbeiterfreundliche Reformen verlangt werden, ist immer die erste Frage: „Können diese nicht etwa die Konkurrenz der heimischen Industrie auf dem Weltmarkt irgend wie schädigen?“ Und die Freiheit des zu Syndikaten organisirten Kapitals gilt als ein Heiligthum, welches der Staat beileibe nicht antasten darf. So auch auf dem Gebiete des Bildungswesens. Die Erweiterung der technischen Hochschulen, die Errichtung neuer Lehrstellen an denselben, die Herstellung grossartiger chemischer Laboratorien und physikalischer Anstalten wird bei Weitem eifriger betrieben, als die Vermehrung der Volksschulen und die Erhöhung der Volksschullehrergehälter. Viel weniger als für die herrschenden, geschieht für die ökonomisch rückständigen Schichten von Seiteu des Staates. Es kommt wohl vor, dass der landwirthschaftliche Kleinbesitz und das Handwerk Nutzen aus den Maassnahmen ziehen, die in erster Linie auf den Vortheil des Grossbetriebes hinzielen. Von Zeit zu Zeit erheben sich Stimmen, man müsse die Zahl der bäuerlichen Eigenthümer durch eine staatliche Kredit-Operation grossen Stiles vermehren; freilich würde der Staat mit Leichtigkeit die Mittel hierfür finden und wir sehen, dass er sie zu finden weiss, wo er aus politischen Gründen solche Massnahmen selbst wünscht (das war z. B. der Fall in Preussen, als man in Posen polnischen Grundbesitz durch deutschen ersetzen wollte). Doch sind solche weitausschauenden Pläne, wenn sie nicht direkt politischen Zwecken dienen, durchaus nicht populär. Allerdings errichten Staat und Gemeinde auch Fachschulen für Handwerker oder unterstützen dieselben wenigstens, aber im Allgemeinen geschieht auf dem Gebiet des niederen Handwerksunterrichtes unvergleichlich weniger, als für die mittlere und höhere technische Bildung.

Ebenso stellt sich die Gesetzgebung den über den Kapitalismus hinausstrebenden Schichten der Lohnarbeiterschaft vorwiegend gleichgültig, oder feindlich gegenüber. Gewerkvereine, Produktiv- und Konsum-Genossenschaften, die doch mehr oder weniger im Widerspruch zu dem herrschenden kapitalistischen Typus der Volkswirthschaft stehen, finden von Seiten des Staates keine Förderung. Es scheint schon mehr als genug, wenn man ihr Dasein duldet. Auch die Versammlungs- und Vereinsfreiheit hat in Deutschland einen sehr schweren Stand gegen die kapitalistischen Feinde. Typisch für die ablehnende Haltung des Staates war unter anderem das Verhalten der französischen Regierung denjenigen Municipal-Verwaltungen gegenüber, in denen die Arbeiter dominirten. Die Socialdemokratie hatte 1890 einen Sieg bei den Wahlen in Lille und Roubaix errungen. In Roubaix waren der Maire, sowie die Mitglieder der Gemeindeverwaltung (insgesammt 36) aus der Mitte der Arbeiterschaft gewählt worden. Der Municipal-Dienst ist nun bekanntlich Ehrendienst, gewöhnlich aber stellt die Regierung dem Maire bedeutende Summen zu Repräsentationszwecken zur Verfügung. Die Mitglieder des Gemeinderathes von Roubaix, die keine anderen Existenzmittel, als ihren Arbeitslohn hatten, und die um ihre ganze Zeit den Gemeindeangelegenheiten widmen zu können, auf ihre Arbeitsstellen verzichten wollten, ersuchten damals die Regierung, ihnen 36 000 Frcs. zu Repräsentationszwecken anzuweisen; diese Summen wollten sie untereinander derart vertheilen, dass auf den Kopf 1000 Frcs., also ein dem gewöhnlichen Arbeiter-Einkommen entsprechender Betrag entfiel. Die Regierung, die in der Regel Repräsentationsgelder ohne Weiteres zuzubilligen pflegt, schlug — sehr charakteristisch — in diesem Fall die Forderung ab. Als zum Beginn ihrer Thätigkeit die arbeiterfreundliche Stadtverwaltung die Fürsorge für die unbemittelte Klasse erweitern und u. A. Gemeinde-Apotheken errichten wollte, um den Preis der Medikamente zu verbilligen, inhibirte das die Polizei unter dem Vorwande, dass die Errichtung von Apotheken Seitens der Stadt nicht üblich wäre.

III.

Wenn der Einfluss des wirthschaftlichen Lebens auf das reale Recht so augenscheinlich ist, versteht sich andererseits von selbst, dass die philosophischen Rechtssysteme und die Rechtswissenschaft sich diesem Einfluss ebenso wenig entziehen können. Das Gleiche gilt natürlich von der ökonomischen Wissenschaft. Die Umwälzungen in den wirthschaftlichen Zuständen spiegeln sich auch in den Systemen der politischen Oekonomik wieder. Die grossen Forscher, welche die ökonomischen Vorgänge analysiren und auch theoretisch in Formeln bringen, vertreten mit ihren Reformplänen die Interessen der ökonomischen Fortentwicklung, während die kleineren Geister die althergebrachten Zustände verherrlichen und gegen die Tendenzen der Entwicklung künstliche Hindernisse aufthürmen möchten. So kann man bei Smith und Ricardo deutlich den Einfluss verfolgen, den die Umbildung in der Wirthschaft auf die politische Oekonomik ausübt. In der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts kämpfte die bourgeoise Wirthschaftsform gegen die handwerksmässige und bäuerliche an. Viele schweren Fesseln waren noch zu sprengen. Adam Smith und vor ihm bereits die Physiokraten wirkten unter diesen Verhältnissen nicht nur als Theoretiker, sondern ebensowohl auch als Vorkämpfer und wissenschaftliche Agitatoren einer neuen Wirthschaftsordnung. Sie vertraten ein bürgerliches Reform-Programm. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Mancherlei aus diesem Programm bereits verwirklicht worden. Da trat Ricardo, der ökonomische Theoretiker par excellence auf. Aber bald, schon in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, zeigten sich die Gegensätze innerhalb der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft mit solcher Schärfe, dass die Unbefangenheit der wissenschaftlichen Förderungen mehr und mehr verloren ging.

Die Schüler Ricardo's und Smith's waren wissenschaftlich nur in Detailfragen fruchtbar. Als Politiker stellten sie die Forderungen ihrer Meister nach grösstmöglichster Handels- und Produktionsfreiheit in den Vordergrund und predigten die Harmonie der Interessen als Vorkämpfer der nunmehr bereits zu voller Herrschaft gelangten kapitalistischen Klassen. Der

Socialismus, von St. Simon, Fourier, Owen vertreten, erhebt sich gegen diese seichte und unwahre Dogmatik der Besitzenden. Er wird zum Ausdruck der neuen, über den Kapitalismus hinausdrängenden Kräfte. Ursprünglich utopistisch konstruirend, stellt sich dieser Socialismus mit Carl Marx auf den Boden der Beobachtung und erhält so einen analysirenden wissenschaftlichen Charakter. Um die über dem Kapitalismus hinausweisenden ökonomischen Tendenzen der modernen Gesellschaft klarzulegen, musste er die theoretischen Untersuchungen, die von den grossen bürgerlichen Oekonomen bedungen waren, unter neuen Gesichtspunkten wieder aufnehmen und weiterspinnen; er musste die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft aufdecken, sie in ihrem Zusammenhange tiefer ergründen und die Theorie der Interessenharmonie in ihrer ganzen jämmerlichen Haltlosigkeit blosslegen. So erscheint Marx als der letzte grosse Theoretiker der bürgerlichen Wirthschaftsform, der in seiner Kritik bereits das Recht einer neuen, höheren, genossenschaftlichen Produktionsweise vertritt.[4])

Der Zusammenhang zwischen den Erscheinungen der Volkswirthschaft und der ökonomischen Theorie, der Einfluss der ersten auf die zweite, liegt auch für eine ganz oberflächliche Betrachtung offen zu Tage.

Es ist übrigens bezeichnend, dass die beiden grössten Theoretiker gerade in England auftraten. Smith ist seiner Abstammung und seinem ganzen Leben nach Englands Bürger. Als gründlich und vielseitig gebildeter Mann, kannte er die französische Litteratur und Philosophie und wurde durch dieselbe beeinflusst. Aber nur in England konnte er den Reichthum ökonomischer Beobachtungen, den wir in seinen Werken bewundern, gewinnen. War doch die Wirthschaft Englands die höchst entwickelte der damaligen Welt. Marx wurde nun zwar in einem damals wirthschaftlich rückständigen Lande, in Deutschland, geboren und erzogen und er weilte dort mit kleinen Unterbrechungen bis zu seinem 30. Lebensjahre. Dann ging er nach Frankreich, Belgien und schliesslich nahm er dauernd seinen Wohnsitz in England. Hätte wohl „Das Kapital“, so wie es ist, geschaffen werden können, wenn Marx in Deutschland geblieben und zeitlebens vorwiegend auf die Beachtung deutscher Verhältnisse angewiesen gewesen wäre? Ich glaube nicht! Bis zu den

70er Jahren hin war das eigentliche Kapitalsystem mit allen ihm innewohnenden Gegensätzen in Deutschland noch viel zu wenig entwickelt. Marx konnte sein „Kapital" nur in einem Lande, wie England, dessen Zustand alle typischen Züge der Kapitalister-Konkurrenzwirthschaft aufwies, konzipiren und ausgestalten. Sombart trifft daher völlig das Richtige, wenn er sagt: „Was Carl Marx befähigt hat, den ersten Rang unter den Social-Philosophen des 19. Jahrhunderts zu erreichen, und neben Hegel und Darwin den grössten Einfluss auf die modernen Ideen zu gewinnen, war dieses, dass er die Kenntniss der höchsten Formen der Geschichtsphilosophie seiner Zeit — Hegel — mit der Kenntniss der höchsten Formen socialen Lebens — Westeuropa, d. h. Frankreich und insbesondere England — vereinigte, dass er wie in einer Linse alle Strahlen, die von fremden Denkern ausgegangen waren, zusammenzufassen wusste und dass es ihm — aus seiner internationalen Lebenssphäre heraus — gelang, von allen Zufälligkeiten nationaler Entwicklung abzusehen und das Typische des modernen Gesellschaftslebens, also das Allgemeine im Besonderen zu erfassen."[5]) Doch möchte ich gleich bei dieser Gelegenheit Sombart gegenüber entschieden in Abrede stellen, dass Marx „die weniger edlen Triebe des Menschen" besonders hervorgehoben betont, dass er mit ihnen so gut wie ausschliesslich gerechnet habe. Jedenfalls kann man ihm nicht Willkür und Voreingenommenheit in dieser Hinsicht vorwerfen. Er ergründete mit gleich grosser Schärfe alle menschlichen Triebe. Wenn man sagt, dass er gelegentlich den krassen Egoismus als Haupttriebfeder der Geschichte behandelt habe, so zeigt auch das keine Einseitigkeit der Beobachtung, sondern erscheint als Resultat einer durchaus vorurtheilslosen Untersuchung.

Auf das wirthschaftliche Leben der gegebenen Zeit kann man auch Vieles in den philosophischen Systemen zurückführen, was gewöhnllch als rein individuelle Aeusserung betrachtet wird.

Nehmen wir z. B. Herakleitos, den Dunklen. Eine ganze Anzahl von Denkern hatte bereits einer einheitlichen Welterklärung vorgearbeitet; Herakleitos setzte dieses Werk fort, indem er das Feuer als Ur-Element der Welt erklärte. Indess, der nähere Inhalt seines philosophischen Systems wird erst aus dem socialen Leben von Ephesos, der Vaterstadt Heraklit's verständlich. Die ärmsten Klassen Joniens kämpften im VI. Jahr-

hundert um Erweiterung ihrer Rechte und Verbesserung ihrer materiellen Lage. Ihr Theoretiker war Xenophanes, der die allgemeine Gleichheit lehrte. Xenophanes stellte als Ideal einen socialen Zustand hin, bei dem die Gleichheit Aller zu einer vollkommenen Einheit führen würde, wobei er dieses Ideal mit seiner methaphysischen Voraussetzung über das Wesen der Welt in Verbindung brachte. Der Sieg der Volkspartei in Jonien brachte die Wohlhabenden in Bedrängniss. Sie nahmen den Kampf auf und ihr Theoretiker nun ist Heraklit, der einem der vornehmsten Geschlechter Joniens angehörte. Er stützt seine politischen Reformpläne auf seine allgemeine Welt-Anschauung. Nach seiner Meinung herrscht in der Welt Einheit, aber er sieht — im Gegensatz zu Xenophanes — diese Einheit nur als Einheit eines allgemein auf den Kampf der Gegensätze basirten Weltgesetzes. Die Proklamirung der socialen Gleichheit erscheint ihm nur als ein Versuch, das Naturgesetz zu vergewaltigen. Es giebt nichts Seiendes, es giebt nur eine ewige Bewegung, wie die tägliche Erfahrung lehrt; Gesundheit folgt auf Krankheit, Uebersättigung auf Hunger, Ruhe auf Ermüdung, und in diesem ewigen Wechsel der Formen bleibt beständig nur das Feuer — das Grundprinzip. Das Leben existirt nur als Wechsel, und Gleichheit ist Tod. Der beständige Uebergang aus einem Zustand in den andern zeigt, „das der Streit der Vater und Herrscher über alle Dinge ist.“ Der ununterbrochene Kampf, der alles Seiende erschaffen und alles Seiende wieder ändert, hat auch dazu geführt, dass ein Theil der Menschen Sklaven, ein anderer frei ist. Diese Lehre enthielt so eine Basis, von der aus die Bestrebungen der Aristokratie trefflich unterstützt, die demokratischen Tendenzen aber zurückgewiesen werden konnten. Die Ideen der allgemeinen Gleichheit sind von Heraklit mit dem ganzen Rüstzeug seiner Philosphie angegriffen worden. Aus den gewaltigen Gegensätzen und Ungleichmässigkeiten der Welt folgert er, dass nicht alle Menschen gleich vernünftig sein können, im Gegentheil, die Menge sei vollständig blind ebenso wie ihre Führer, die oberflächlichen Vielwisser. Seine Verachtung des Volkes und seine aristokratischen Gesinnungen drücken sich auch darin aus, dass er dem Flitterglanz, der die Führer der Menge umgiebt, die höhere Belohnung gegenüberstellt, die jene erwartet, welche für die gute Sache ruhmreichen Tod erlitten haben.

Er glaubt, dass die Aristokratie nicht kühn genug sei und feuert sie zum Kampfe an durch die Verheissung einer Glückseligkeit, die die Heldenkämpfer nach dem Tode erwartet[6]).

Die Grundlage dieser Klassenkämpfe liegt aber in der ökonomischen Entwicklung. In Jonien, dieser blühendsten aller griechischen Kolonien, hatten Handel und Gewerbe bereits eine hohe Entwicklungsstufe erreicht. Die angehäuften Reichthümer verschafften einer kleinen Minorität die Möglichkeit, die Herrschaft an sich zu reissen und das Volk zu unterdrücken. Der Reichthum hatte im Gefolge Ueppigkeit und Laster, wie sie in den anderen griechischen Ländern jener Zeit unbekannt waren. Eine gänzliche Entartung der herrschenden Klasse war eingetreten. Verschwendung, Eigennutz und Falschheit galten als hervorstechende Eigenschaften der Jonier und wie die ökonomische Entwicklung dort Klassenkämpfe erzeugte, so hat sie durch diese Kämpfe hindurch auch die Philosophie sowohl des Xenophanes, als auch die des Heraklit beeinflusst[7]).

IV.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Völkerlebens wirken augenscheinlich auch auf die Kunstentwicklung ein. Das gilt bereits für die ganz primitiven Zeiten. So hat z. B. Bücher sehr interessant darauf hingewiesen, wie schon bei den Naturvölkern Hand in Hand mit der materiellen Arbeit der Sinn für Rythmus und die Freude daran sich ausbildete. Das mag der Keim gewesen sein, aus dem heraus die Musik und Liederpoesie sich dann weiter entwickelt haben. Jede Arbeit — des Dreschers, des Schmiedes, des Zimmermanns, des Ruderers — erzeugt besondere Geräusche und vollzieht sich meist in einem eigenartigen Rythmus. Lieder, deren Rythmus der Arbeit sich anpassen, findet man bereits in den primitivsten gesellschaftlichen Zuständen. Dabei sind die Geräthe, die bei jenen einfachsten und uralten Arbeiten verwendet wurden, den primitivsten musikalischen Instrumenten vielfach nahe verwandt; diese weisen auf jene zurück, so die Trommel, die Klapper der Wilden. Auch erinnert die primitive Musik in ihren Klängen oft an gewisse Arbeits-

geräusche[8]). Charakteristisch ist auch die sehr früh auftauchende Vorliebe für Schmuckgegenstände, wie Felle, Krallen und Zähne der wilden Thiere u. s. w. Das Besitzen solchen Schmuckes gilt als ein Zeichen von Wohlhabenheit, Muth, Kraft und Gewandtheit, als der im Stamme am höchsten geschätzten Eigenschaften.

Die psychische Natur des Urjägers — sagt Kirssanoff — bedingt es, dass er überhaupt ästhetische Vorstellungen und Neigungen besitzt. Sein wirthschaftlicher Zustand, sein Jägerleben bedingt es, das diese Vorstellungen und Neigungen ganz bestimmte concrete Form annehmen[9]).

Im Uralterthum unterliegt die Kunst unmittelbar dem Einfluss der Technik und der ökonomischen Lage. Je komplizirter das Leben, desto mehr Zwischenstufen vermitteln diesen Einfluss. Der Rhytmus in der Dichtkunst erinnert in seinen Elementen an die Töne bei der Arbeit: Anapäst und Daktylus erinnern an die Schläge des Hammers auf den Ambos. „Aber man darf hier eben nicht vergessen, dass die Verskunst, einmal vorhanden, ihre eigenen Bahnen verfolgt, sobald das Gedicht von Musik und Körperbewegung sich losgelöst hat, und genügend selbstständig geworden ist, um sein Sonderdasein zu führen. . . . Einmal von der Arbeit emancipirt, kann die Musik auch in der Wahl ihrer technischen Mittel freier verfahren, und bei den europäischen Kulturvölkern blickt sie ja auf eine Entwicklung von mehreren Jahrtausenden zurück“[10]).

Aber der Zusammenhang zwischen Kunst und wirthschaftlichem Leben kann auch in den Perioden nachgewiesen werden, wo die Civilisation das Leben bereits völlig umgestaltet hat. Taine hat sehr gründlich und mit der ihm eignen Beredsamkeit die socialen Bedingungen geschildert, die den niederländischen Charakter geformt und auch der Kunst dieses Volkes einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt haben. Die karge, strenge Natur, die den Menschen zwingt, jedes Stückchen Erdboden dem Wasser abzuringen, erfordert die Anspannung der ganzen physischen Kraft, des Muthes, der Intelligenz und Erfindungsgabe. Sie kettelt den Sinn an den Boden und begünstigt eine realistische, jeder Träumerei abgewandte Denkweise. In diesem eigenartigen Milieu entstehen die wunderbaren Kunstwerke eines Rubens, Rembrandt und ihrer vielen Nachfolger. Der Realismus charakterisirt diese Kunst; Christus, Maria, die Apostel und

Märtyrer des Rubens erinnern nur den Namen nach an die evangelische Ueberlieferung. Rubens malt alle diese christlichen Figuren in blühender Gesundheit, im Glanze der Kraft und Schönheit, mit Augen, aus denen Sinnenlust hervorleuchtet. Alle Traditionen der alten Malerei sind hier aufgehoben, alle sinnlichen Triebe der menschlichen Natur kommen zum freien Ausdruck. Der Künstler stellt in seinen Bildern diese Triebe dar, weil eben diese Triebe wirklich sind. Aber dem Leben am nächsten steht Rembrandt. Er führt uns eine ganze Gallerie von Typen aus seiner Zeit vor: Edelleute, Bürger, Dienstmädchen und Bauern, Soldaten und Bettler u. s. w. Sie machen alle den Eindruck, dass sie in ihrem alltäglichen Dasein volle Zufriedenheit empfinden; ein Festkleid, ein sauberer Fussboden, eine Kanne Bier und eine Pfeife, eine gemüthliche Plauderei über die Sorgen und Freuden des Tages — das genügt zu ihrer Glückseligkeit.

Warum, wird man aber fragen, treten die grössten Künstler der flämischen und holländischen Schule gerade im 17. Jahrhundert auf und warum ist die Liebe zum Realen, Schlichten, Alltäglichen gerade in ihren Schöpfungen so besonders hervorstehend?

Zu eben jener Zeit hatten Belgien und Holland schwere Prüfungen durchgemacht. Philipp II hatte dort die blühendsten Städte verwüstet, dem Handel und Gewerbe furchtbare Schläge versetzt. Die Scheiterhaufen und das Beil des Henkers hatten Tausende hingerafft; Zehntausende von Familien waren geflüchtet, eine noch grössere Zahl war auf blutiger Wahlstatt geblieben. Die neue Generation wuchs mitten im Kriegslärm heran; Niemand war des nächsten Tages sicher. Erst als am Ende des 16. Jahrhunderts die Bluthherrschaft Albas dem milden Regiment des Herzogs von Parma Platz machte, begann das Leben wieder in die alten gewohnten Bahnen einzulenken. Industrie und Handel blühten von Neuem auf, Alles erfreute sich an den Segnungen des Friedens. Nach soviel Schicksalsschlägen erschien der Friede als ein herrliches, durch den Kontrast zu all dem eben erduldeten Elend im Werthe unendlich gesteigertes Geschenk. Endlich konnte man wieder in Ruhe den Geschäften nachgehen und das Leben geniessen; es gab wieder ein Heim, ein Vaterland, es gab ein Hoffen auf die Zukunft; die alltäglichsten Erscheinungen des

neugewonnenen Lebens erhielten etwas Anziehendes, Interessantes[11]. Dies sind die Verhältnisse, aus denen heraus die Meister der flämischen und holländischen Schule zu verstehen sind. Das Glück des neuen Lebens erfüllte auch ihr Herz und erschien ihnen in allen seinen Formen, auch den alltäglichsten, interessant und bedeutend.

Natürlich ist auf dem Gebiete der Kunst ebenso, wie dem der Wissenschaft, auch die Tradition eine gewaltige Macht. Aber die Impulse, die das unmittelbar ökonomisch politische Leben der Kunst giebt, dürfen darum nicht übersehen werden. Die französische Revolution z. B. konnte die alte Ordnung der Dinge nicht hinweg fegen, ohne dass auch in den Bedingungen des künstlerischen Schaffens ein Wechsel eintrat. Der Adel, verweichlicht, müssig, führte seit Generationen bereits eine rein parasitäre Existenz. Geniessen war seine Losung. Dabei hielt eben dieser Adel seine Herrschaft für eine Natur-Nothwendigkeit. Seit Anbeginn der Welt war das Loos der Massen emsige Arbeit, geringes Ansehen — Schicksal des Mittelstandes, Herrschen und Müssiggang — die Bestimmung der oberen Schichten. So malte sich die Weltgeschichte in den Köpfen dieser Adeligen. Die angeborenen Privilegien sollten möglichst genussreich ausgebeutet werden. Als Schönheit galt, was dem Ernste des Lebens aus dem Weg ging. Nicht erschüttert, unterhalten und angenehm angeregt wollte man werden. Und diesen Anforderungen passte sich die Kunst des 18. Jahrhunderts an. Das Ziel der Malerei war das Gefällige, das zugleich den Sinnen schmeichelte. Jede Tendenz fehlte. Diese Kunst war ebenso elegant und graziös, wie das Leben der herrschenden Klassen, das wie im Festesrausche dahinging.

Das Bürgerthum, welches den Adel in der grossen Revolution besiegte, trat mit anderen Aspirationen auf. Ernste Arbeit hatte den Grundstein zu seiner Grösse gelegt; und nur in unaufhörlichem Kampfe konnten die ansteigenden Schichten sich behaupten und weiter vordringen. Für tändelnde Spiele blieb da nur wenig Zeit. Das bloss Angenehme musste dem Nützlichen Platz machen. Als die Revolntion das Bürgerthum für wenige Monate zum Herrn der Situation machte, da zeigte sich auch sofort, wie anders diese neuen Elemente die Kunst auffassten. Sie erwarteten von dem Künstler, dass er den Patriotismus der Bürger schüren,

zum Hass gegen die Tyrannen anfeuren und alle heroischen Instinkte erwecken werde. Und die Malerei entsprach diesen Anforderungen. Die römische Historie, mit heroischen Thaten angefüllt, lieferte das Kostüm für die neue Richtung. Der Geist der Klassizität, der die französische Litteratur im 17. und 18. Jahrhundert beherrschte, verleugnete sich in der Kunst der Revolutionsperiode nicht. Typisch für diese Kunst sind die Bilder Dawid's: Der Schwur der Horatier, der Raub der Sabinerinnen, der Tod Marats. Sein Styl schlug durch und fand zahlreiche Nachahmer.

Analoge Erscheinungen weist die Geschichte der englischen Malerei auf. Der Mittelstand war dort nach der revolutionären Bewegung des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt und diese Herrschaft kam nicht nur in der Litteratur, sondern ebenso wohl auch in der Kunst zum Ausdruck. Die moralisirende, social-satyrische Tendenz eines Hogarth, in dessen Bildercyclen die üblen Folgen des Lasters breit ausgemalt werden, entsprach durchaus dem bürgerlichen Geiste. Hogarth kannte das Leben aller Gesellschaftsklassen von Grund aus, ihre Freuden und Sorgen, Mühen und Erlustigungen, die Häuser der guten bürgerlichen Familien, wie die Höhlen des Elends und Lasters. Seine Bilder sind realistisch und zugleich belehrend, voll bürgerlicher Nüchternheit. In einem ganzen Cyclus schildert er z. B. das Leben eines Wüstlings, der durch das Laster schmählich zu Grunde gerichtet wird. Und ähnliche Tendenzen zeigen sich bei vielen anderen Malern jener Zeit.

Ferner — wenn im 19. Jahrhundert die alten Meister der Renaissance einen so gewaltigen Einfluss auf das künstlerische Schaffen gewonnen haben, so ist auch hierbei die Mitwirkung ökonomischer Faktoren nicht zu verkennen. Die Meisterwerke der alten Kunst waren früher in den Palästen der Könige und Grossen eingeschlossen, und daher nur einem sehr kleinen Kreise zugänglich. Die Künstler, die nicht den privilegirten Schichten angehörten, und diese bildeten die Mehrheit, hatten kaum die Möglichkeit, sie zu sehen. Der Demokratisierung der Gesellschaft, die durch die französische Revolution eingeleitet wurde, entsprach es, dass diese Schätze nun in wachsendem Maasse an das Tageslicht der Oeffentlichkeit gezogen und in grossen Museen Jedermann zugänglich gemacht wurden. Den Residenzen und

Grossstädten folgen hierbei die Städte zweiten Ranges. Jetzt konnten die Künstler die alten Werke in voller Musse Monate, Jahre, ja das ganze Leben hindurch studiren; und der neue Einfluss der Grossmeister der Renaissance auf die neue Kunst war denn stark genug, um zeitweilig jede originelle Fortentwicklung zu unterbinden. „Ein solcher in früheren Kunstperioden noch nie ermöglichter naher Verkehr mit den Alten war nun für eine neue Entwicklung der Kunst in mancher Beziehung förderlich, in der Hauptsache aber hemmend. . . . hemmend, sofern sich der Künstler mit einem Mal eine Welt von Schöpfungen so vollkommener Art gegenüber gestellt sah. . . . Die Neuen standen staunend den in Museen und Gallerieen angesammelten Schätzen der Malerei gegenüber, und konnten deshalb von vornherein nicht naiv und unmittelbar produktiv, nicht ursprünglich und schöpferisch gestimmt sein. Die genaue Kenntniss aller vorangegangenen Kunstepochen lastete auf ihnen“ [12]). Die Nachahmung dominirte.

In derselben Richtung wirkte — wenigstens in Deutschland — zeitweilig der gänzliche Verfall des öffentlichen Lebens. Der Revolutionssturm, der über Frankreich hingebraust war, brachte Deutschland die Niederlagen von Jena und Auerstädt. Bis 1848 lastete eine bleischwere Reaktion auf dem Leben Deutschlands. Der Rückständigkeit der Volkswirthschaft entsprach die Armuth der Bevölkerung. Die Städte waren noch wenig entwickelt und die Gross-Industrie steckte erst in den Kinderschuhen. Polizeiliche Willkür herrschte unbeschränkt im ganzen Lande. Die Gegenwart bot so wenig, dass die Neigung, ihr zu entfliehen, nur zu verständlich war. Der Denker zog sich in die Einsamkeit der Metaphysik zurück, der Dichter verspottete sein Volk, floh über den Rhein und pries das freiere und grössere Leben Frankreichs, der Maler hielt sich an die grossen Traditionen der Vergangenheit. Das Gefühl schien dort tiefer, die Individualität kräftiger gewesen zu sein. Sogar die heimathliche Natur begeisterte die Künstler nicht. Die landschaftliche Malerei wurde im Allgemeinen wenig kultivirt, wenn aber schon Jemand Landschaften malte, so wählte er fremdartige, oder historisch bedeutsame Gegenden [13]).

Es ist leicht zu erkennen, wie der sociale und ökonomische Fortschritt der Kunst zur Befreiung von der Tradition ver-

helfen musste, wie er erst die Möglichkeit einer selbstständigen Weiterentwicklung schuf. Nach Muther[14]) ist die Mitte des 19. Jahrhunderts geradezu ein Wendepunkt in der Geschichte der Kunst. Suchen wir die gesellschaftlichen Gründe dieses Umschwungs uns zu vergegenwärtigen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich trotz aller Reaktion immerhin folgenschwere Veränderungen angebahnt. Vor allem in dem Zeitraum von 1825—1848. Damals begann der Bau der Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die grossindustriellen Betriebe Englands fanden hier und dort auch auf dem Kontinent Nachahmung und in den 40er Jahren erwachte dann die politische Opposition des Chartismus in England und auf dem Kontinent die liberal-demokratische Bewegung, die dem Sturm von 1848 vorherging. Unter der Eisdecke der Reaktion regten sich die Keime einer freieren Zukunft.

Das aufstrebende Hoffen und Hand in Hand damit das wachsende Interesse an der Gegenwart und der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit musste denn aber auch wieder in der Bewegung von Kunst und Wissenschaft zum Ausdruck kommen. Wie die Naturwissenschaft unter dem Einfluss dieser Strömungen im socialen Leben sich immer mehr dem exakten Experiment zuwendet, wie die Geschichtsforschung nun immer kritischer und realistischer wird, ändert auch die Kunst allmählig ihren Charakter. Sie emanzipirt sich von der Tradition und nimmt mit Vorliebe ihre Motive aus dem realen Leben. Millet, der mit allen Fasern an dem heimathlichen Dorfe hing, malt schlichte Bauern und ebenso bevorzugt Courbet, der Sohn des Dorfes, in Paris erzogen, ganz einfache realistische Motive. Dieselbe Bewegung wie in Frankreich bricht dann auch in anderen Ländern durch. England, das industriell vorgeschrittenste Reich, erlebte auch am frühesten jene Neuerung und Emanzipirung der Kunst. Der Realismus Turners geht um ein ganzes Vierteljahrhundert dem Sieg des Realismus auf dem europäischen Kontinent voraus.[15])

V.

Wie wirkte nun der Eisenbahnbau, diese gewaltige Umwälzung in der Technik des Transportwesens, auf die ver-

schiedenen Gebiete des socialen Lebens ein? — vor allem wurde der Welthandel und die Weltindustrie nun auf eine ganz andere Basis gestellt. Die Bedeutung der Eisenbahnen in dieser Hinsicht ist so offenkundig und so oft dargelegt, dass ein näheres Eingehen sich erübrigt. Wir erinnern nur daran, dass im Anschluss an die Eisenbahnen ganze Industriezweige, besonders in der Metallbranche, neu entstanden sind und dass sich die Arbeitstheilung der Völker seither radikal geändert hat. Ohne die Umwälzung der Technik des Transportwesens müsste England heute unvergleichlich mehr Korn produziren, als es thatsächlich anbaut, während Russland und Nordamerika natürlich nur ein viel geringeres Quantum von Nahrungsmittel exportiren könnte. Auch würde sich dann die Industrie wie es früher der Fall war, vielmehr nach der Lage der Bergwerke gruppiren müssen. Es wäre unmöglich, dass eine Eisen-Industrie Tausende Kilometer von den Erzlagern entfernt entstehen könnte u. s. w. Ferner: Da die Eisenbahnen monopolistische Unternehmungen sind, sichern sie den Eigenthümern eine hervorragend privilegirte Stellung und bringen Millionen Menschen direkt und indirekt in Abhängigkeit von ihnen. Wo der Staat zu Beginn der Eisenbahnaera stark genug war, suchte er aus diesem Monopol Vortheile für sich zu ziehen. Er schränkte die Rechte der Eisenbahn-Gesellschaften ein oder — was noch sicherer war — er verstaatlichte die Anlagen; so konnte die Regierung die Tarife beliebig regeln und durch Erhöhung oder Herabsetzung derselben, wie sie wollte, die lokalen Interessen der verschiedenen Gebietstheile in sehr verschiedenem Maasse berücksichtigen. Vor Allem aber war sie in der Lage, die Tarife für den Waaren-Import nach schutzzöllnerischen Rücksichten beliebig zu gestalten.

Aber auch in anderer Weise wird die Macht der Regierung durch die Verstaatlichung der Bahnen gesteigert. Viele Tausende von Menschen werden so mit einem Schlage zu abhängigen Beamten, die in zurückgebliebenen Ländern, wie Russland, von vornherein für jede oppositionelle Bewegung verloren sind. Diese vielköpfige Masse, die im Dienste des Staates steht, identifizirt ihre Interessen mit denen der anderen Beamten und denen ihres gemeinsamen Brotgebers: des Staats. Freud und Leid irgend welcher socialen Schicht kümmert sie viel weniger. Solange die Entwicklung hier nicht zersetzend eingegriffen hat,

so lange fühlen sich diese Beamten, ob sie auch aus ganz verschiedenen socialen Schichten stammen, der übrigen Bevölkerung gegenüber, als eine kompakte, in sich solidarische Macht. Wie die Bureaukratie überhaupt, so hat auch diese Beamtenkategorie die Neigung zur Willkür, zur Missachtung der wichtigsten Privatinteressen. So erweitert sich das Gebiet, auf dem die Willkür der autokratischen Regierung sich geltend macht. In Ländern mit höherer Kultur, z. B. in Deutschland, findet wohl die Opposition, speziell der Socialismus, in der grossen Masse der proletarisch besoldeten Subalternbeamten Sympathie, aber der Ausdruck dieser Gesinnung bei den Wahlen u. s. w. wird durch die Furcht vor Massregeln vielfach zurückgehalten.

Ferner: Vor der Eisenbahnaera war die Kriegsführung mit kolossalen Heeresmassen ausserordentlich erschwert. Die 600 000 Mann, mit denen Napoleon nach Russland zog, konnten bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Transportmittel kaum dirigirt werden. Die Entwicklung der Eisenbahnen hat dies von Grund aus geändert. Die Grösse der deutschen Armee im Jahre 1870/71 hat z. B. die Schlagkraft derselben keineswegs gemindert. Indem die Eisenbahnen die Bewegung grösserer Massen im Kriege so ausserordentlich erleichtern, bilden sie in den modernen Staaten eines der Momente, welches die Tendenz zur Ausdehnung des Armeebestandes ständig begünstigt. Die Entwicklung der Transportmittel wirkt in derselben Richtung, wie die äussere Politik. Heute sind die Augen aller europäischen Völker auf China gerichtet. Jeder Grossstaat sucht sich dort ein Gebiet zu sichern. Aber nur weil es sich auf die sibirische Eisenbahn stützt, kann Russland heute dort auf grosse Grundlanderwerbungen ausgehen. Die russische Flotte, für sich genommen, wäre nicht stark genug dazu.

Auch die Gesetzgebung bleibt von der Entwicklung der Eisenbahnen nicht unberührt. Eine Unmasse neuer Beziehungen sind zu ordnen, ein vielfach gegliedertes Eisenbahnrecht wird nothwendig. Auch im Advokatenstande bildet sich ein Spezialistenthum für alle die in das Gebiet des Eisenbahnenrechtes entfallenden Prozesse aus.

Ebenso hat das Unterrichtswesen mit der neuen Transporttechnik zu rechnen. Unter den technischen Schulen nehmen die Eisenbahnschulen zur Vorbereitung der unteren und Mittel-

beamten einen wichtigen Platz ein; an den Polytechnikums wird über Bau und Betrieb der Bahnen in ausführlichen Kollegs gelesen. Der Ingenieurwissenschaft erwachsen aus dem neuen Transportwesen immer neue Probleme. Die Versicherungen gegen Eisenbahnunfälle verlangen Spezialstudien u. s. w. u. s. w.

Endlich, wie gewaltig ist der Anstoss, den die Eisenbahnen ganz allgemein der Ausbreitung des Wissens gegeben haben! Die Ausstellungen mit ihren Millionen, die Kongresse mit ihren Tausenden von Besuchern, wie wären sie und so vieles Andere ohne Eisenbahnen möglich gewesen? Noch mehr: Der Charakter der Litteratur selbst ist durch die Eisenbahn wesentlich beeinflusst. Dem beschleunigten Tempo des Lebens und der im Zeitalter des Dampfes allgemein gewordenen Vielgeschäftigkeit und Hast entspricht es, dass man beim Lesen konzentrirte Kürze an Stelle der früheren Weitschweifigkeit verlangt. Zweifellos giebt es heute unvergleichlieh mehr Leser in der Bevölkerung, als vor 50 Jahren. Aber relativ (und vielleicht selbst absolut) hat sich die Zahl derer, welche Musse zur Lektüre vielbändiger Romane oder umfangreicher gelehrter Werke finden, verringert. Kürzere Novellen verdrängen die weitausgesponnenen Romane. Knapp gefasste wissenschaftliche Abhandlungen die voluminösen, mit einem riesigen Citatenapparat ausgestatteten, gelehrten Werke. In allen Zweigen der Litteratur hat das Buch der Broschüre und den Zeitschriften in steigendem Maasse weichen müssen.

Und welche Rolle spielt die Bahn in den Romanen selbst! Es sei gestattet, hier an den belgischen Dichter Verhaeren zu erinnern. Man kann über die Schönheit seiner Verse streiten. An Formvollendung mag er hinter manchen modernen französischen Meistern zurückstehen; aber gross ist er als Schilderer der treibenden Zeitkräfte. In seiner „Trilogie“ schildert er den Zauber, mit dem die Stadt die Bauern anzieht. Einförmig und öde breitet sich die weite Ebene. Hier und da Dörfer mit kalten, finsteren, armseligen Hütten! Sobald der Herbst kommt, halten das Fieber und tödtliche Krankeiten dort ihren Einzug. Aber von ferne her lockt die Stadt mit ihren strahlenden Lichtern, glänzt sie als „der nächtliche Riesenstern der Hoffnung“, der in den Herzen geheime Wünsche, die Sehnsucht nach Macht, Reichthum und Schönheit weckt, und in Haufen verlassen die Bauern die unwirthlichen Fluren. Unaufhaltsam strömen sie

durch Regen, Wind und Nebel jenem fernen Lichtscheine zu. In grossen Bildern lässt der Dichter das Leben der Stadt an uns vorüberziehen, ihren Glanz, wie ihr Elend. Man erkennt leicht die Ursachen, die einen unaufhaltsamen Zug nach der Stadt und eine Entvölkerung der Dörfer hervorrufen. Vor dem Bau der Eisenbahnen waren die Städte nicht in dem Maasse Sammelpunkte des Lebensgenusses, wie heute; weniger schroff war der Kontrast, der heute das Dasein in den Dörfern so freudlos erscheinen lässt. Weder die Fabrik, noch die Börse, noch die Waarenpaläste hatten die Dimensionen angenommen, welche heute die Phantasie so mächtig anregen. Und wie die Eisenbahnen die alten Verkehrsmittel und mit ihnen so viele, althergebrachte Daseinsformen unwiderruflich zurückgedrängt haben, so träumt der Dichter, dessen Gedanken dem Fortschritte zugewendet sind, nicht von einer Rückkehr der Menschen zu den Freuden des einfachen, idyllischen Landlebens: prophetisch weist Verhaeren darauf hin, dass in dem Riesenkessel der modernen Grossstädte eine bessere Zukunft entsteht. Nicht auf der mit dem Schweiss des Bauern gedrängten Flur ist die Morgenröthe der Zukunft zu erwarten, sondern aus den grossartigen Tempeln der Wissenschaft, die immer breiter und höher, mit Hilfe der städtischen Industrie und des städtischen Reichthums, wachsen.

Je leichter der Mensch alle räumlichen Entfernungen überwindet, je mehr er neue Zustände und neue Menschen kennen und Hand in Hand damit die Relativität aller socialen Verhältnisse durchschauen lernt, je rascher der pulsirende Verkehr endlich mit den altererbten einfachen Lebensbedingungen aufräumt, desto naturalistischer wird aber auch die ganze Denkweise. Ueberall treten die natürlichen Zusammenhänge als das Wirkende hervor, die mystisch religiöse Deutung des Lebens verliert den festen Halt in dem Bewusstsein. So kann man sagen, dass die Eisenbahnen dieser mächtige Faktor der modernen Kultur, wenn auch geräuschlos, so desto nachhaltiger allem Aberglauben entgegenarbeiten.

VI.

Versuchen wir den Einfluss der Volkswirthschaft auf die Litteratur an der Hand von Beispielen aus dem Leben Russlands darzulegen.

Wir halten uns dabei vornehmlich an den Entwicklungsgang seit den 30er Jahren. Im ersten Drittel des Jahrhunderts herrschte in Russland nahezu ausschliesslich Natural-Wirthschaft mit Hörigkeit der grossen Massen der Bevölkerung; die Ansätze zur Grossindustrie, sowie zur freien Lohnarbeit, waren erst gering. Die Armuth der Bevölkerung, die Unfreiheit der grossen Masse, der niedrige Stand der Aufklärung bedingte es, dass die geistigen Interessen sich auf eine verschwindende Minderheit beschränkten und dass fast allein der Adel an dem dichterischen Schaffen theilnahm. — Auf dem Theater herrschte Kukolnik. Sein „Die Hand des Allmächtigen errettete das Vaterland“, versetzte die glücklichen Russen in rührselige Stimmung und entsprach durchaus der rückständigen socialen und politischen Ordnung, in der ultra-nationalistische Gefühle alles beherrschen, einer Ordnung, in der kaum der Gedanke aufkommt, dass die sogenannten „nationalen“ Interessen wesentlich nur Interessen einer privilegirten Minderheit sind. 1836 kam zum ersten Male Glinka's Oper „Das Leben für den Zaren“ zur Aufführung; damit beginnt die Geschichte der russischen Oper überhaupt. Man mag Glinka himmelhoch über Kukolnik stellen, jedenfalls sind beide Kinder derselben geistigen Welt. Das Vorwiegen der Natural-Wirthschaft, die einfachen patriarchalen Beziehungen zwischen der herrschenden Klasse und den Untergebenen, hielten in der Masse den Glauben an die Natürlichkeit und das segensreiche Wirken einer starken Autokratie aufrecht; und von diesem Standpunkte aus erschien dann nothwendig auch die That des Sussanin als grosse Heldenthat. Zweifelsohne würde eine ähnliche Oper wie heute nicht zu dem grossen Ruhme gelangen, den das Werk Glinkas in den 30er Jahren leicht erwarb. Ja es ist fraglich, ob heute ein solches Sujet von grossen Künstlern überhaupt aufgegriffen und gestaltet werden könnte.

Um die gleiche Zeit war Puschkin am Ende seines ruhmreichen Lebens und Lermontoff hatte die volle Kraft seines Talents entfaltet. Die Werke dieses Dichters zeichnen die ökonomische Struktur Russlands und die hierdurch bedingte Differenzirung der Gesellschaft in greller Schärfe. Der Adel beherrschte damals das wirthschaftliche und politische Leben Russlands; die Sitten, der Geschmack, die Neigungen und Ideale dieser Klasse drücken denn auch dem Werke Lermontoff ihren Stempel auf. In „Ein Held unserer Zeit“ idealisirt er den Petschorin und macht den Gruschnitzky lächerlich. Beide jedoch sind Mitglieder der gleichen Gesellschaftsschicht, zu der auch Lermontoff gehörte. Der Erste repräsentirte die obere, der Zweite die untere Schicht des Adels. Der Eine ist geistreich, der Andere beschränkt; der Eine kleidet sich in elegante, von den besten Schneidern hergestellte Kostüme, der Andere in eine Uniform vom fragwürdigen provinzialen Schnitt; der Eine übersättigt von Erfolgen, hat ein ironisches verächtliches Wesen angenommen, der Andere hofft erst, dass ihm die Offiziers-Uniform den Weg zum Genusse bahnen werde, und steht dem Leben selbst noch völlig naiv und ungebildet gegenüber. Aber Beide halten es für ihren höchsten Lebenszweck, den Frauen nachzustellen; jede Spur eines fortschrittfreundlichen Idealismus fehlt ihnen. Weder Petschorin, der in seinem Lebensüberdruss auf Reisen geht und irgendwo in Asien verschwindet, noch auch Gruschnitzky, der auf seine alten Tage vielleicht zum Kavalier-General avanciren könnte, besitzt Etwas, das ihn über den allgemeinen Horizont des öden, gleichförmig langweiligen Russlands der damaligen Zeit hinausheben könnte. Die Ethik der Beiden, wie ihre Ideale sind gleichmässig dürftig und kleinlich.

Nehmen wir das berühmte Gedicht Lermontoffs „zum Tode Puschkins“. Auch hier erscheint der Dichter vollständig als ein Kind seiner Zeit, unfähig, den tieferen Inhalt der socialen Gegensätze zu erfassen. Das Gedicht schliesst mit einer Strophe, auf Grund derer der Dichter dann nach dem Kaukasus verbannt wurde. Die Verse sind ebenso wohllautend, wie arm an Inhalt. Puschkins Tod wird darin in Zusammenhang gebracht mit dem Hass, den der neue Adel gegen ihn gehegt habe; jener neue, rasch emporgestiegene Adel, der jede Gelegenheit benutzte, um „mit Sklavenfüssen die Ueberreste der Geschlechter zu treten,

die des Schicksals Spiel gestürzt". Puschkin war der Spross eines der alten, aber verarmten Adelsgeschlechter, und mit beissenden Epigrammen war er gegen den neuen Beamten-Adel losgezogen und hatte das Leben seiner eigenen Vorfahren gerühmt, die nicht „mit Gebäck gehandelt, noch auf den Kirchenchören mit dem Diatschock gesungen", wie die Väter der neuen Fürsten und Grafen. Natürlich rächten sich die Angegriffenen. Man verleumdete und beleidigte den Dichter; diese Verleumdungen führten zum Duell, und der grosse Dichter fiel. Der Nachruf, in dem Lermontoff, der grosse Dichter, seinen grossen Dichterfreund feierte, war ein Schmerzensschrei voll bebender Empörung. Aber der Konflikt, in dem Puschkin gefallen, lässt sich trotz alledem durch keine noch so erhabene Poesie verklären. Der Streit zwischen dem alten und dem neuen Adel Russlands war eine häussliche Zänkerei der herrschenden Klasse ohne jede tiefere sociale Bedeutung. Die neuen Adelsgeschlechter konnten, sobald sie einmal eine feste Position und genügenden Reichthum gewonnen hatten, der vollen Anerkennung seitens der alten Geschlechter sicher sein. Dem Grafen-Millionär, dessen Vater mit dem Diatschock die Lithurgie gesungen, giebt selbst der von Rürik abstammende Edelmann mit Vergnügen die Hand seiner Tochter. Dass im Uebrigen die Adelsgeschlechter auf die titulirten und einflussreichen Parvenues nicht gut zu sprechen waren, ist nur zu leicht verständlich. Die Epigramme Puschkins spiegeln diese Stimmung sehr gut wieder; aber der Dichter selbst verschmähte es keineswegs, in den goldbetressten Kammerjunkerfrack zu schlüpfen. Wäre ihm längeres Leben und eine erfolgreiche Karriere am Hofe beschieden gewesen, wer weiss, ob er als glücklicher Rivale des neuen Adels jene Spottverse nicht gern zurückgenommen haben würde. Lermontoff sagt, Puschkin sei als Opfer der Ehre gefallen; aber diese Ehre war doch nur eine engherzige Standesehre. Er meint, die Seele des Dichters habe nicht ertragen: „die kleinliche Beleidigung"; allerdings sie hat sie nicht ertragen und es ist schade darum. Sie hat sie nicht ertragen, weil ihr jene philosophische Grösse fehlte, welche die Seele in dem Dienst grosser Ideale erwirbt, sonst wäre jene Beleidigung von ihr abgeprallt. Puschkin, der seine Väter rühmte, die nicht mit Backwerk handelten und nicht die Stiefel des Zaren wichsten, bleibt leider den Nachweis schuldig, dass dieselben

sonst etwas Nützliches gethan und nicht als blosse Parasiten auf ihren Gütern hinvegetirt haben. Und ebenso bleibt Lermontoff, der die übermüthigen Sprossen der neuen Adelsgeschlechter sehr treffend als Henker der Freiheit, des Genius und des Ruhmes apostrophirt, den Nachweis schuldig, dass die Repräsentanten der alten Adelsgeschlechter etwas Besseres gewesen seien. Der alte, ebenso wie der neue Adel, verdiente diesen Vorwurf vollauf; einige wenige Ausnahmen, so vor allem der dem neuen Adel angehörende und wahrhaft fortschrittlich gesinnte Graf Speransky, können das allgemeine Urtheil nicht umstossen.

Auch Lermontoff's Dichtung „Vaterland“ zeigt keine Spur eines tieferen, socialen Bewusstseins. Der Geschmack der eifrigen Patrioten, die zum Preise ihres Vaterlandes nur blutende Kriegsthaten anzuführen wissen, sei ihm fremd, sagt er in diesem Gedicht. Seine Vaterlandsliebe gelte anderen Dingen: der russischen Landschaft und dem russischen Leben, den düsteren Dörfern mit den Liedern, Tänzen und Plaudereien der berauschten Bauern. Dass das „schwermüthige Schweigen“ der Steppen den Dichter bezaubert, wird jeder ihm nachfühlen. Aber die düsteren Dörfer Russlands und das johlende Elend berauschter Bauern kann in Seelen, die irgend wie social zu fühlen und zu denken gelernt haben, nur brennende Scham, bitterste Empörung über die auf dem Volke lastende Ausbeutung hervorrufen. Die unwegsamen Landstrassen, auf denen das Reisen ein wahres Martyrium, sind traurige Zeugen dafür, wie rückständig in diesem Lande noch die Produktivität der Arbeit ist. Aber Lermontoff sieht auch hier nur mit den Augen des adligen Junkers, dem das Dahinjagen über solche Wege ein ganz besonders reizvoller Sport ist. Und junkerlicher Geschmack ist es auch, vom Balkon des Gutshauses aus dem Tanz berauschter Bauern mit satter Ueberhebung zuzuschauen. Tausende und Abertausende russischer Gutsherren zur Zeit Lermontoff's werden wie er empfunden haben, nur dass sie ihr Gefühl nicht in wohlklingende Verse umzusetzen vermochten.

Auch an den chauvinistischen Zügen fehlt es bei Lermontoff nicht. Wir erinnern an seine Gedichte: „Der Kampf bei Borodino“ und „Der Streit“, sowie auch an „Die letzte Heeresschau“ mit der Apotheose Napoleon's I. und der Beschimpfung des französischen Volkes. Diese Elegie, zweifellos herrlich in ihrer poetischen Kraft, ist nichts desto weniger in ihrem Inhalte eine

hässliche und von blindem Vorurtheil diktirte Verunglimpfung Frankreichs.

Unsocial ist auch der Pessimismus Lermontoff's: Alles öde, alles traurig", klagt der Dichter, „das Leben so trüb und kleinlich, und alles ein einfältig' Spiel". In seinem Gedichte „Der Gedanke" geisselt der Dichter die mitlebende Generation. Das ganze Geschlecht sei morsch:

> Zum Guten wie zum Bösen sind wir träge,
> Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen,
> Kaum an der Wiege haben wir schon viel
> Von unserer Väter Weisheit und Gebrechen,
> Ermüdet uns das Leben wie ein Weg
> Der endlos eben fortläuft ohne Ziel.

Und prophetisch weissagt er:

> So leben, sterben wir, geräuschlos, unbewundert,
> Und spurlos durch die Welt eilt unser Fuss,
> Es bleibt von uns kein nützlicher Gedanke dem Jahrhundert,
> Kein Denkmal eines Genius.

Diese Charakteristik der damaligen russischen Gesellschaft trifft ins Schwarze. Aber warum diese russische Gesellschaft so und nicht anders ist, das bleibt dem Dichter verborgen. Hätte er auch nur ein wenig über die socialen Verhältnisse seines Vaterlandes nachgedacht, so hätte er sehen müssen, dass ein neues, besseres Leben nur von einer gründlichen Umwälzung der verrotteten russischen Verhältnisse zu erwarten ist. Sich den Leidenden und Bedrückten anschliessen, seine poetischen Kräfte in ihren Dienst stellen, das Bewusstsein wachrufen, dass der ganze Bau morsch und wurmstichig sei, dass er abgerissen und auf neuer Basis wieder aufgeführt werden müsse — das wäre dann die Aufgabe des Dichters gewesen. Die Arbeit im Dienste einer solchen Aufgabe aber würde ihm dann auch gezeigt haben, dass das Leben mehr als ein „einfältig' Spiel" sein kann und dass das Leben für ein solches Ziel auch Spuren hinterlässt. An diesem socialen Maassstabe gemessen, steht Ryleyeff, der sich an Ursprünglichkeit des Talentes mit Lermontoff gar nicht messen kann, weit über diesem Sänger eines thatenlosen Pessimismus.

Lermontoff starb 1841. Damals war die Widersinnigkeit des Hörigkeits-Systems bereits klar zu Tage getreten. Der all-

mähliche Uebergang zur freien Lohnarbeit bereitete sich vor. Die Zahl der freien Ackerleute nahm zu; Kommissionen, welche gesetzliche Maassregeln zur Milderung der Leibeigenschaft ausarbeiten sollten, wurden von Nikolaus I. eingesetzt. Die Frohn-Arbeit wurde vielfach durch eine regelmässige, an die Grundherren zu zahlende Geldabgabe der Bauern, den sogenannten Obrok, ersetst. Alles Symptome für das Heranziehen der Bauern-Emanzipation. Diese Tendenzen, die, wenn auch vorerst noch leise, in der Praxis sich geltend machten, fanden einen Wiederhall in der Kunst. „Das Tagebuch eines Jägers“ von Turgenjeff erschien 1847, nur sechs Jahre nach dem Tode Lermontoff's. Trotzdem weht in dem „Tagebuch“ bereits ein völlig anderer socialer Geist, als z. B. in Lermontoff's „Ein Held unserer Zeit“. Hier wie dort wird uns das Leben russischer Gutsherren geschildert, aber Lermontoff steht noch ganz im Banne gutsherrlicher Vorurtheile. Ihm erscheint es natürlich, dass der Aristokratie aller Genuss, der Masse aber schweigender Gehorsam zukomme. Er nimmt sich gar nicht die Mühe, in dieses bäuerliche Leben hinabzusteigen. Aber Turgenjeff thut dies, fühlt und hofft mit der Armuth; hinter dem groben Bauernkittel sieht und ehrt er das menschliche Herz. Welch neue eigenartige Charakterbilder: der tüchtige Chor, der nachdenkliche Kalinitzsch, der scheinbar finstere, innerlich aber gutmüthige Birjuk, die zärtliche Akulina (lauter Typen aus dem Turgenjeff's „Tagebuch eines Jägers“)! — Für das wirthschaftliche Leben Russlands war der Rahmen der Hörigkeit zu eng geworden. Der Glaube, dass die Frohnarbeit in naher Zukunft verschwinden müsse, hatte sich ausgebreitet und damit das Interesse an den Massen, deren Emanzipation bevorstand. So wurden denn die besten adligen Schriftsteller Darsteller des bäuerlichen Lebens. — Grigorowitzsch und Nekrassoff waren Turgenjeff darin schon vorangegangen. Der Bauer tritt uns in der Litteratur der vierziger Jahre entgegen, bald wie er ruhig mit einer gewissen Gemächlichkeit dahinlebt — so in den von Turgenjeff und Grigorowitzsch geschaffenen Typen, bald aber auch (so in Nekrassoffs Schilderungen) niedergedrückt von dem Gefühl seines Elends und oft erbittert gegen die Mächtigen der Welt.

Gleichzeitig wendet sich die Litteratur auch der Schilderung der neuen, aufstrebenden bürgerlichen Schichten zu. — Durch-

aus vorherrschend war der Kleinbetrieb. Nur hier und dort entstanden damals bereits grosse Industrie-Unternehmungen, ohne indess auch nur in einer einzigen Branche entscheidende Bedeutung zu erlangen. Um so üppiger aber gedieh das kaufmännische Kapital; Moskau war der Ort, an dem dasselbe seine grösste Macht entfaltete, von wo aus es das russische Gewerbe beherrschte. Als Ankläger dieser kaufmännischen Bourgeoisie trat nun Ostrowsky in den ersten 15 Jahren seines Schaffens auf. Der Dichter, der das Milieu des Adels schilderte, konnte allenfalls wohl seinen Gegenstand idealisiren; schon deshalb, weil die Lebensweise, wenigstens der oberen Adelsschicht, nothwendigerweise gewisse angenehme, verfeinerte Formen und immerhin gewisse Ehrbegriffe ausgebildet hatte. Unter den Adligen gab es doch hier und da immer einen Kostanschoglo, einen Mann, der sich ehrlich bemühte, die Arbeit seiner Leibeigenen zu heben und ihre materielle Lage zu verbessern. Nicht die Frage interessirt uns, ob die Darstellung dieses Typus Gogol vollständig gelungen sei, sondern nur dieses, dass ein Mann, wie Gogol, in der Wirklichkeit darauf hier und da stiess, und durch sie beeinflusst, einen idealisirten Typus, der die Leibeigenschaft in einem besonderen Lichte sehen liess, geschaffen hatte. Aber wie hätte man es anstellen sollen, um die neue Moskauer Kaufmannschaft zu idealisiren? Sie verrichtete keinerlei organisatorische Arbeit, noch hob sie etwa durch Zusammenlegung der Kleinbetriebe die Technik. Das Kaufmannschaftskapital vermittelt nur zwischen Produzenten und Abnehmern und erhebt von Beiden Tribut. In der Sphäre des Kaufmannschaftskapitals, das völlig abseits von jeder produktiven Arbeit steht, fehlt jedes, auch das leiseste Bewusstsein der Pflichten, auf welche die unmittelbare Berührung mit der produktiven Arbeit wenigstens einzelner Gutsherren hinweisen mochte. Das Kaufmannschaftskapital als Quelle überaus schneller Bereicherung begünstigt ausserdem eine rohe Genusssucht, die nicht wie etwa bei dem alten herrschgewohnten Adel durch glänzende Formen gemildert wird. Freilich der Vertreter der industriellen Bourgeoisie hängt nicht weniger am Reichthum, als der Vertreter des Handelskapitals, aber dem Ersteren erscheint der Reichthum in viel mannigfaltigerer Form: als Fabrikgebäude, Maschinerie, Rohstoff, Waarenmengen und erst in letzter Reihe als Geld, während dem Kaufmann der Reich-

thum von vornherein als Geld und immer wieder nur als Geld erscheint. Ihm, dem Gelde, gilt seine ganze Leidenschaft, und die Habsucht treibt ihn dann leicht zu Betrügereien, wie sie in gleicher Art und Weise bei der Industrie nur schwer möglich sind. Der Fabrikant liefert seine eigenen Erzeugnisse auf den Markt mit einer Fabrikmarke versehen. Sein Wunsch, den guten Ruf der Firma aufrecht zu erhalten, die Furcht, die Kundschaft einzubüssen, wenn er mit minderwerthiger Waare bedient, wird ihm immerhin eine gewisse Solidität aufzwingen. Beim Händler spielen alle diese Momente eine viel geringere Rolle; da der die Erzeugnisse der verschiedensten, damals meist kleingewerblicher Produzenten aufkauft, ist der Zusammenhang seiner Firma mit der gelieferten Waare ein sehr viel loserer. Im Unterschied zu dem Grossfabrikanten, der seine Waare ausschliesslich engros an einen relativ kleinen Kundenkreis absetzt, hat es der Händler mit einer grossen Anzahl von Abnehmern zu thun, und kann daher mit viel geringerem Risiko die einzelnen Kunden übervortheilen. Ob der und jener von ihm abgeht, macht wenig aus. Lazarus in Ostrowky's Schauspiel: „Wir sind unter uns, wir werden schon einig werden“ ist ein Verfechter dieser Moral. Hier ein Rubel mehr gerechnet, dort ein oder zwei Arschin weniger zugemessen — das ist seine alltägliche Praxis, die auch die volle Anerkennung seines Patrons Bolscheff findet. Ein anderer Vertreter dieses Typus — Pusanow — in „Ein Familienbild“ erklärt seiner Mutter ganz offen, dass er, wenn es sonst nur ginge, gern bereit sei, auch den besten Freund übers Ohr zu hauen; nur der Gedanke an die Todesstunde vermag ihn etwas aufzurütteln. Die meisten Typen, die Ostrowsky vorführt, sind ebenso hartgesottene Sünder, speciell auch in den Künsten des betrügerischen Bankerotts wohlerfahren.

Die Kritiker der Komödie: „Wir sind unter uns, wir werden schon einig werden“ beeilten sich, die Gelegenheit wahrzunehmen, um an dem Beispiele des betrügerischen Fallissements Bolscheff's darzulegen, dass derlei Manipulationen ein schweres Verbrechen, schwerer als Diebstahl, seien. Ostrowsky hat die Leichtigkeit, mit der sich Bolscheff zum Bankerott entschliesst, treffend als charakteristisch für den Kaufmannsstand hingestellt. Für den Industriellen bedeutet der Bankerott zugleich einen Stillstand seines Betriebes, Entwerthung der Maschinerien, Ver-

derben der Rohstoffe. Es muss schon ein aussergewöhnliches Zusammentreffen von Umständen sein, dass ihn veranlassen kann, einen betrügerischen Bankerott zu machen. Anders der Händler; der grössere Theil seiner Habe wird oft in Geld bestehen und auch seine Waare kann bei einem Preisabschlag immerhin leichten Absatz finden. Deshalb ist der betrügerische Bankerott für ihn ein gern gewähltes und bequemes Auskunftsmittel.

Auch die stupiden, sei es russisch primitiven oder westeuropäisch aufgeputzten Vergnügungen, die Ostrowsky in seinen Stücken schildert, zieren vor Allem die Kaufmannschaft. In den höheren Kreisen der industriellen Bourgeoisie absorbirt das Geschäft viel Zeit, lässt wenig Musse, die das Familienhaupt dazu benutzen könnte, seine Hausgenossen zu tyrannisiren. Der Detailhandel mit einer ausserordentlichen Gleichförmigkeit des Geschäftsbetriebes gestattet aber dem Inhaber, die ganze Thätigkeit seinem Commis zu überlassen, und seinen Launen zu leben, seine Familie zu maltraitiren. — Durch Kontrastfiguren wird die Korruption jener, von Ostrowsky geschilderten Schichten besonders grell beleuchtet, so z. B. durch Schadow in dem Drama „Ein einträgliches Amt". Schadow ist gebildet und ehrlich, aber eben deshalb auch zur Armuth verdammt. Ebenso Milaschin in „Die Arme Braut". Auch er gesteht, dass die Ehrlichkeit ihn hindert, Vermögen zu machen. Das war keine Phrase, es entsprach den Thatsachen. Reich werden im Dienste des Staates — hiesse reich werden durch Bestechungen; reich werden im Handel — hiess reich werden durch Schwindel und Betrug. So lagen im Grossen und Ganzen damals wenigstens die Dinge; kein Wunder, dass die das bürgerliche Leben schildernde Litteratur so zur Satyre werden musste. — Auch die Angestellten dieser Kaufherren und die kleinen Leute, die ihm zum Opfer fielen, hat der Dichter in seinen düsteren Schilderungen nicht vergessen. Es entfaltet sich da „eine Welt zurückgehaltenen, niedergedrückten Jammers und stumpfen Schmerzes, eine Welt furchtsamen Schweigens, wo nur selten ein ohnmächtiger Wuthschrei ausbricht, um ungehört wieder zu verhallen"[16]).

Immerhin, hier und dort, tauchen in den 40er Jahren bereits die Pioniere einer industriellen Bourgeoisie Russlands auf, einer Bourgeoisie, die grosse technisch organisatorische Aufgaben innerhalb der nationalen Produktion zu lösen hat und unter diesem

Gesichtspunkte als eine immerhin respektable und fortschrittliche Macht erscheint. Gontscharoff, ein grosser Romanschriftsteller jener Epoche, hat diese aufstrebenden Klassen in der Figur des Stolzes idealisirt. Stolz ist der Mann des Fortschrittes und der Arbeit gegenüber dem grossen Nichtsthuer Oblomoff, dem Repräsentanten des hinsterbenden Russlands. Dass Gontscharoff einen deutschen Namen für seine Figur wählte, ist charakteristisch. Denn die ersten Pioniere auf industriellem Gebiete waren Zuzügler aus dem Westen. Sie kamen nach Russland, russifizirten sich hier; ihre Namen — Schmidt, Müller, Stolz, Tornton — erinnerten noch an ihre fremden Abstammungen. Gleichviel ob ein solcher Stolz Eigenthümer einer Fabrik war, oder nur ein Unternehmen verwaltete, das einem Manne mit russischem Namen gehörte, er war ein typischer Repräsentant der Bewegung. Die Erfüllung der eigentlichen Mission dieser Leute hatte erst begonnen. Die Kehrseiten, die damals in der Grossindustrie Russlands sich bemerkbar machten, die Gegensätze, die sich geltend machen konnten, hatten noch nicht die Berechtigung gegeben, um ein endgiltiges Urtheil fällen zu können: die industrielle Bourgeoisie begann eben erst ihre Bestimmung zu erfüllen; sobald — glaubte man — dieselbe sie erfüllt haben wird, werden die Unzuträglichkeiten überwunden, Gegensätze ausgeglichen sein. Kein Wunder, dass die Künstler den neu entstandenen Typus des industriellen Bourgeois idealisirt hatten.

Die neuen Strömungen in der russischen Litteratur waren von einer neuen Richtung in Kritik begleitet. Der Kritiker Bjelinski verkündete die kulturelle Mission des Bürgerthums, das dem Adel gegenüber den Fortschritt vertrete[17]).

In den 40er Jahren begann auch Dostcjewskij seine schriftstellerische Thätigkeit. Er ist der Schilderer der Beleidigten und Erniedrigten, der wie kein Anderer das Elend aller der von der Gesellschaft Ausgestossenen mitfühlt.

Je mehr wir uns dem Jahre 1861 nähern, desto mehr wird der Adel in der Litteratur zurückgedrängt. Die Bauern-Emanzipation ebnet die Bahn für die industrielle Entwicklung Russlands. 1851 wurde die Nikolausbahn, welche die beiden Residenzstädte verbindet, dem Verkehr eröffnet und 12—15 Jahre später setzte dann die eigentliche Aera des Eisenbahnbaues ein,

die ihrerseits auf die industrielle Entwicklung Russlands mächtig zurückwirkte. Die „Stolzes“ wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Die Fortschritte der Grossindustrie und des Handels entwickeln die Börse, die neuen Typen des Petersburger und Moskauer Börsenjobbers. Die Hand in Hand mit dem Verkehr wachsende Komplikation der Rechtsgeschäfte vermehrte die Zahl der Notare und Advokaten, und steigerte ihr Ansehen. Der Podjatschij (Winkeladvokat) der alten guten Zeit sinkt in Vergessenheit. Naturgemäss ist diese ganze Bewegung auch von einer starken Ausdehnung der staatlichen Thätigkeit, die neue Beamtenkategorien schafft, begleitet. Alles das kommt auch in der Litteratur jener Zeit zum Ausdruck. Die Typen, die die russischen Dichter zeichnen und zugleich auch idealisiren, ändern sich. Die konservativen und gemässigt-liberalen Romandichter sympathisiren mit der Welt der Bourgeoisen und glauben hier die Bedingungen für die weitere Entfaltung Russlands zu finden. Als Lermontoff den „Held unserer Zeit“ schrieb und dort den eleganten und vornehmen Müssiggang Petschorins feierte, da hatte er sich wohl nicht träumen lassen, dass einer seiner Stammesgenossen, der Spross eines noch vornehmeren Adelsgeschlechts, der nur vier Jahre jüngere Turgenjeff seine Helden: einen Solomin, Neschdanoff, eine Marianne, in der arbeitenden und erwerbenden Rotüre suchen werde. Und wenn in „Neuland“ eine besondere Vorliebe Turgenjeff's für das mittlere, speciell für das industrielle Bürgerthum hervortritt, so hat Bobarikin mit eben solcher Sympathie den bürgerlichen Typus des Basilius Terkin, der noch durch enge Bande mit dem Volke zusammenhängt, gezeichnet. Das Leben hatte diese Typen geschaffen und die Litteratur idealisirte sie alsbald. Wenn Terkin, in verschiedenen industriellen Unternehmungen sich versuchend, sein eigenes Lebensglück aufbaut, wenn Solomin eine grossartige Fabrikanlage begründet, wenn Tschernik, der Held in dem Roman „Das Salz der Erde“ Spar- und Darlehnskassen zu errichten sucht — immer sind diese Typen Repräsentanten der bürgerlichen Kraft und Intelligenz, zuweilen mit einem Stich ins Demokratische. Sie sind die Träger der Energie, die dem Adel mangelte.

Aber Hand in Hand mit dieser liberal-bürgerlichen entwickelte sich auch eine in ihren Stoffen und Tendenzen bürgerlich-volksthümliche Litteratur, die in den Werken eines Grigorowitzsch,

Turgenjeff, Nekrassoff aus der Zeit der vierziger Jahre bereits charakteristische Vorläufer besass. Noch hatte Nekrassoff nicht seine besten Lieder gesungen, als bereits Uspensky und Zlatowratsky auftraten. Als Künstler und als Publizisten — dies Letztere gilt besonders von Uspensky — entwerfen sie lebenswahre und gründliche Bilder aus dem russisch-bäuerlichen Volksleben. Das Grundmotiv ist unendlich düster: die Bauern, obwohl von der Last der Frohnarbeit befreit, verkommen in Elend und Unwissenheit; ihre moralische Kraft degenerirt unter dem furchtbaren Druck; Wucher und administrative Willkür schlagen sie völlig zu Boden. Dass sie so ein grelles Licht über die ländlichen Verhältnisse verbreitet haben, das ist das bleibende Verdienst dieser Schriftsteller.

Wie die Dinge in Russland lagen, war es nur natürlich, dass der Bauer in dieser Litteratur als Repräsentant des ganzen armen und arbeitenden Volkes behandelt wurde. War doch bis in die letzte Zeit hinein Russland ein ausschliesslich Ackerbau treibendes Land. Während in dem England des 17. Jahrhunderts bereits 25 pCt. der Bevölkerung in Städten lebte, giebt es nach der letzten Volkszählung vom 28. Januar 1897 in Russland immer erst 16 pCt. Stadtbewohner. Bis zur Bauern-Emanzipation vollends bildeten die Städte im Vergleich zum Landadel und der Bauernschaft in Russland eine ganz verschwindende Minorität. Wer also die Interessen der herrschenden Klasse vertrat, der nahm Partei für den Adel, wer für den Bedrückten und vom Schicksal Getroffenen kämpfen wollte, der stellte seine Kraft in den Dienst der Bauern. Das Elend der übrigen unterdrückten Schichten zählte neben dem Massenelend der Bauern kaum mit. Auch die gewerbliche Arbeit wurde damals zum grossen Theile gleichfalls noch durch Bauern verrichtet. Schon vor der Bauern-Emanzipation gab es in Russland Millionen hausindustriell Arbeitender (Kustari): aber diese betrieben ihre gewerbliche Thätigkeit neben dem Ackerbau als Ergänzung desselben, in erster Reihe waren sie Bauern. Hier und da gab es — wie bereits bemerkt — zwar bedeutende grossindustrielle Betriebe, aber auch die Arbeiterschaft dieser rekrutirte sich zum grossen Theil aus Bauern, die periodisch immer wieder zur heimathlichen Scholle zurückkehrten. Zu einer Verselbständigung der industriellen gegenüber der bäuerlich arbeitenden Klasse fehlten so noch alle

Vorbedingungen. — Die Reform beschleunigte natürlich die Fortschritte der Industrie und die Herausbildung einer besonderen Klasse von Fabrikarbeitern. Doch es erforderte Zeit, bis die Interessen dieser Klasse innerhalb der radikal und volksfreundlich gesonnenen Schriftstellergruppen Vertreter fanden. Allerdings beschäftigt sich die Litteratur mit diesen Schichten hier und dort auch in den sechziger Jahren. Wir erinnern an Lewitoff und Reschetnikoff, an „die Sitten der Rasterjajeff-Strasse“ von Uspenski. Aber diese Schilderungen nehmen innerhalb der gesammten künstlerischen, wie publizistischen volksthümlichen Litteratur naturgemäss nur einen verschwindenden Raum ein. Die volksthümliche Richtung (Narodniki, Narodnitschestwo) musste einen wesentlich bäuerlich ländlichen Charakter tragen. Die realen Lebensverhältnisse des russischen Reiches bedingten das.

Tschernischewskij war das Haupt dieser Richtung. Seine Gedanken wurden Gemeingut; sie herrschten unbeschränkt in der russischen volksthümlichen Litteratur ein volles Vierteljahrhundert lang und üben auch heute noch eine gewisse Anziehungskraft aus. Und trotzdem war Tschernischewskij ein Utopist von reinstem Wasser, ein treuer Schüler der grossen französischen Socialisten, wie Plechanow treffend bemerkte[18]). Die Routiniers der politischen Oekonomie — sagt Tschernischewskij — stellten es so hin, als wären alle Gebiete des wirthschaftlichen Daseins unabhängig von den Meinungen der Menschen über die besten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft. In der That aber ist das wirthschaftliche Sein nur zu einem Theile — nämlich nur im Hinblick auf die Produktion — durch unabänderliche Naturgesetze beherrscht; die übrigen Elemente des wirthschaftlichen Seins dagegen hat der Mensch vollständig in seiner Gewalt und er kann sie nach seinem Ermessen gestalten[19]). Auf diese Weise stellt sich Tschernischewskij das wirthschaftliche Leben als in verschiedene Gebiete zerfallend vor, von denen jedes durch besondere Gesetze beherrscht wird. Die natürlichen Eigenschaften eines Landes und die technische Kunstfertigkeit, die die Bevölkerung erreicht, bestimmen, mit welchen Produktionsmitteln sie arbeiten wird. Alle anderen Erscheinungen, die in das Bereich der socialen Wirthschaft fallen, sind dem freien Willen der Menschen ohne Weiteres unterworfen; der Mensch kann die Form des wirthschaftlichen Daseins

beliebig bestimmen, kann die Entwicklung der wirthschaftlichen Erscheinungen in die ihm wünschenswerthe Bahn leiten. Indem Tschernischewskij derart den wirthschaftlichen Produktionsprozess von den übrigen wirthschaftlichen Erscheinungen prinzipiell unterscheidet, erhebt er als Kritiker zugleich gegen Mill den Vorwurf, dass dieser, auf den ausgetretenen Pfaden des ökonomischen Räsonnements beharrend, nicht gewagt habe, die Form der Gütervertheilung zu untersuchen, die der Menschheit von der Vernunft vorgezeichnet sei. Tschernischewskij hat, ausgehend von diesem Gedanken, dass der Oekonomie im Namen der Vernunft der Wirklichkeit den richtigen Weg zu weisen habe, die Prinzipien erörtert, nach denen der Staat landwirthschaftliche Produktiv-Associationen zu gründen und zu fördern habe. Der Plan lehnt sich im Wesentlichen an die Ausführungen Fouriers in dem „Nouveau monde industriel et sociétaire“ an. Jede Association soll nach Tschernischewskij 400—500 Familien umfassen. Das Darlehn, welches der Staat ertheilt, wird dazu verwendet, die alten Baulichkeiten anzukaufen, an deren Stelle neue inmitten der Flur gelegene errichtet werden sollen; alle erwachsenen Mitglieder jener Familien sollen auf dem von der Association gekauften Gebiete arbeiten. Neben der Landwirthschaft wird die Association diejenigen Gewerbe ausüben, die der Lage und Bodenbeschaffenheit des Gebietes am besten entsprechen. Jeder Theilnehmer hat sich seine Beschäftigung je nach Neigung und Anlage zu wählen, natürlich innerhalb der durch das Gesammtinteresse der Association gezogenen nothwendigen Grenzen. Die Mitglieder der Association unterstehen besonderen Führern, aber die höchste Gewalt ruht in den Händen der Mitgliederversammlungen. Dem rationellen Betrieb der Landwirthschaft und des Gewerbes wird eine rationelle Ordnung der ganzen Lebenshaltung entsprechen. Die Wohnungen für die Familien werden geräumig und menschenwürdig sein. Neben den Wohngebäuden wird die Schule, die Kirche, die Bibliothek, der Konzertsaal u. s. w. erbaut werden müssen[20]). Tschernischewskij ist fest davon überzeugt, dass dieser Plan, der als eine Nachahmung Fourier's „Phalanstére's“ erscheint, in der bestehenden Gesellschaft ausführbar sei. Aber worauf gründet er seine Hoffnung, dass der Staat den Associationen die nöthigen Millionen hergeben werde? Er weist darauf hin, dass die

Regierung jedenfalls doch den Zuckersiedern, den Eisenbahnunternehmern, den Grosshändlern gewaltige Subsidien gewährt. Es sei darum nur billig, wenn auch der Arbeiterklasse die nöthigen Hülfsmittel, die schliesslich doch an den Staat zurückfliessen, bewilligt werden. Tschernischewskij war eben der Begriff der Klassengegensätze und damit auch der Begriff des auf die Klasseninteressen basirten Klassenkampfes fast gänzlich fremd, wie Plechanow sehr richtig bemerkt[21]). Seinem naiven Optimismus gilt es als selbstverständlich, dass alle Unvollkommenheiten der socialen Ordnung, wie der Staatsthätigkeit, nur aus mangelnder Unkenntniss zu erklären sind. Man bessere die Einsicht und Alles macht sich dann von selbst!

Charakteristisch für Tschernischewskij ist auch seine Auffassung der russischen Dorfgemeinde, der Obschtina. In einer sehr scharfsinnigen Polemik gegen die Gegner des Gemeinbesitzes an Grund und Boden entwickelt er gewisse, später von den Narodniki übernommene Grundgedanken. Er trat für den Gemeinbesitz ein, nicht etwa weil dieser — wie das die Slavophilen rühmen — eine specifisch russische Einrichtung sei, sondern weil derselbe, weiter entwickelt, die Grundlage für die Bildung Produktiv - Associationen und damit einer rationellen und gerechten Gesellschaftsordnung werden könne. Tschernischewskij's Abhandlung über die russische Dorfgemeinde hat die Vertheidigung der Dorfgemeinde von diesem Standpunkte aus zu ihrem Hauptzweck. In seine Argumentation spielen Hegelianisch gefärbte Gedanken hinein. Die abschliessenden und höchsten Entwicklungsformen, die als Negation der mittleren Entwicklungsstufen sich herausbilden, zeigen, wie er hervorhebt, oft eine merkwürdige Analogie zu den primären Formen, mit denen die Entwicklung beginnt. Das Ende kehrt, so zu sagen, zum Anfange zurück, indem es dieses Anfängliche, freilich in vertiefter und vervollkommneter Weise wieder herstellt. Der allgemeine Verlauf der planetarischen Entwicklung, die Stufenfolge in der Entwicklung des Thierreiches, der höheren Thiere insbesondere, die physischen Eigenschaften des Menschen, seine Sprache, sein Verhalten anderenMenschen gegenüber, seine Art und Weise sich zu betragen, alle seine socialen Einrichtungen — Verwaltungs-Heerwesen, Krieg, Schiffbau, Aussenhandel, Handelsthätigkeit, überhaupt die Begriffe der Gerechtigkeit — jeder

dieser Faktoren unterliegt, sagt er, eben jener Norm[22]). Die Dorfgemeinde bildet hier keine Ausnahme; das allgemeine Gesetz gilt auch für sie, und Tschernischewskij wundert sich, dass Leute, die mit ihrer Kenntniss der deutschen Philosophie prunken, dies aus dem Auge verlieren konnten. Die Thatsache, dass der Gemeinbesitz das ursprüngliche Verhältniss der Menschen zum Boden ist, deutet in diesem allgemeinen Zusammenhange bereits darauf hin, dass das Privateigenthum am Boden, das historisch dem Gemeinbesitz als Negation desselben folge, nichts endgültig Abschliessendes sei, sondern dass die höchsten Entwicklungsstufen jenes ursprüngliche Moment des Gemeinbesitzes in irgend einer Weise wieder herstellen würden.

Jedoch eine weit schwierigere Frage taucht hier vor dem russischen Kritiker auf: hat Russland denjenigen Grad der Entwicklung erreicht, dass jene höchsten Entwicklungsformen im Anschluss an die überlieferte Dorfgemeinde sich bereits werden realisiren lassen? Wennschon er die Frage nicht direkt bejaht, meint er doch, dass Russland eben auf Grund des Ueberlieferten schnellere Fortschritte machen könne, als andere Völker, die in kultureller Hinsicht schon viel weiter vorgeschritten sein mögen. Es sei durchaus nicht nothwendig, dass ein jedes Volk genau dieselbe Reihenfolge niederer und höherer Entwicklungsformen absolviren müsse. Ein Volk, das zurückgeblieben ist, könne von niederen Stufen aus unter Umständen unmittelbar die höchsten erreichen; bereichert durch die Erfahrungen aus der Geschichte der fortgeschrittenen Nationen könne ein solches Volk die mittleren Stufen unter Umständen ausserordentlich abkürzen, oder zum Theil auch überspringen[23]).

Als Schüler Tschernischeskij's standen die litterarischen Führer der Narodniki von vornherein unter dem Einflusse des Westens, und, angeregt durch die Kämpfe und Probleme dieser europäischen Civilisation, suchten sie in den gegebenen Verhältnissen Russlands nach Faktoren, die eine Lösung jener Probleme ermöglichen würden. Die fortschrittlichen Parteien des Westens verlangen die Umwandlung des privaten Eigenthums in gesellschaftliches. „Enthält nun aber nicht“, so fragen die Narodniki ganz im Sinne von Tschernischewskij, „die russische Form des Gemeindeeigenthums am Boden alle zu einer solchen Gesellschaft nothwendigen Vorbedingungen? Bildet sie nicht die Grundlage,

auf der mit Leichtigkeit die landwirthschaftliche Produktion durch die Gemeinde als organisirte Gemeinschaft betrieben werden kann?“ Im Westen erschallt der Ruf nach Association; sie gilt für die vollendetste Produktionsform der Gegenwart und Zukunft. Die Radikalen L. Blanc und Lassalle, wie der gemässigte Schulze-Delitzsch und Raiffeisen, alle verlangen, wenn auch zu sehr verschiedenen Zwecken, Zusammenfluss und Association. Ist nun aber die Association in der Form der Genossenschaft nicht eine dem russischen Volke längst geläufige Einrichtung? Fourier hat bis in die Einzelheiten den Plan der „Neuen industriellen Welt“ entwickelt, nach der die landwirthschaftliche und industrielle Arbeit harmonisch ineinandergreifen sollen. Ist nun aber nicht in dem russischen Dorfe jetzt bereits landwirthschaftliche und gewerbliche Arbeit (Hausindustrie) aufs Engste miteinander verbunden? Und wenn diese Elemente einer besseren Zukunft bisher nicht ihren vollen Einfluss auf das Leben Russlands äussern konnten, so doch nur darum nicht, weil die Leibeigenschaft bis vor Kurzem die Schöpferkraft jener Elemente unterbunden hatte. — Das sind die schiefen Analogien und unbestimmten Gedanken, durch welche, angeregt von europäischen Ideen, die russischen Volkfreunde in den 70er Jahren und später sich die Zurückgebliebenheit der russischen Zustände mit zukunftsfrohem Optimismus verklärten. Der Sieg der Grossindustrie war — das sahen auch die Narodniki — in Westeuropa unvermeidlich. Aber dort war der Boden für diesen Sieg geebnet durch die Isolirung der Produzenten: Millionen von Parzellenbauern waren dort — so meinten sie — durch den Grossgrundbesitz, Millionen Hausindustrieller und Handwerker — durch die Fabrik ruinirt. Russland aber habe in seiner Dorfgemeinde und in seinen Genossenschaftsformen ein festes Band, das die kleinen Produzenten zusammen schliesst und ihre Widerstandskraft erhöht. Nun, da das Land vom Fluch der Leibeigenschaft erlöst sei, werde dieses Band sich immer besser bewähren. Die Produktion werde sich hier auf neuen eigenartigen Bahnen entwickeln. Der Glaube daran war um so fester, als thatsächlich der Grossbetrieb in Russland neben der Dorfgemeinde und dem Besitze der Bauern an Grund und Boden aufkam. — Diese neuen Formen, meinten sie, könnten der modernen Technik sehr wohl angepasst werden. Nur eines Anstosses bedürfe es, um alle diese

Möglichkeiten zu verwirklichen; diesen Anstoss zu geben, und die Entwicklung zu dirigiren, sei die Aufgabe der „Intelligenz" und des Staates.

Zum Mindesten ist anzuerkennen, dass in der „Intelligenz" auf die man sehr grosse Hoffnungen setzte, sich vielfach ein rühriges fortschrittsfreudiges Streben zeigte. Eine grosse Reihe auch adliger Personen brach mit allen Klassenvorurtheilen und drang, von demokratischen Ideen erfüllt, in die Presse und in die neugeschaffenen Selbstverwaltungskörper (Zemstwo) ein. Die Bildung von Genossenschaften der Nagelschmiede, der Käsereiarbeiter, der Theerbrenner, die Errichtung von Darlehnskassen-Vereinen, die statistischen Untersuchungen, die die Zemstwo's in verschiedenen Gegenden Russlands während der 60er und besonders der 70er Jahre unternahmen, alles das wirkte durch seinen scharfen Kontrast gegen das frühere strenge bureaukratische Regiment anregend und belehrend. Der Glaube an die Macht und Rührigkeit der Intelligenz war so wenigstens zu einem Theil in dem realen Verhältniss begründet.

Und auch der Glaube an die schöpferische Macht der Regierung lag jener Zeit nahe. Die von der Regierung inaugurirte Bauern-Emanzipation imponirte den Geistern. Wurden doch 21 Millionen früherer Leibeignen in landbesitzende Bauern verwandelt und zwar in wenigen Jahren und ohne jede Störung der öffentlichen Ordnung. Der russische Volksfreund unterwarf die allgemeinen Prinzipien, auf denen diese Reform beruhte, nicht einer eingehenden Kritik; ihn begeisterte der Umfang und das äussere Ansehen der Reform. Noch nie hat die Geschichte eine Umgestaltung gesehen, so rühmte er, die auf einen Schlag einer so grossen Menschenzahl die persönliche Freiheit und eine vorläufig ausreichende Versorgung gegeben hätte. Bei dieser Beurtheilung wurde vergessen, und es wird auch heute noch häufig vergessen, dass der glatte und ruhige Verlauf der Reform, der so optimistische Hoffnungen hervorgerufen, vielleicht nur den trägen und sorglosen Indifferentismus der russischen Gesellschaftsklassen bezeugt, den wir überall in der Geschichte dieses Volkes finden. Und wenn dieser russische Indifferentismns die schnelle und leichte Ausführung der Reform erleichtert hat, wäre dann nicht vielleicht auch zu befürchten, dass dieser Indifferentismus zum Hemmschuh werde, der die

befreiten Bauern an ihrem kräftigen Aufstieg in der neu eröffneten Bahn hindern werde? Wo, wie im Westen die Befreiung der Leibeignen nicht plötzlich und nicht in aller Ruhe vor sich ging, wo die Leibeigenschaft in einem, zuweilen äusserst scharfen Kampfe der Bauern gegen die Gutsherren ihre Ergänzung fand, da war von dem befreiten Bauernthum von vornherein eine sehr viel grössere Energie im Kampf ums Dasein zu erwarten.

Dem russischen Volksthümler waren derartige Gedanken fremd. Durch den Umfang des Reformwerkes geblendet, behauptet er, der Staat, der diese Reform in so kurzer Zeit zu Stande gebracht, habe damit den entscheidenden Beweis geliefert, dass er bahnbrechend vorzugehen und neue höhere Wirthschaftsformen in das sociale Leben einzuführen vermöge. Und vom Staate — so schien es nach den Lehren des westeuropäischen Socialisten — müsse die Regeneration der Gesellschaft ausgehen. So forderten die Saint-Simonisten vom Staate die Errichtung einer Centralbank zur Befruchtung der Produktion; L. Blanc schlug eine staatliche Organisation der Arbeit vor, Lassalle verlangte Produktiv-Associationen mit Staatskredit u. s. w. Freilich, die hervorragenden Vertreter dieses westeuropäischen Socialismus waren sich in der Regel klar darüber, dass nur ein reformirter Staat diese Ideale verwirklichen könne. Sie betonten daher mit allem Nachdruck die Nothwendigkeit politischer Reform. Nicht so der russische Volksfreund! Er leugnete zwar nicht, dass im Westen der Aenderung der ökonomischen Ordnung eine Aenderung der politischen Zustände vorausgehen müsse: Denn was könnte dort die Demokratie von dem bestehenden Staate erwarten? Jene westlichen Staaten hatten die persönliche und Handelsfreiheit, die vor Allen den Besitzenden zu Gute kam, gewährleistet. Sie hatten hier und dort einige Maassnahmen zu Gunsten der Armen getroffen, aber diese Maassnahmen waren doch alle, verglichen mit der russischen Bauern-Emanzipation, nichtige Kleinigkeiten. Natürlich, Staaten von dieser Art müssen erst gründlich umgestaltet werden, ehe sich daran denken lässt, kolossale Kredite für Arbeiter-Produktiv-Associationen von ihnen zu erhalten. Aber anders liegen die Dinge in Russland. Hier hat der Staat die Bauern sozusagen mit einem Schlage befreit und zu ihren Gunsten eine grossartige Loskauf-Operation (N. B. die dem Staate gar nichts gekostet hat) vorgenommen; und dieser

Staat, der das vermocht hat, wird auch im Stande sein, ohne dass es dazu noch besonderer politischer Umwälzungen bedürfte, weiter zu gehen. Für die Umgestaltung des industriellen Lebens bedürfe es keiner grösseren Kraft als derjenigen, die zur Reform des Bauernlebens nothwendig war. So erträumte man von diesem Staate eine nahe bessere Zukunft, eine staatliche Organisation der Produktion, Fabriken, die für den Verwaltungsbereich des Staates, der Kreise, der Dorfgemeinden und Genossenschaften errichtet werden sollten.

Die übertriebene Begeisterung für das Bauernthum und die bäuerliche Arbeit wurde noch erhöht durch die Geistesrichtung, die ihren prägnantesten, weithin wirkenden Ausdruck in dem Grafen Leo Tolstoi gefunden hat.

Für Tolstoi hat die natürliche Einfachheit des Landlebens etwas Bezauberndes. Das Bild der Heuernte macht einen unauslöschlichen Eindruck auf Lewin. Er möchte dem künstlichen Stadtleben entsagen, die Bildung, die ihm jetzt so überflüssig erscheint, abwerfen und Ruhe und Frieden in dem einfachen, reinen natürlichen Leben des Landes suchen. Der Gedanke taucht in ihm auf, der Dorfgemeinde sich anzuschliessen und ein einfaches bäuerliches Mädchen zu freien.

Diese Auffassung zeigt sich bereits in Tolstoi's grossem Roman „Anna Karenina" und sie hat seither immer grössere Macht über ihn gewonnen. Die persönliche Erfahrungen, die er bei der Moskauer Volkszählung machte, das Elend und das Laster, das er sozusagen von Angesicht zu Angesicht dort sah, vertiefte noch seinen Abscheu vor der städtischen „Kultur", die den Menschen isolire und seine natürliche Hilfsbereitschaft ersticke. Mit grellen Farben wird der Kontrast ausgemalt, zwischen dem Treiben der Menschen in der Stadt und den Arbeiten und Sorgen des Landmannes. In den Städten — in den Börsen, in den Fabriken, im Staatsdienst, den Zeitungen, dem Theater — überall eine Vergeudung unzähliger Menschenleben für ganz unnöthige und frivole Zwecke! Noch mehr, auch fast alle Geistesarbeit, die in den Städten im Dienste der modernen Wissenschaft oder im Dienste der Künste verausgabt wird, ist für die grosse Masse der Menschheit völlig nutzlos. „Das, was in unserer Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst ausgegeben wird, ist eine gewaltige

Seifenblase, ein Aberglaube, dem wir anheim fallen, sobald wir uns von anderem Aberglauben befreien" [24]).

Wie anders das Dorf! Tolstoi bemitleidet die reichen Leute, die alle Jahre ein paar Monate auf dem Lande zubringen, ohne die Bedeutung der Arbeit zu würdigen, die doch rings um sie herum sich regt. Welche Opfer verlangt z. B. allein die Heuernte! „Männer und Frauen rühren die Hände in schwerer Arbeit; die Greise spannen alle Kräfte an, um ihr Bestes zu leisten; schwangere Frauen arbeiten über ihre schwachen Kräfte hinaus; ein 80jähriges Mütterchen müht sich mit der Hacke; ein kleiner Bube schleppt Trinkwasser für die Mäher herbei; der Dorfschuster, schwach und schwindsüchtig, lässt sein Zeug ruhen und fasst nach der Sense" [25]). Aufs Dorf ruft Tolstoi die Menschen heraus. Wer nicht vom Dämon des Geldhungers getrieben wird, wie kann der das Dorf gegen die Stadt eintauschen, das Dorf, wo die Menschen zu gegenseitiger Hilfeleistung einander näher gerückt sind [26]). Die physische Arbeit, welche nur auf dem Lande möglich ist, wirkt deshalb erlösend, weil sie keiner künstlichen Organisation bedarf. Wer sich dieser Arbeit widmet, nur um seine Bedürfnisse zu befriedigen, nicht in der Sucht nach Reichthum, der schliesst sich ohne weiteres dem arbeitenden Volke an. Tolstoi empfindet die Freude an dieser Arbeit. Aufs innigste davon durchdrungen, ruft er denen, die da denken, die Landarbeit könne entwürdigend sein, höhnisch zu: „Wir haben uns an den Anblick unserer verzärtelten und entarteten Geistes-Arbeiter so sehr gewöhnt, dass es uns wunderich vorkommt, falls ein Gelehrter oder Künstler pflügen oder Mist fahren sollte. Es erscheint uns beinahe, als ob dabei die ganze Weisheit auf den Bretterwagen ausgeschüttelt und die hohen künstlerischen Ideale selbst mit Mist besudelt werden würden" [27]). So sehr wird der tiefe und reiche Werth gerade der Landarbeit von uns verkannt. Das Leben in und mit der Natur ist ein so köstlicher Schatz, dass der Herr Minister, der in Verbannung geschickt wird, darin eher eine Wohlthat sehen sollte, weil er nun seine trockene Spezialarbeit mit einer abwechslungsreichen und erfrischenden Thätigkeit vertauschen kann. Landarbeit ist immer und schlechthin lohnend, auch wenn sie nicht reich macht. Mit den primitivsten Mitteln kann sie geübt werden. Ist ein Dampfpflug da — gut; ist keiner da —

wird man mit dem Pferdepflug pflügen; falls auch der nicht vorhanden, mit dem Hackenpflug oder im schlimmsten Falle mit einem Baumast, und immer wird die Arbeit nützliche Arbeit sein und als solche volle Zufriedenheit der Seele gewähren [28]).

Die Lehre Tolstoi's ist zugleich eine Doktrin der Bedürfnisslosigkeit. Wenn die meisten Bedürfnisse, die die Civilisation den Menschen eingeimpft hat, überflüssig sind, so soll man sie entsprechend behandeln und sie als unnöthigen Ballast einfach über Bord werfen. Aber diese Konsequenz richtet sich durch ihre Absurdität selbst; sie würde, wenn in Praxis umgesetzt, auch allen technischen Fortschritt unterbinden. Das Bauernthum in Russland, das ist ein Bauernthum mit Ackergeräth, das alle Viertelstunden reparirt werden muss, mit Gäulen, die nur mit Ach und Krach eine Last von 15 Pud auf gutem Wege vorwärts schaffen können, mit Kühen, die das ganze Jahr hindurch 40 Eimer Milch geben; ein Bauernthum in schmutzigen Hemden und Schafspelzen, in kalten, elenden und dunstigen Hütten, dessen Intelligenz durch den unerschütterlichen Glauben, dass die Erde auf den Schwänzen der drei Wallfische ruht, genügend charakterisirt wird. Die Idealisirung dieses Bauernthums und seiner Bedürfnisslosigkeit ist nur die Idealisirung der geistigen und moralischen Ohnmacht [29]).

Aber auch in solchen Geistern, denen die Idealisirung dieser russisch-bäuerlichen Rückständigkeit ganz fern lag, fand die Grundanschauung Tolstoi's, seine Skepsis gegenüber der modernen Wissenschaft und Kultur vielfach starken Wiederhall. Jene Wissenschaft und Kultur war aus der Fremde nach Russland gedrungen und hier immer nur ein Treibhausgewächs geblieben. Die slavophile Geistesrichtung, die alles, was aus dem Westen kam, mit scheelen Augen ansah und von einer rein autochtonen Entwicklung Russlands träumte, fand in der Diskreditirung jener Lebensmächte vielfach eine Bestätigung ihrer eigenen Tendenzen und der dunklen Hoffnungen, dass Russland, unabhängig vom Westen, auf völlig neuer und eigenartiger Bahn die Lösung der gesellschaftlichen Widersprüche werde erreichen können.

Wir sind mit der Charakteristik der Theorie bis an den Punkt gelangt, wo der Sinn in offenkundigen Unsinn umschlägt. Suchen wir, zurückschauend, uns klar zu machen, wie sich die

Vorstellung der Narodniki über die Bauernreform zur Wirklichkeit verhielt.

Die Worte des Manifestes vom 19. Februar 1861, in denen die Bereitschaft der Regierung ausgesprochen wird, den Bauern Ackerland zuzuweisen, „um ihre Existenz und im Interesse des Staates ihre Steuerkraft zu sichern“, sind offenbar höchst vag. Die Ausführungen des Gesetzes vom 19. Februar 1861 zeigten den Sinn, in dem jene Worte aufzufassen waren. Millionen befreiter Leibeigenen erhielten weniger Land zugewiesen, als sie vor der Reform in Besitz hatten und nur sehr wenige Gemeinden waren so glücklich, etwas Wald zu erhalten, während früher doch der gutsherrliche Wald allgemein auch ihnen zur Benutzung offen gestanden hatte. Aber selbst wenn man von der Art der Ausführung der Reform auch absieht und sich an das ideale Prinzip des Gesetzgebers hält, tritt klar zu Tage, wie hohl und verkehrt die von den Narodniki an jenes Manifest geknüpften Hoffnungen waren. Im Prinzip sollten die befreiten Bauern dasjenige Land als Eigenthum zugewiesen erhalten, das sie während der Leibeigenschaft besassen. Was hatte der Staat mit Aufstellung dieses Prinzips denn Grosses gethan? Land war in Massen vorhanden, sein Werth geringfügig, die Bevölkerung spärlich. In jener Ausstattung mit Land lag daher keine besondere Humanität und Grossherzigkeit des Gesetzgebers. Sie war, wie die Dinge lagen, eine ganz natürliche, in gewisser Hinsicht sogar nothwendige Maassregel.

Noch weniger konnte man aus den Worten des Manifestes die Hoffnung schöpfen, dass die Regierung so zu sagen ein neues spezifisch-russisches Wirthschaftssystem zu inauguriren suchen werde. Die wichtigsten Fragen, die — wenn man solche Hoffnungen hatte — hätten aufgeworfen werden müssen, waren bei der Reform ausser Acht gelassen. So die Frage: Kann das Maass des Landbesitzes, wie es sich unter dem Leibeigenschaftssystem herausgebildet hatte, als zureichend für die Existenz der Bauern betrachtet werden? Ferner: Wenn jenes Maass genügend war in dem Zeitpunkte, da die Befreiung stattfand, wird es auch ausreichen, wenn in zwei bis drei Jahrzehnten die Volksvermehrung die Bauern zwingen wird, die Parzellen weiterhin zu theilen? Ferner: Werden die Parzellen im Stande sein, den Bauern eine bessere Existenz zu bieten, als der Grossbetrieb

seinen Arbeitern verschafft? Und endlich: Welche Mittel und Kräfte waren denn vorhanden, auf die sich die Organisation eines neuen Wirthschaftssystems nach der Befreiung der Bauern hätte stützen können?

In Wahrheit genügte das Ausmaass des Landes, welches die Leibeigenen inne hatten und welches nun in ihr Eigenthum übergehen sollte, kaum zur allernothdürftigsten Existenz. Es hätte, wollte man die materielle Lage der Bauern bessern, ein grösseres Ackerland, als sie früher inne hatten, ihnen zugewiesen werden müssen. Und die Bauern wären, da durch den Fortfall der Frohnarbeit ihre Arbeitskraft bedeutend entlastet war, auch sehr wohl im Stande gewesen, entsprechend grössere Ackerflächen für sich zu bestellen. — Die Regierung dachte aber gar nicht daran, bei ihrer Reform etwa einer solchen Erwägung Raum zu geben. Leicht wäre eine solche Zuweisung vergrösserter und einigermassen ausreichender Landstrecken natürlich nicht gewesen. Man hätte aus den dichter bevölkerten Distrikten grössere Massen nach den weniger bevölkerten, in denen es noch billiges Land im Ueberflusse gab, übersiedeln müssen. — Noch weniger hatte man mit dem zu erwartenden Nachwuchs der Bauern gerechnet und es war doch klar, dass, selbst wenn im Moment der Befreiung die bescheidenen Bedürfnisae einer Bauernfamilie von dem Ertrag der Parzelle zur Noth hätte befriedigt werden können, dies in naher Zukunft nicht mehr möglich sein würde. Denn die Bevölkerung wächst und die Technik der Landwirthschaft, von der die Erfolge der landwirthschaftlichen Arbeit abhängen, entwickelt sich nur langsam. Weiter: selbst wenn auch in den Köpfen der Regierung ein schwacher Schimmer von dem gewesen wäre, was ihnen die Narodniki zuschrieben, so hätten doch die Gesetze des ökonomischen Mechanismus sich in Russland ebenso wie in Westeuropa geltend gemacht und jene Pläne vereitelt. Das Studium der Geschichte der westeuropäischen Industrie zeigt, dass beim Grossbetriebe die Ergiebigkeit der Arbeit sich steigert und dass er die Möglichkeit giebt, den Lohn der beschäftigten Arbeiter über dasjenige Niveau zu erheben, welches bei primitiver Landwirthschaft und damit verbundener Hausindustrie die Kleinbauern durchschnittlich erreichen. Unter diesen Bedingungen musste aber das Eindringen der Grossindustrie in Russland, das die Regierung doch weder hindern

konnte noch wollte, dahin treiben, dass die Bauern massenhaft ihre Parzellen verliessen und — nur noch durch lose Beziehungen und mit ihrem Grundbesitz zusammenhängend — in die Reihen des industriellen Proletariats eintraten. Wäre überhaupt eine Möglichkeit gewesen, dieser Russland nothwendig europäisirenden Tendenz entgegenzuarbeiten, so doch nur in dem Falle, dass man die Erträge der Bauernwirthschaft durch ausgiebige Landzuweisungen und eine sehr energische bauernfreundliche Gesetzgebung und Verwaltung beträchtlich gesteigert hätte. Das Reformwerk hätte aber auch dann von vornherein ein anderes Aussehen haben müssen. Hand in Hand damit wäre ein planmässiges Vorgehen, um die geistige Bildung dieser bäuerlichen Schichten zu heben, nothwendig gewesen.

Ebenso naiv war die Vorstellung der Narodniki, dass die russische Regierung, unterstützt durch die „Intelligenz", neue industrielle Formen im Anschluss an die Genossenschaft werde bilden, eine Vereinigung der Landwirthschaft und Industrie werde durchführen können. Der Ruf nach Staatshilfe wurde im Westen noch viel früher erhoben, als bei uns, aber ohne dass die Hoffnungen sich erfüllten. Um L. Blanc und Lassalle hatten sich Männer geschaart, die voll Begeisterung jeden Augenblick bereit gewesen wären, allen Ansprüchen, die eine vom Staat geleitete nationale Organisation der Arbeit gestellt hätte, zu genügen. Und doch, die westlichen Staaten dachten gar nicht daran, jenem Rufe zu folgen.

Die ganze wirthschaftliche Politik Russlands in den vierzig Jahren, die seit der Bauernbefreiung verflossen sind, bewies immer nur von Neuem, wie haltlos alle Träume der Narodniki waren. Jene Politik besteht, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe[30]), dem Wesen nach in Maassnahmen zur Beförderung des kapitalistischen Systems, in die hier und dort gelegentlich ganz winzig minimale Konzessionen und Verfügungen zu Gunsten der Volksmassen eingestreut sind.

Die letzten 20 Jahre sind charakterisirt durch den ärgeren Verfall der bäuerlichen Wirthschaft, wie der meisten Zweige der Hausindustrie, durch das siegreiche Vordringen der Grossbetriebe in Industrie und Landwirthschaft, durch Zurückdrängung der Naturalwirthschaft und durch die Schwächlichkeit der von der Regierung und den Zemstwo getroffenen politischen Maass-

nahmen: bäuerliche Agrarbank, Errichtung von Genossenschaften und Dahrlehnskassen, Uebersiedelung, Förderung der Hausindustrie. So erhielt auch die fortschrittliche Opposition einen entsprechend veränderten Charakter. In den 60er und 70er Jahren hatten sich — wie schon bemerkt — aus der Masse der bäuerlichen Bevölkerung noch keine anderen grossen Gruppen Besitzloser abgesondert; erst in den letzten 20 Jahren vollzog sich dieser Prozess. Die Bevölkerung der Städte wuchs an, das industrielle Proletariat entstand und breitete sich rasch aus. In den Dörfern häuften sich die land- und arbeitslosen Existenzen. Dem entspricht es, dass in den fortschrittlich gesinnten Klassen das Interesse sich mehr und mehr diesen neuen, nicht mehr bäuerlichen, aber gleichfalls elenden Schichten, vor allem dem zahlreichen industriellen Proletariat zuwendet, das in den Städten angehäuft, zuerst und am entschiedensten ein scharfes Klassenbewusstsein entwickelt. Das Auftreten dieses Proletariats, gegen welches die Dorfgemeinde nach Anschauung der 50er, 60er und 70er Jahre ein sicher wirkendes Gegenmittel sein wollte, erschütterte tief den Glauben an den Werth, die Bedeutung und die Zukunft der Dorfgemeinde selbst. Das Unvermögen, durch eine Bauernpolitik die industrielle, aus Westeuropa kommende Bewegung aufzuhalten, trat Jedermann sichtbar zu Tage. Und — war denn wirklich das Dorfleben besser, als das Fabrikleben? Selbst die mit vollem Landantheil ausgestatteten Bauern und die selbstständigen Hausindustriellen wohnen sie nicht in elenden, vor der Winterkälte nicht schützenden Hütten? Leiden sie nicht Hunger? Kleiden sie sich nicht in jämmerliche Lumpen? Sind sie nicht völlig unwissend, arme Analphabeten? viele unter ihnen kennen solche Dinge, wie: Seife, Thee, Zeitung, sogar den Gebrauch von Stiefeln nur vom Hörensagen. Und die Fabrikarbeiter, so schwer ihre Arbeit auch sein mag, leben sie nicht manchmal in Häusern, wo Licht und Wärme vorhanden? Stehen ihren Kindern nicht vielfach bedeutend bessere Schulen als denen der Bauern offen? Solche Vergleiche zeigen unabweisbar, dass das Leben im russischen Dorfe durchaus nicht so viel menschenwürdiger, wie das in der „Fabrikhölle“ ist. Die Prophezeihungen der Narodniki, dass die Fortschritte der Grossindustrie auf Grundlage des Kapitalismus nur die Armuth und das Elend des Volkes noch mehr vergrössern können, wurden

durch die Erfahrung widerlegt, und die veränderten Verhältnisse änderten auch die Vorstellung und Gedanken. Man begann das Wesen der Grossindustrie und ihre Bedeutung für Russland zu verstehen; die modern-socialistischen Entwicklungstheorien drangen so aus dem westeuropäischen Geistesleben nun auch in Russland ein.

Dies steht über jeden Zweifel, dass der Kapitalismus in Russland immer weitere Fortschritte macht; und es scheint, dass das russische Reich in die Periode kapitalistischer Entwicklung eingetreten ist, die im Westen vor einem halben Jahrhundert begann. Freilich die Eigenart der russischen socialen Zustände bedingt es, dass diese kapitalistische Entwicklung bei uns nicht in jeder Hinsicht dieselben Begleiterscheinungen, wie in den westeuropäischen Staaten hervorrufen kann.

In kurzen Zügen haben wir versucht, den Einfluss, den die ökonomischen Verhältnisse auf die sociale Entwicklung, ebenso wie auf das Recht, das Bildungswesen und die Kunst ausgeübt, darzulegen. Der Satz des historischen Materialismus, dass das wirthschaftliche Leben die bestimmende Grundlage für die anderen Sphären des kulturellen socialen Lebens sei, hat sich auf diesem hier analysirten Gebiete jedenfalls bestätigt.



Zweite Studie.

Eigennutz, Gemeinsinn, Klassen-Interesse.

I.

Seit Adam Smith ist in der Volkswirthschaftslehre mehr die Anschauung durchgedrungen, dass der Eigennutz die hauptsächlichste Triebfeder der wirthschaftlichen Handlungen sei. „Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Bäckers oder Brauers erwarten wir unser Mittagessen“, sagt Smith, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihren eigenen Vortheil; wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihre Eigenliebe und sprechen nie von unseren Bedürfnissen, sondern stets nur von ihrem Vortheile[31]). Diese Worte sind typisch für die Auffassung de wirthschaftlichen Erscheinungen bei Smith. In seiner Preistheorie leitet er die Bewegung der durch das Verhältniss von Angebot und Nachfrage bestimmten Preise aus der rein persönlichen Interessirtheit der Käufer und Verkäufer ab; ebenso in seiner Lohntheorie, der zufolge der Arbeitslohn im Ganzen durch die zur Lebensfristung nothwendigen Bedarfsmittel geregelt wird, und in seiner Theorie des Kapitalgewinnes. Der Kapitalist sucht, nach Smith, naturgemäss den Antheil der Arbeiter an dem Produkt auf jenes Existenz-Minimum herabzudrücken, während der Arbeiter demselben Antriebe des persönlichen Interesses folgend, jenen Antheil nach Kräften zu steigern sucht. Das persönliche Interesse des Kapitalisten schreibt ihm diese Handlungsweise vor. Smith vergleicht die Vortheile bei der Anwendung von Kapital in Stadt und Land und kommt zum Schlusse, dass in der Stadt Arbeit und Kapital gewinnbringender angelegt werden können; und hierin — meint er — habe die allgemeine Neigung, die Dörfer zu verlassen und nach den Städten zu ziehen, ihren eigentlichen Grund. In der ausführlichen Erörterung der Gründe, aus denen gewisse Bodenklassen

Renten abwerfen, andere nicht, setzt Smith voraus, dass der Eigenthümer der schlechtesten Bodenklasse immer möglichst hohe Ueberschüsse über seine Auslage hinaus erstrebe. Wenn der schottische Oekonom von der Einschränkung der Gewerbefreiheit durch die Zünfte, von den gegen die Meister gerichteten Ausständen der Arbeiter spricht, so sieht er in allen diesen Erscheinungen das Resultat persönlicher Interessen; kurz, der mehr oder weniger aufgeklärte Egoismus leitet die Menschen überall in dem wirthschaftlichen Getriebe.

Freilich war Smith nicht der Meinung, dass immer und überall dieses Spiel der persönlichen Interessen zu einer ausgleichenden und gerechten Harmonie führe. Als besonders verderblich und allein im Interesse der Kaufleute und Fabrikanten geschaffen erscheinen ihm die Monopole. Der Monopol-Geist der Händler und Fabrikanten führt nach der Meinung Smith's dahin, dass der Handel zum Quell nationaler Feindseligkeiten und des Nationalhasses selbst wird, während er doch in Wirklichkeit dazu berufen wäre, die verschiedenen Völker und Stämme friedlich mit einander zu verknüpfen. Dieser Monopol-Geist ist nach Smith für Europa verderblicher, als aller Ehrgeiz und alle Grausamkeit der Herrscher[32]. Er spricht mit Abscheu von den drakonischen Gesetzen, die unter dem Einflusse industriell kaufmännischer Habsucht erlassen worden seien. Nur der Humanität der Engländer sei es zu danken, dass die Gesetze aus der Zeit Elisabeth's, welche die Ausfuhr von Schafen und Widdern mit grausamer Strafe bedrohten, um so das Rohmaterial für die brittische Woll-Industrie im Lande zurückzuhalten, nicht exekutirt wurden. Von den handelspolitischen Vorschlägen der Kaufleute, sagt er, man müsse denselben insgesammt mit äusserstem Misstrauen entgegentreten, weil die Interessen der Kaufleute stets mehr oder minder den Interessen der Gesammtheit zuwiderlaufen[34]. Dieser Bemerkung könnte man noch manche ähnliche aus dem „Reichthum der Nation" zur Seite stellen[35].

Doch erschüttern diese Einschränkungen keineswegs den Grundgedanken, dass nach Smith und seinen unmittelbaren Nachfolgern das Selbstinteresse in der wirthschaftlichen Welt herrscht und herrschen soll. Alle Einschränkungen, die Smith macht, richten sich gegen die Interessen einzelner Gruppen, die rücksichts-

los und im Widerstreit mit dem Gesammtinteresse in das Triebwerk der Oekonomie eingreifen. Solche Eingriffe charakterisiren die vorbürgerlichen Perioden mit ihren Zünften, Taxen, Monopolen, mit der starken über der Gesellschaft stehenden Regierungsgewalt, die stets bereit ist, ihre Uebermacht zur Geltung zu bringen. Sobald aber — und das ist die Grundforderung Smith — das wirthschaftliche Leben sich frei entfaltet, ohne Störung von Aussen, entspricht das Spiel von Einzelinteressen dem Gesammtinteresse. Smith ist durchaus nicht der Meinung, dass der Kaufmann nach Aufhebung der Privilegien und Monopole etwa weniger gewinnsüchtig und stärker an Gemeinsinn sein würde. Der Unterschied ist nur, dass der Kaufmann dann den Verhältnissen der freien Konkurrenz gegenübersteht, deren Spiel dafür sorgt, dass seine Gewinnsucht nicht mehr im Grossen und Ganzen Schaden anzurichten vermag. Kurz jeder Einzelne folgt seinen eigenen Interessen, aber er kann sie innerhalb der freien Konkurrenz nur so weit realisiren, als es die Interessen anderer socialen Gruppen zulassen.

A. Smith leugnet durchaus nicht im Allgemeinen, dass auch der Altruismus eine Triebfeder menschlichen Handelns sein könne; er hat doch ein ganzes Werk über die „moralischen Gefühle“ geschrieben, aber er weiss, dass das Mitgefühl bei weitem nicht die gleiche Bedeutung für das menschliche Handeln hat, wie das Selbstinteresse. Das ist der Grund, warum er in seinem ökonomischen Werke von der Wohlthätigkeit nicht weiter spricht. Denn die Handlungen der Wohlthätigkeit wirken neben denen des Selbstinteresses nur unbedeutend auf die sociale Oekonomie ein; sie verursachen keine grundsätzlichen Aenderungen im Leben, wie es sich unter dem Einfluss persönlicher Interessen gestaltet. Diese Anschauung lässt Smith viele Erscheinungen ganz anders, als es sonst im Allgemeinen üblich ist, einschätzen. Sollten es nicht sympathetische Gefühle sein, die den Landedelmann alten Stils dazu bewogen, einen grossen Theil seiner Revenuen für Zwecke einer weitausgebreiteten Gastfreundschaft auszugeben? Smith giebt eine andere Erklärung. Ihm gilt diese Gastfreundschaft als nothwendige Begleiterscheinung einer wenig entwickelten Gesellschaftsform. Ist der Handel wenig ausgebildet und bleiben daher die vielen Produkte, die auf den Gütern der Grundherren erzeugt werden, unverkäuflich, so müssen die

Naturalien im Hause verbraucht werden[36]. Das Verzehren dieser Produkte im Hause in einem zahlreichen Kreise Bekannter und Unbekannter zeugt nicht sowohl von sympathischen Gefühlen des Gastgebers als von dem Wunsche, mit seinem Reichthum zu imponiren und die Zuneigung von Menschen zu gewinnen, die in jenen Zeiten allgemeiner Unsicherheit und des Faustrechtes von sehr handgreiflichem Nutzen sein konnte. Ganz ebenso wie ein reicher und vornehmer römischer Patrizier ein ganzes Heer von Klienten unterhielt, um in diesen gefügige Diener zu haben, ganz ebenso benützte ein mittelalterlicher Baron seine zahlreichen Besitzungen und ihren Ertrag dazu, einen Haufen von Schmarotzern an sich zu fesseln, die ihm in unruhigen Zeitläufen gleichfalls von grossem Nutzen sein konnten.

Die gleiche Grundanschauung charakterisirt Smith's Auffassung vom Staate. Den Wohlthaten „desselben" steht er skeptisch gegenüber. Er weiss wie oft die Staatsmacht blosse Staatstyrannei ist. „Die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit der Beherrscher des Menschengeschlechts ist ein altes Uebel, gegen das es, fürchte ich, der Natur menschlicher Einrichtungen nach kein Mittel giebt"[37]. Daher schränkt er die Aufgabe des Staates in möglichst enge Grenzen ein und erwartet in der Hauptsache alles von der freien Bewegung und dem Privat-Interesse der Bürger.

Eine Aufgabe des Staates ist die Fürsorge für die Volksbildung. Gänzliche Unwissenheit macht den Menschen so wehrlos und verächtlich, sagt Smith, dass der Staat auf jeden Fall für den Volksunterricht zu sorgen hat, selbst wenn er keinen unmittelbaren Nutzen daraus zöge. Aber der Staat zieht Nutzen daraus. Je unterrichteter das Volk ist, desto besser ist es vor Aufruhr geschützt, desto weniger zum Aberglauben geneigt, desto würdiger der guten Behandlung durch die Behörden und desto entgegenkommender gegenüber den Anordnungen der Behörden[38].

Der Gesichtspunkt, den Smith für die Beurtheilung des wirthschaftlichen Lebens wählte, war sicher äusserst fruchtbar. Nur indem man den hervorstechendsten Zug des Strebens im Handeln fixirte und von ihm bei der ganzen Betrachtung ausging, war es möglich, die grossen allgemeinen Gesetze der auf freier Konkurrenz beruhenden bürgerlichen Gesellschaft in ihrem Zusammenhange und in ihrer psychologischen Bedingtheit klar

zu erfassen. Dass diese Betrachtungsweise nicht aus irgend einer Einseitigkeit und Voreingenommenheit Adam Smith's, sondern allein aus sachlichen Gründen erklärt werden kann, geht schon daraus hervor, dass der Verfasser des „Wealth of Nations", zugleich Verfasser der „Theory of Moral Sentiments" ist, in der die Bedeutung der sympathetischen Gefühle und Antriebe mit grosser Gründlichkeit untersucht und anerkannt ist.

Die Polemik der historischen Schule gegen den Smith'schen Standpunkt bleibt im Grunde völlig unfruchtbar. Das Aufgebot von ethischen Erörterungen und Deklamationen in dieser Schule hat die Einsicht in den Zusammenhang der ökonomischen Bewegungen in keiner Weise vertieft.

Roscher, einer der ersten Vertreter dieser Richtung, will die wirthschaftlichen Erscheinungen aus zwei seelischen Triebfedern erklären, zuerst aus dem Egoismus, dem Bestreben der Einzelnen, möglichst viel zu erwerben und möglichst wenig unnütz auszugeben. Der Egoismus kann zum Laster, der Erwerbstrieb, die Sparsamkeit zum Geiz werden, aber dem Menschen wohnt zugleich das Bestreben inne, der Stimme Gottes zu gehorchen. Das Gewissen soll über das Handeln entscheiden, es füllt unseren Geist mit Ideen der Gerechtigkeit, unsere Seele mit der Sehnsucht nach dem Reiche Gottes. Dieses Bestreben — der zweite bestimmende Faktor unseres Handelns — zügelt die selbstsüchtigen Interessen und führt uns höheren Zielen entgegen. Wie das Weltall nur durch das Zusammenwirken centrifugaler und centripetaler Kräfte, so besteht die Gesellschaft und das sociale Bewusstsein nur im Zusammenwirken der selbstsüchtigen Interessen und des Gewissens. Das Leben der Familie, der Gemeinde, des Volkes, der Menschheit entwickelt sich allmählig Hand in Hand mit den socialen Gefühlen. Die sociale Sinnesart mildert den Kampf Aller gegen Alle, den die Privatwirthschaften untereinander führen, und verbindet sie alle zu einem höheren harmonisch gegliederten Organismus. Das Ziel dieses Prozesses ist die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden[39]).

So spielen Altruismus und Gemeinsinn nach Roscher auch in dem wirthschaftlichen Leben eine gewaltige Rolle. Etwa zu gleicher Zeit in der ähnlichen Weise wie Roscher, wendet sich Knies gegen die Smith'sche Wirthschafts-Psychologie. Er lehnt sich mit Entschiedenheit dagegen auf, dass der Egoismus als

Triebfeder der ganzen Oekonomie betrachtet werde[40]). Eine solche Erklärung des wirthschaftlichen Handelns verkenne durchaus die Komplizirtheit des menschlichen Handelns, das immer nur als Resultante mannigfacher zum Theil einander entgegengesetzter Motive erfolge. Auch im wirthschaftlichen Leben treten überegoistische Motive aufs deutlichste hervor. Schon die doch nirgends fehlenden Wohlthätigkeitsanstalten zu Gunsten der Armen und Kranken, der Greise und Kinder, der Schwachen und Siechen weisen darauf hin. Solange die nationale Oekonomie den Egoismus als die einzige, oder doch allein ausschlaggebende Triebfeder aller wirthschaftlichen Erscheinungen hinstelle, so lange sei sie selbst unsittlich und verkenne die Grundlage der staatlichen Ordnung. Es sei absurd, anzunehmen, dass der Mensch als Christ voller Nächstenliebe, als Bürger erfüllt von Gemeinsinn und Patriotismus, als Mensch im gewöhnlichen Leben human und billig sein könne, dagegen in seinem Handelskomptoir, auf dem Markt, bei der Abschliessung von Lohnverträgen u. s. w. ausschliesslich als ein eigennütziges, die höchstmöglichste Steigerung seines Privatvortheils erstrebendes Wesen handle[41]). Besonders klar trete die Absurdität einer solchen Annahme, wenn man sich auf den Standpunkt der historischen Methode stelle, hervor. Das geschichtliche Studium zeige auf Schritt und Tritt, dass man mit solchen schemenhaften Abstraktionen, wie die des rein egoistischen Wirthschaftsmenschen, nicht von der Stelle kommt[42]). Schmoller und Wagner und andere haben die von Knies vertretene Ansicht weiter ausgesponnen.

Schmoller[43]) wies insbesondere auf die eminente Bedeutung der historisch ausgebildeten Stammes-, Völker- und National-Sitten für die ökonomische Entwicklung hin. Die Gemeinsamkeit der Sprache, der Geschichte, der Ueberlieferung, Lebensweise und Ideen lässt eine besondere, in sich zusammengehörige Welt socialer Gefühle und Gedanken entstehen. Die Existenz der Volkswirthschaft setzt die historisch entstandene Gemeinsamkeit solcher Gefühle und Gedanken bereits voraus. „Die Lehre von dem Egoismus oder den Interessen als dem psychologisch einfachen und bleibenden Ausgangspunkt aller wirthschaftlichen Handlungen ist nichts, als eine bodenlose Oberflächlichkeit.“ [44]) Keine Untersuchung wirthschaftlicher Erscheinungen darf ihm-

zufolge von dem Nationalcharakter und der Eigenthümlichkeit der herrschenden Sitten abstrahiren. Es zeige sich dann, dass der Egoismus zwar überall eine hervorragende Rolle spiele, dass er aber überall in anderen Mischungsverhältnissen und durchsetzt mit ethischen Faktoren auftrete. Ueberall spielen Fragen sittlicher Art auch in die anscheinend rein ökonomischen Erörterungen hinein. Immer sind die in der Oekonomie sich herausbildenden Verhältnisse daraufhin zu betrachten, wie dieselben auf die an der Produktion Betheiligten (Arbeiter und Unternehmer) psychologisch, ethisch zurückwirken. Bei steigender Kultur greift das mit sittlichen Anschauungen durchtränkte Recht immer energischer in die Vertheilung des Reichthums ein. Und neben dem Recht und der Gesetzgebung wirken in gleicher Richtung die Sitte und die gesellschaftlichen Anschauungen über das, was der Billigkeit entspricht. Die Menschen arbeiten heute unendlich mehr, als in der Vergangenheit, eben weil unsere rechtlichen und wirthschaftlichen Institutionen dem Ideal der distributiven Gerechtigkeit viel näher kommen, als im Alterthum. Im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende sind nach dieser Richtung hin gewaltige Fortschritte gemacht. „Keine besitzende Klasse und keine Aristokratie der Welt hält sich sehr viel länger, als ihre Tugenden und Leistungen ungefähr ihrem Einkommen und ihrem Besitz entsprechen. Kein Tagelöhner und kein Dienstmädchen, kein Fabrikdirektor und kein Minister argumentiren anders als so.[45]) Der moderne Staat ist vom Bewusstsein durchdrungen, dass für die unteren Klassen in wachsendem Maasse zu sorgen sei. Allein schon für die Erziehung und Unterstützung Nothleidender werden den Besitzenden bedeutende materielle Opfer auferlegt. „Für den Verarmten, Arbeitsunfähigen, tritt die Armenpflege, für die arme Gemeinde der Kreis, für den Kreis die Provinz ein. Auf nothleidende Provinzen verwendet der Staat oft ein vielfaches von dem, was er an Steuern aufbringt. Ja, gerade die Gesetzgebung ist bemüht, einen neuen gesunden, bäuerlichen Mittelstand zu schaffen. Für die Schule tritt die Gemeinde und der Staat ein, wie für die Kirche.“ Auch für die Theater und die Volksvergnügungen geschieht das zum Theil. Und wenn bei solchem Zustande der Dinge noch die Unzufriedenheit gross ist, so nur darum, weil auch die humansten Sitten und die grösste Mildthätigkeit der

Besitzenden nicht alle Ungerechtigkeiten der Einkommenvertheilung zu beseitigen vermögen. Der Gegensatz zu Smith und seinen Nachfolgern tritt hier in voller Schärfe auf. Ueberall wird auf die Schranken und Grenzen, die dem Walten des blossen Egoismus gestattet sind, hingewiesen.

Noch systematischer geht aber Wagner vor. Seiner Meinung nach ist die Volkswirthschaft von 3 Prinzipien: dem privatwirthschaftlichen oder induvidualistischen, dem gemeindewirthschaftlichen und dem karitativen beherrscht. Die Konkurrenz, der freie Vertrag, der Austausch von Leistung und Gegenleistung haben als Ergänzung die auf die Befriedigung von Gemeinbedürfnissen gerichtete Funktion des Staates und der ihm untergeordneten Körperschaften. Hier werden die Kosten gemeinsam durch Steuern aufgebracht, und Austausch von Leistung und Gegenleistung im engeren privatwirthschaftlichen Sinne fällt dabei fort. Aber auch dem karitativen Moment der freien unentgeltlichen Abgabe von Gütern zum Zwecke der Wohlthätigkeit komme im wirklichen wirthschaftlichen Leben sehr grosse und weitreichende Bedeutung zu. Natürlich sei es aber unmöglich, den Altruismus zum Regulator des ganzen Wirthschaftslebens zu machen, auch sei das gar nicht wünschenswerth: „Denn gegen allgemeine unentgeltliche Hingabe wirthschaftlicher Güter erheben sich auch gewichtige, sittliche und ökonomische Bedenken vom Standpunkt des wahren dauernden Interesses der Einzelnen aus“ [48]). Dagegen hat das karitative Prinzip überall in die Lücken einzutreten, welche Privat- und Gemeindewirthschaft lassen, und die grellen Dissonanzen der Einkommensvertheilung möglichst zu mildern. Er erinnert da an die Arbeiterfürsorge privater Unternehmer. Indessen, auch auf dem Gebiete, wo das privatwirthschaftliche Interesse ausschliesslich zu herrschen scheint, sei der Egoismus nicht die alleinige Triebfeder; Menschenliebe, Gewissenhaftigkeit, Familiensinn und Ehrgefühl setzen auch hier dem zügellosen Erwerbstriebe im Innern des Menschen gewisse Schranken. Eine karitative Bethätigung vermöge sogar das Renteneinkommen zu rechtfertigen. Man vergesse nur zu oft, dass die Ungleichheit der Glücksgüter die Bedingung sei für die edelsten sittlich erhabensten und überhaupt die nützlichsten menschlichen Handlungen.

In dieser Richtung bewegen sich auch die Anschauungen des Engländers Kidd, der die kulturellen Errungenschaften der

Menschheit aus dem durch religiöse Motive verklärten Altruismus herleiten will[49]. Nicht die egoistisch abwägende Vernunft, sondern eine Pietät, die letzthin auf unbewiesenen Werthgefühlen religiöser Art ruht, dirigirt nach Kidd unsere Handlungen, sodass dieselben den Anforderuugen des socialen Wohles und des Fortschritts einigermaassen entsprechen. Wenn, sagt er, der Bewohner eines anderen Gestirnes in unsere Städte käme, so würden die Kirchen vor Allem sein Interesse erwecken. Er würde finden, dass die Sitten und Einrichtungen der civilisirten Völker in allen ihren Einzelheiten unter dem Einfluss der Religion sich gebildet haben, dass die religiösen Vorstellungen in der socialen, wie politischen Auffassung, in all den Ideen über Recht und Pflicht — wenn auch meist unbewusst — fortwirken. Ganz falsch ist die Meinung, dass nur in der Vergangenheit die religiösen Ideen reelle Macht besessen hätten; auch in der Gegenwart sind sie ein gewaltiger Motor. In der Religicn ist, Kidd zufolge, das Wesentlichste die übersinnliche Rechtfertigung desjenigen menschlichen Handelns, das für den Fortschritt nothwendig ist und doch nicht aus egoistischen Vernunft-Erwägungen allein gerechtfertigt werden kann. Diese — sozusagen unvernünftige — Normirung des menschlichen Handelns ist, da die Geschichte eine Disharmonie zwischeu den Interessen der Einzelnen und denen der Gesellschaft erzeugt, eine Nothwendigkeit, ohne die es keinen Fortschritt und keine Entwicklung geben würde. Das Grundprinzip der europäischen Welt ist das Christenthum, und diese Macht ist nicht durch die Vernunft geschaffen worden. Der Anstoss kam aus völlig anderer Quelle und — wie immer bei solchen Umwälzungen — waren die Klügsten und Gebildetsten dieser neu erstehenden Macht feindlich gesinnt. Die gewaltigste religiöse Bewegung spielte sich vor den Augen der glänzendsten Philosophen und Historiker ab, welche die Zersetzung der bestehenden Gesellschaft mit klarem Bewusstsein erkannten; und wie haben sie in der Beurtheilung des jungen Christenthums allesammt geirrt! Drei Jahrhunderte lang haben sie dieses Christenthum verachtet, das eine gewaltige Kraft in dem sittlichen und damit in dem Gesellschaftsfortschritt werden sollte.

Zwei Prinzipien charakterisiren das Christenthum; die unendliche Macht der göttlichen Sanktion, die es dem menschlich guten Handeln gewährt, und dann die Sittenlehre, die den

christlichen Völkern im Kampfe um das Dasein nothwendig den übrigen Völkern gegenüber einen gewaltigen Vorsprung geben musste.

Der Charakter der antiken Staaten war kriegerisch; der Bürger arbeitete nicht; er kämpfte und lebte im Uebrigen von dem Ertrag der Sklavenarbeit. Mit Verachtung sah er auf diese Sklaven und Freigelassenen herab, denen gegenüber er Pflichten überhaupt nicht anerkannte. Die abendländische Civilisation aber, die auf das Christenthum basirt ist, adelt die Arbeit und zeitigt allmählich die Vorbedingungen für eine politische und sociale Emanzipation der grossen Volksmassen. Diese Ausbildung vollzieht sich nicht ohne Widerstand der herrschenden Klassen; aber die Bewegung schreitet unaufhaltsam fort. „Je mehr die Rechte und die Macht der oberen Klassen langsam verkürzt wurden, desto mehr sah sich die grosse Mittelklasse, die sich allmählich herausgebildet hatte, ihrerseits demselben Entwickelungsbestreben gegenübergestellt. Weiter und weiter hat sich nach und nach der Kreis des politischen Einflusses ausgedehnt. . . . Endlich kann man auch die Bemerkung machen, dass wir in unseren Tagen, trotz des Zwiespalts rivalisirender Parteien und trotz alles Lärmens und Uebertreibens erhitzter Streiter, bestimmt eine Stufe betreten werden, da die Partei des Fortschritts sich selbst als Objekt ihrer Bestrebungen das Ideal eines Gesellschaftzustandes vorhalten wird, in welchem zum wenigsten nicht auf der einen Seite eine durch Gesetze geschützte Klasse, die alle Gewalt in sich vereinigt, steht, und auf der anderen Seite nur ausgeschlossene und enterbte Volksmassen“ [50])

Die Entwicklung Europa's vollzieht sich in der Weise, dass die Kraft der Individuen, die in primitiven Zeiten erstickt oder ganz vom Staatsdienst absorbirt wurde, wie das z. B. in der antiken Kultur der Fall war, zu immer freierer Entwicklung gelangt.

In dieser europäischen Entwicklung spielt der Intellekt sicher eine bedeutsame, aber keineswegs die entscheidende Rolle. Das durch das Christenthum gehobene sittliche Gefühl ist, wie das Anwachsen der altruistischen Strömung zeigt, vielmehr die eigentliche Basis dieser fortgeschrittenen Bewegung.

Welches immer die Fehler der abendländischen Kirchen sein mögen, immer streben sie doch, die Nächstenliebe in dem

Menschen zu erhalten. Die Ansicht, dass die altruistischen Gefühle einer fortschrittlichen Entwicklung entgegenstehen, weil sie dazu treiben, durch künstliche Maassnahmen die Existenz der unfähigsten und schwächsten Gesellschaftsglieder zu sichern, ist nach Kidd durchaus verkehrt. Vielmehr in und mit der Entwicklung nehmen diese Gefühle dauernd zu. Es ist charakteristisch, dass gerade bei den civilisirtesten Völkern auch der Altruismus am Höchsten ausgebildet worden ist. Beweis hierfür sind die zahlreichen, fast von Tag zu Tag sich vermehrenden Wohlfahrtseinrichtungen, die stete Verfeinerung und Vertiefung des sympathischen Mitgefühls. England trat für die Aufhebung der Neger-Sklaverei ein unter dem Eindruck, den die Schilderungen von den Leiden der Negersklaven machten. Sobald in der Presse ein Ruf zu Gunsten irgend einer gedrückten, socialen Gruppe erschallt, findet er breiten und nachdrücklichen Wiederhall. Bis auf die Thiere herab erstreckt sich die Sympathie. Charakteristisch dafür ist die starke Strömung gegen die Vivisektion. Die Härte und Grausamkeit der antiken Welt ist lange überwunden. Der Vorwurf aber, dass die Pflege der Nächstenliebe so verweichlicht, trifft nicht zu, vielmehr die Nächstenliebe ist gerade bei denjenigen Völkern besonders entwickelt, welche ein hervorstechendes Maass von Willenskraft zeigen. Die Triebkraft dieses Prozesses aber ist nicht die Vernunft, sondern die stete Mehrung altruistischer Gesinnung, gestützt und gefördert durch religiöse Sanktionirung.

Was die französische Revolution anlangt, so polemisirt unser Autor gegen diejenigen, die den Sieg der Revolution aus der Verderbtheit der höheren Klassen erklären wollen. Die Geschichte lehre vielmehr, dass „das Volk seine Sache nicht auf den Strassen, sondern in den Herzen dieser Klassen gewann“ [51]). Der edle Enthusiasmus der reichen und vornehmen Klassen unterstützte die revolutionäre Bewegung, wie auch die Geschichte unserer Tage analogirend aufweist. Zwei grosse Parteien ringen gegenwärtig miteinander, die herrschende Minorität und die Volksmasse. — Die Geschichte der neueren Gesetzgebung ist zugleich die Geschichte der Konzessionen, welche die herrschende und darum stärkere Partei dem Volke macht. Zwar wird behauptet, dass die Konzessionen vom Volke, dessen Kraft durch steigende geistige Bildung bedeutend gestärkt ist,

erzwungen worden seien. Aber man vergesse dabei, dass auch heute noch jene Minorität durchaus die Uebermacht besitze und immer, wo es wirklich zum Kampf komme, gesiegt habe. Und dennoch führt jene herrschende Minorität Maassnahmen durch, die ihre Gegner erziehen, belehren, sie zum Kampfe vorbereiten. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte ist von Beispielen voll dafür. Nur der Umstand, dass wir mitten in dieser Bewegung drinne stehen, verhindert uns, diesen ihren inneren Charakter klar zu erkennen. Der wirkliche Grund der fortschrittlichen Bewegung sei eben hierin zu suchen, dass in der herrschenden Klasse in wachsendem Maasse eine altruistische Gefühls- und Denkweise zugenommen habe. Dieser, der Nachgiebigkeit gegen die Unterdrückten, die man, wenn es bloss auf die brutale Gewalt ankäme, sehr wohl darin niederhalten könnte, werde der Fortschritt gedankt. „Die Gemüther der Menschen sind so empfindlich für Leiden, Elend, Unrecht und Herabwürdigung jeder Art geworden, dass sie nicht widerstehen können“ [52]). Das ist der Weg, der allmählich zu einer grösseren und gerechteren Ausgeglichenheit der Existenz-Bedingungen führen wird. Der Erfolg ist nicht so sehr dem Druck von unten, als der Nachgiebigkeit von oben zu danken; die altruistischen Gefühle untergraben in der herrschenden Klasse den Glauben an die eigne Sache, an die Gerechtigkeit ihrer Privilegien. Die Gelehrten und Politiker sind gewöhnt, die Erfolge der arbeitenden Klasse aus verschiedensten Ursachen: aus der allgemeinen Bildung, der geistigen Entwicklung, der Verbreitung der Presse, der Ausdehnung der Verkehrsmittel u. s. w. zu erklären. Aber die Grundbedingung ist doch immer die Entwicklung der Humanität, die bei diesen Kulturvölkern stattgefunden hat. Ohne diese altruistische Strömung wären unsere Gesetze sinnlos, die demokratischen Institutionen undenkbar [53]). Man denke sich einmal, sagt Kidd, den Altruismus der Gesellschaft hinweg und unterstelle, die herrschenden Klassen hätten den vollen Glauben an ihre Sache, sie seien von jener Verachtung der grossen Masse erfüllt, wie sie in der ‚Reinen Demokratie‘ Griechenlands und Roms allgemein war. Wie schwach wäre dann die Position gegenüber der gewaltigen Macht der herrschenden Klasse. Selbst heute könnten in den freiesten und verschiedensten Staaten die reichen und mächtigen Klassen die Reform ohne

Weiteres hintertreiben. Alle Freiheiten, alle Garantien, die dem Volke in den Verfassungen zugestanden sind, zu vernichten, wäre heute ebenso leicht, wie die Vernichtung der republikanischen Freiheit Roms zur Zeit eines Marius und Sulla leicht war. Man eliminire die altruistischen Gefühle, und aller Einfluss der Presse', alle Anwendungen wissenschaftlicher Kenntnisse, alle Entwicklung der Industrie, alle „ökonomischen Tendenzen", die angeblich zu Gunsten des Volkes wirken, würden zu ebensoviel Machtmitteln in den Händen einer tyrannischen Oligarchie werden [54]). Wie will man es nun aber weiter erklären, fragt Kidd, dass unter uns so viele Menschen alle Religion von sich weisen und trotzdem die Sache des Fortschrittes in jeder Hinsicht zu fördern suchen, dass sie offen ihren Unglauben bekennen und doch in ihrem Leben ein Beispiel echtester Nächstenliebe geben? Auch sie sind, allem Augenschein zum Trotz, wenngleich unbewusst, dennoch religiösen Einflüssen unterworfen. Wir alle sind geistig und sittlich die Produkte einer Civilisation, die in lhrer Entwicklung überall von religiösen Momenten durchzogen war, und kein Räsonnement der Vernunft kann uns in unserem individuellen Leben von diesem unseren mütterlichen Boden losreissen.

Wir haben die Anschauung Kidd's mit solcher Ausführlichkeit wiedergegeben, weil sie für weite Schichten der herrschenden Klasse in mancherlei Hinsicht typisch ist. Ueberall tauchen jetzt Vorschläge auf, wie mittelst einer wohlorganisirten Wohlthätigkeit das Elend zu beseitigen sei; und weit verbreitet ist die Hoffnung, dass durch eine Hebung des altruistischen socialen Pflichtbewusstseins und Handelns die socialen Gegensätze sich werden versöhnen lassen.

Auch William Booth und seine „Heilsarmee" können, aller Absonderlichkeit des äusseren Auftretens zum Trotz, als Repräsentanten der ethisch socialen Reformbewegung betrachtet werden. Durch die christliche Liebe wollen Sie die Schatten des gesellschaftlichen Lebens heilen. „Wir wollen", sagt Booth „mitten in den Slums sozusagen grosse Rettungsapparate für alle Verbrecher und Verlassenen, für Diebe, Prostituirte, Spitzbuben, Bettler, Säufer errichten und verlangen nur, dass die zu Errettenden sich retten lassen wollen. Der Rettungsapparat soll sie — das ist unser Plan — erfassen, zu Arbeit und ehrlichem

Leben erziehen, sie aus dem grossstädtischen Sumpfe nach den Dörfern führen, wo sie leichter gesunden können, soll sie auf jungfräulichem Boden ansiedeln und sie unter einer geordneten Verwaltung zu guten Menschen machen. So sollen die Grundmauern zu einem neuen Staate gelegt werden, der mit der Zeit gewaltige Dimensionen annehmen wird“ [55]). Dieser Plan, der noch so grosse Mittel beanspruchen würde, kann und soll nach Ansicht Booth's durch die christliche Nächstenliebe ausgeführt werden, ohne Unterstützung von Seiten des Staates.

Der Glaube an die Schöpfermacht des Altruismus hat noch viele andere Propheten gefunden, so um einen der bekanntesten zu nennen: John Ruskin, der davon träumt, das sociale Leben durch Schöpfungen einer Aristokratie der Tüchtigen und Guten, durch sittliche Vervollkommnung der Arbeitgeber und der herrschenden Klassen überhaupt völlig zu erneuern. Die niederen Klassen der Gesellschaft haben nach Meinung Ruskin's auch in Zukunft eine bescheidene und untergeordnete Stellung einzunehmen; sie haben sich den Behörden mit Treue und Demuth zu unterwerfen und der Führerschaft der oberen Schichten, wenn diese auf der Bahn des wahren Fortschrittes vorangehe, gläubig zu vertrauen. Demokratische Einrichtungen bieten noch durchaus keine Gewähr, dass nun auch das Unrecht der socialen Ordnung beseitigt und die Lage der bedürftigen Klassen gebessert werde. Es bedarf keiner selbstständigen Bewegung der Massen, um den Sieg der socialen Gerechtigkeit anzubahnen. Es bedarf keiner Parlamente, um Boden und Kapital zu nationalem Eigenthum zu machen. Es bedarf einzig des Appells an das Gefühl und die Vernunft der herrschenden Klassen. Es bedarf der Erweckung ihres Bewusstseins von den hohen Pflichten, die aus ihrer Ehrenstellung sich ergeben. Man muss ihnen ein neues Herz geben, damit sie die Leiden ihrer Mitbrüder erkennen, dann werden sie ihre Macht nicht mehr egoistisch missbrauchen, dann werden sie nach dem Grundsatze des „noblesse oblige“ das Leben der Völker im Interesse aller Menschen leiten, die Industrie zur Befriedigung Aller verwalten. Ueberzeugt, dass die Vervollkommnung des socialen Lebens nur erreicht werden kann durch eine neue Erziehung der höheren Schichten, weist Ruskin entschieden selbst diejenigen Formen der Selbsthilfe zurück, die, wie die Gewerkvereine und

genossenschaftliche Bewegungen, gerade in England den unteren Klassen so hervorragende Dienste geleistet haben[56]).

Einen etwas anderen, aber auch durchaus ethischen Standpunkt nimmt Graf Leo Tolstoi ein. Die Anschauung, dass die Hebung der unteren Klassen von der Initative der oberen zu erwarten sei, ist ihm ganz fremd. Nach ihm stehen die Armen dem Ideal viel näher, als die Reichen. Das Leben des Bauern entspricht vielmehr als das des Reichen dem Willen Gottes und der Natur. Wenn die oberen Klassen ihr Leben ändern sollen, so nach Tolstoi darum, um selbst im Innern glücklich und gerecht zu werden. Scheinbar leben die Menschen der reichen Klassen auch heute ihrem eignen Glück, aber dieses Glück ist ein Trug, eine Chimäre. Dieses Leben ist falsch, qualvoll, ist Jagd nach nichtigen, eitlen Vergnügungen, ist die Missachtung der gesunden, wechselreichen Arbeit, die allein dem Leben Werth, dem Leibe und dem Geiste das nothwendige Gleichmaass geben kann. Das Leben der Reichen ist ein Verrath an der Menschheit. Um sie herum brechen die Armen unter der Ueberlast der Arbeit und der Entbehrungen zusammen, während jene sich durch Schwelgerei und Zerstreuung betäuben. „Was wird denn“, ruft er den Zweiflern zu, „geschehen, wenn ich und noch Einer und ein Dritter und Dutzende Andere die physische Arbeit nicht mehr länger verachten, sondern sie als nothwendig für unser Glück und unser Gewissen erkennen werden?“ . . . . Das wird geschehen, dass Einer, der Andere, Dutzende Menschen da sein werden, die ohne mit Jemandem in Streit zu gerathen, ohne Regierungs- ohne Revolutionsgewalt, für sich allein die grosse Frage lösen werden: das Lebensräthsel, das in den Seelen brennt. Ihr Leben wird ein besseres, ihr Gewissen wird beruhigt sein und sie werden nichts fürchten. Das wird geschehen, dass bald auch andere Menschen erkennen werden, wie das Glück, welches sie überall suchen, hier dicht neben ihnen wohnt, dass die scheinbar unlösbaren Widersprüche des Gewissens und der Weltordnung auf die einfachste natürlichste Weise zu lösen sind[57]). Jetzt jagen die Menschen, ihr Eigenthum zu vermehren. Aber das einzige wahre Eigenthum sind die Kräfte und Anlagen des Menschen, sein Geist und sein Leib; alle diese Kräfte müssen unaufhörlich in Thätigkeit sein. „Und wenn die Menschen dann jenes Dutzend Wahnsinniger sehen, so werden sie begreifen,

was sie alle insgesammt zu thun haben, um jenem furchtbaren Verhängniss zu entrinnen, denen sie der Aberglaube des Eigenthums ausgeliefert hat, um den Netzen zu entfliehen, in welchen sie sich als auswegslos verstrickt haben. Aber was kann denn ein Mensch thun, wenn die Menge ihm widerstrebt? Es giebt keine Behauptung, die so sehr, wie diese das Unrecht derer zeigte, die sie aufstellen: Einer, zwei Menschen beginnen es, der Dritte, der es sieht, schliesst sich an und so werden noch viele Menschen sich anschliessen, bis das ganze Werk in Bewegung kommt und dann von selbst weiter wächst, alle aufrüttelnd und herbeilockend, die früher nicht verstanden, was zu thun Noth sei. „Jeder, auch der halbwegs Gebildete, braucht nur ein klein wenig darüber nachzudenken, was aus der bisher von ihm bethätigten Weltanschauung folgt, um sich zu überzeugen, dass die Unterscheidung von Gut und Böse, von Rühmlich und Schmachvoll, an der er aus alter Gewohnheit noch festhält, seiner wirklichen Weltanschauung widerspricht!“ [58])

Man könnte ja aus den Werken Tolstoi's noch viele Beweise anführen, dass er die radikale Umgestaltung des Lebens der herrschenden Klassen als Hauptbedingung der socialen Revolution betrachtet. Sein Gebot „dem Uebel nicht widerstreben“ ist ein direkter Beweis. Der grösste Theil der Uebel, die den Menschen heimsuchen, nimmt die Gestalt der Vergewaltigung der Schwachen durch die Mächtigen. Dieser Gewalt nicht widerstreben heisst nicht dem Selbstinteresse zu entsagen und mit seinen Leiden zu versöhnen: diesem Verzichten auf den Kampf gegen die Gewalt liegt die Hoffnung Tolstoi's zu Grunde, dass die Urheber der Vergewaltigung allmählig sich bessern, von anderem Geiste, dem der Nächstenliebe, beseelt sein werden.

Der Glaube an die sociale Macht des Altruismus war auch dem socialistischen Denker nicht fremd. So hofft Fourier für die Verwirklichung seines socialen Reformplanes einen Krösus zu finden, der bereit wäre, eine Million für das grosse Werk zu opfern. Und ähnlich dachte Owen, als er die Reichen und Vornehmen zur Fürsorge für die Darbenden anrief, um das ganze sociale System umzugestalten. — Auch der Staat wird vielfach als ein auf altruistischen Prinzipien der Gerechtigkeit gegründeter Verband gefeiert, speziell die erbliche Monarchie, weil hier der Herrscher über den selbstsüchtig streitenden

Parteien stehe und so der Natur der Sache nach das Wohl des Ganzen zu fördern bestrebt wäre [59]).

Andererseits wird die Lehre des Adam Smith von dem Selbstinteresse als dem treibenden Faktor von dem modernen Socialismus wieder aufgenommen und zur Theorie des Klasseninteresses erweitert. Die Personen bilden in der Gesellschaft Gruppen, deren Mitglieder in mancher Hinsicht gleiche und daher gemeinsame Intereseen in der Oekonomie haben. So sind z. B. die mit derselben Waarenart handelnden Kaufleute an allen Maassnahmen, durch welche der Preis jener erhöht werden kann, gemeinsam interessirt. Nahezu alle adeligen Grundbesitzer in Russland haben den Wunsch, der Staat möge ihnen leichten und billigen Kredit verschaffen, ohne indess den übrigen, nicht adeligen Grundbesitzern die gleiche Vergünstigung zu gewähren. Alle Beamten gewinnen bei der Ausbreitung der Staatsthätigkeit, der Errichtung neuer Aemter, der Erhöhung der staatlichen Autorität, der Einschränkungen der privaten Unternehmungen. So fällt das persönliche Interesse der Einzelnen mit dem persönlichen Interesse vieler anderer zusammen, die mit ihm zu einer und derselben socialen Gruppe gehören. Der Gemeinsamkeit der Oekonomie entspricht in der Regel die Gemeinsamkeit auch anderer Lebensinteressen. Natürlich giebt es ebenso auch Punkte, wo das persönliche Interesse mit dem Klasseninteresse in Zwiespalt geräth. Der Kampf der Gruppen in der Gesellschaft schliesst den Konkurrenzkampf der Einzelnen innerhalb der Gruppen nicht aus. So haben die Arbeiter ein gemeinsames Klasseninteresse und treten dennoch als Konkurrenten gegeneinander auf.

A. Smith war die Verzweigung des persönlichen mit dem Klasseninteresse übrigens auch wohlbekannt. An verschiedenen Stellen seines Werkes ‚Ueber den Wohlstand der Völker' spricht er davon, wie die Kaufleute gemeinsame Maassnahmen anstreben, die ihnen günstig, den Konsumenten schädlich sind, wie die Arbeiter mit den Meistern hadern und Streiks in Scene setzen. In allen solchen Fällen agiren immer ganze, durch Gemeinsamkeit der Interessen zusammengehörige Gruppen. Bereits die Konkurrenz, welche die Preise regelt, setzt ja immer Gruppen mit streitenden Interessen: Käufer und Verkäufer einander gegenüber.

Wenn Smith das Klasseninteresse als treibenden Faktor nicht genügend in den Vordergrund gerückt hat, so war das wohl in den Zeitumständen begründet. Das sociale Leben Europas war damals noch in enge Schranken gebannt, in Schranken, die aus der feudalen Vergangenheit her noch stehen geblieben waren, oder die der aufgeklärte Absolutismus neu errichtet hatte. Diese Schranken sicherten den höheren Klassen grosse Privilegien, liessen den Mittelklassen nur wenig Freiheit und waren schwere Fesseln für die überwiegende Majorität. Die Klasseninteressen, die unter diesen Umständen mit irgend einer Aussicht auf Erfolg geltend gemacht werden könnten, waren eben die der Privilegirten. Das Volk war machtlos und ohne Organisation. Es konnte vom Klassenkampf anscheinend nichts erwarten. Die Anerkennung und Billigung des Prinzips des Klassenkampfes zu jener Zeit wäre, so wie die Dinge lagen, nur den Herrschenden willkommen gewesen. Es war daher nur natürlich, dass Smith, der ehrlich den Fortschritt wollte, unter diesen Umständen vor Allem die Beseitigung der künstlichen Privilegien verlangte, dann war die Bahn allen Talenten und Kräften frei gegeben, die Ordnung, die sich dann herausstellt, würde auf natürlicher, nicht mehr willkürlicher Basis ruhen.

In jedem neuen Jahrzehnt jedoch, das seit dem Erscheinen des Smith'schen Buches verfloss, ist aber die Bewegung und der Kampf der Klassen lebhafter geworden. Die Vortheile, die der Zusammenfluss bot, waren zu intensiv. Sicher hat der einzelne Industrielle einen Vortheil davon, wenn es ihm gelingt, dem Konkurrenten Kunden abzujagen; nicht minder einleuchtend sind aber die Vortheile, die er aus dem Zusammenschluss mit seinen Konkurrenten und Klassengenossen zu erwarten hat, handle es sich nun um die Erreichung hoher Schutzzölle und monopolistischer Regelungen der Preise, oder Anderes derart. Und ebenso, vielleicht noch in höherem Maasse gilt das von den Arbeitern, wenn sie aus ihrer Ohnmacht nach und nach erwachen. Nur ein solidarisches Vorgehen kann hier den Einzelnen eine Besserung ihres Looses erwirken. Die Geschichte hat seither bewiesen, eine wie grosse Fähigkeit zur Klassenorganisation diesen Schichten innewohnt. Seitdem auch die Massen in dieser Hinsicht aktiv geworden, ist die ganze sociale

Entwicklung vom Lärm des Klassenkampfes erfüllt. Der Kampf der Einzelnen findet im Kampfe der organisirten Gruppen überall seine Ergänzung und seinen Wiederhall.

Aber bestätigt sich in dem solidarischen Zusammenschluss auf Grund der Klasseninteressen nicht schliesslich doch eine über das Eigeninteresse hinausgehende altruistische Gesinnung? Das hiesse dem Wort Altruismus Gewalt anthun. Altruismus ist doch nur die Gesinnung, aus der heraus der Mensch im Interesse Anderer Handlungen verrichtet, zu denen ihn das Eigeninteresse nicht treibt, resp. von denen ihn dasselbe direkt abhalten würde. So handelt altruistisch, wer ohne selbstsüchtige Nebenabsichten Armen einen beträchtlichen Theil seiner Habe hingiebt, oder wer zum Zwecke ihrer Belehrung und geistigen Hebung einen bedeutenden Theil seiner Kraft opfert. Bei dem Zusammenschluss der Klassenglieder ist aber offenkundig das Eigeninteresse der Einzelnen das treibende Motiv, auch wenn zeitweilig und unter Umständen diesem Eigeninteresse bedeutende Opfer zugemuthet werden. Wenn die Arbeiter den Organisationen ihrer Klassengenossen sich anschliessen, so erwarten sie eben, dass die Opfer, die sie bringen, auch für sie persönlich Erfolg haben werden. Der Egoismus treibt zur Solidarität und dieselbe vereitelt den Egoismus. Die Smith'sche Auffassung, dass der Egoismus die grosse Triebfeder des wirthschaftlichen Lebens ist, lebt in der socialistischen Theorie der Klassenkämpfe unverkennbar fort. Nicht die Vertreter der historisch ethischen Schule, vielmehr die Socialisten sind die Fortbildner der Smith'schen Auffassungsweise in der Oekonomie geworden. Während jene unkritisch und übertreibend den Altruismus sozusagen als gleichwerthige Kraft dem Egoismus gegenüberstellten, wiesen diese realistisch und klar die Metamorphose des Eigeninteresses zum Klasseninteresse nach und vertieften so die Einsicht in die Gesammtheit des ökonomisch politischen Lebens.

Den Hinweis auf das Klasseninteresse und den Klassenkampf findet man bereits bei den älteren Socialisten. Aber erst das „Kommunistische Manifest“ prägte den Gedanken mit klassischer Schärfe aus: „Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigner, Zunftbürger und Geselle, kurz Unterdrücker und Unterdrückte — so heisst es dort — standen in

stetem Gegensatz zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offnen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete, oder mit dem gemeinsamen Untergange der kämpfenden Klassen. . . . Die aus dem Untergange der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die der alten gesetzt.“ Die Geschichte der Gesellschaft, sagt das Manifest, ist die Geschichte ihrer Klassenkämpfe. Nunmehr rücke das industrielle Proletariat auf den Kampfplatz. Vorerst freilich werden seine Organisationen „noch jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst.“ Aber immer von Neuem auch vollzieht sich wieder der Zusammenschluss.

Der in dem kommunistischen Manifest so glänzend ausgeführte Gedanke des Klassenkampfes ist seither als Gemeingut überall in das wissenschaftliche Denken, weit über die socialistischen Kreise hinaus, eingedrungen[60]). Brentano, Thornton, De Rousiers[61]), und wie die bürgerlichen Beobachter und Geschichtsschreiber der Arbeiter-Verbände sonst heissen mögen, sie alle konstatiren, wie ungeheuer viel diese Verbände für die Verbesserung der Arbeiterlage geleistet haben; und sie bestätigen damit nur die gewaltige Bedeutung, die überall den Klassen-Organisationen in der socialen Geschichte zukommt.

II.

Spielt der Altruismus eine führende Rolle im socialen Leben, ist er der Träger der fortschrittlichen Bewegung? Wir kommen auf diese Frage, die in der Wissenschaft in so entgegengesetzter Weise beantwortet worden ist, hier nochmals zurück.

Wer den Ausdruck altruistischer Gefühle auf dem umfangreichen Gebiete der privaten und socialen Wohlthätigkeitspflege zu finden hofft, der wird da neben Anziehendem, ebenso Abstossendes finden. Wie widrig sind nicht jene Soiréen mit

Musik und Tanz zu Gunsten der Armen, jene Theater-Vorstellungen, jene Lotterien und Wohlthätigkeits-Bazare, wo elegante Damen in Balltoilette mit kokettem Lächeln im „Samariterdienst der Armuth“ Spiel und Konfekt verkaufen. Müssiggang, Blasirtheit, Eitelkeit sind es, die sich hier tummeln und die Maske der Nächstenliebe anlegen. Welch' ein Abstand zwischen diesem Wohlthätigkeitssport und wirklichen Philantropen, wie John Howard, der, aus reichem englischen Geschlecht stammend, sein ganzes Leben daran setzte, das Schicksal der in Gefängnissen schmachtenden Sträflinge zu mildern, und auf einer der Reisen, die diesem internationalen Ziele galten, in einem öden Städtchen Südrusslands mitten in der Arbeit vom Tode abgerufen wurde. Und wieviel Andere wären noch hier zu nennen: Jean Baptiste Godin, ein George Peabody, ein Graf Chambrun. Welch' ein Heldenmuth, wenn eine Engländerin, Miss Marsden, nach Sibirien geht, um dort im Urwalde die von der Lepra gepeinigten Jakuten aufzusuchen und ihnen nach Kräften beizustehen. Um einen der bedeutendsten zu nennen Owen, den grossen Reformator, den Mann „von kindlich naivem und erhabenem Charakter“ [62]); welches Maass von Opfermuth, von Hochherzigkeit hat er nicht im Dienste der arbeitenden Armen bewiesen! Und welche heldenmüthigen Kämpfe der Nächstenliebe und der Menschenrechte weist die Geschichte auf von dem Königssohn Buddha angefangen, bis auf die neueste Zeit! Welche Opferthaten hat nicht jede revolutionäre Bewegung gezeitigt! Wer wird nicht von Bewunderung ergriffen, wenn er der Schaaren gedenkt, die todesmuthig als Märtyrer der russischen Freiheit gefallen sind!

Aber auch in den Niederungen des alltäglichen Lebens treffen wir nicht selten auf Charaktere, die am Werke der Philantropie mit voller Hingabe arbeiten. Ueber der Menge von Charlatanen, Taugenichtsen, Tagedieben, Glücksjägern und Schmarotzern, die sich auf diesem Gebiete tummeln, darf man das nicht übersehen. Man denke an die barmherzigen Schwestern in Transvaal; an die Menge derer, die in der russischen Hungersnoth auf die Dörfer zogen, um werkthätig dort zu helfen. Ein Beispiel jener Nächstenliebe ist jener russische Professor, der in der Blüthe seiner Jahre sein Auditorium verliess, um in den elenden Bauernhütten Aufklärung zu ver-

breiten; sowie jene Männer aus der Oxforder und Cambridger Universität, die mit Stewart zusammen das Werk der „University Extension“ mit so viel Opfern begonnen haben; auch der und jener amerikanische Millionär, der ein ganzes Vermögen zu Bildungszwecken hingab, mag von reinsten Absichten beseelt gewesen sein; oder man denke an Booth und seine „Heilsarmee“. Auch wenn Booth, wie Mancher behauptet, nicht von eigennützigen Motiven frei sein sollte, sehr, sehr viele aus den Zehntausenden seiner Anhänger sind sicherlich von reinster Menschenliebe beseelt.

Und wo die Herzen warm und die Köpfe hell sind, da muss die thatkräftige Theilnahme an Werken der Wohlthätigkeit die Menschen weiter treiben. Ich glaube nicht, dass ein Mensch von einigem Denkvermögen und eindrucksfähiger Seele sich befriedigt fühlen kann, wenn er den Aermsten der Armen eine kleine Erleichterung, die doch kaum irgendwie in’s Gewicht fällt, verschafft. Vor seinem Geiste wird die Frage auftauchen: Woher dieser furchtbare, endlose Jammer? Woher diese monströsen Unterschiede in dem Besitz? Woher soviel unverdientes Elend, das nicht durch das Laster einzelner Personen, noch durch einzelne unerwartete Schicksalsschläge heraufbeschworen ist, sondern das grau und hoffnungslos das Leben so vieler Millionen, unabhängig von ihrem Thun und Lassen, vergiftet? Alles das muss aufrütteln und den Blick für das sociale Grundübel schärfen. Zweifellos, vieles in der privaten Wohlthätigkeit verdient Spott, aber nicht alles. In jeder Generation häuft die private Wohlthätigkeit einen Schatz auf, der die Wohlthäter überlebt. Ich meine damit nicht die sichtbaren Denkmäler, die Monumentalbauten: Asyle, Krankenhäuser, Herbergen, die die Namen der Gründer tragen, sondern den Zuwachs an hilfsbereiter, menschenfreundlicher Gesinnung, die ohne Aufsehen zu machen, ruhig Tag für Tag ihr Werk thut.

Wer der Wohlthätigkeit in der socialen Entwicklung jede Bedeutung absprechen wollte, der müsste sich gegen die Thatsachen selbst verschliessen. Das gilt z. B. von Loria. Nach seiner Darstellung giebt es im Kampfe der Klasseninteressen gar keinen Platz für altruistische Regungen. Ihm zufolge wurden die Fabrikgesetze in England allein darum eingeführt, weil bei dem Kampfe von Kapital und Grundbesitz die

streitenden Parteien im Parlamente durch Konzessionen an die Arbeiter sich die Unterstützung dieser zu sichern hofften. Wenn das Kapital in West-Europa gegenwärtig etwas stärker als früher zu den Staatssteuern herangezogen wird, so nach Loria nur darum, weil eine weitere Vermehrung der auf dem Volke lastenden Steuern bei der Niedrigkeit der Löhne von vornherein aussichtslos wäre. Ausserdem sei eine stärkere Besteuerung des Kapitals (eventuell auch durch Erbschaftssteuer) bei sinkender Profitrate vom Standpunkt der Unternehmerklasse, als eines Ganzen, aus gesehen, nicht unvortheilhaft, weil sie das Tempo der Kapital-Akkumulation verlangsame und auf diese Weise einer Ueberproduktion mit allen ihren Gefahren entgegenwirke.

Loria übertreibt hier offenkundig. Die Arbeiterschutzgesetzgebung entwickelte sich bekanntlich unter dem Einflusse sehr verschiedener Faktoren. Da wirkten die Forderungen der organisirten Arbeiter, die Klasseninteressen der Torys, die durch das Eintreten für die Fabrikgesetze in den Arbeitern Bundesgenossen gegen die Wighs zu gewinnen hofften, zusammen; von grosser Bedeutung war ferner, dass in den Reihen der Besitzenden ganz uneigennützige Verfechter dieser Reform auftraten. Auch verlangte die Fabrikinspektion nach Erlass der Arbeiterschutzgesetze offenbar Kräfte, die weder politischer Beeinflussung, noch Drohungen und Bestechungen zugänglich waren. England war so glücklich, Männer von solcher moralischer Qualität unter seinen Inspektoren zu besitzen, die allem Widerstande zum Trotz Gehorsam gegen jene Gesetze zu erzwingen vermochten. Ebenso einseitig ist auch jene Erklärung, wonach die progressive Einkommensteuer — in letzter Instanz auch wiederum — zu Gunsten der Kapitalistenklasse eingeführt werden soll. Die Schweiz, Deutschland und England haben die entwickeltste progressive Einkommensteuer. Der durchschnittliche Zinsfuss für geliehenes Kapital in diesen Ländern schwankt zwischen 3—4 pCt., zum Theil steigt er über diesen Satz; manchmal ist er niedriger. Im Allgemeinen aber wechselt dieser Satz viel häufiger als die Sätze der Einkommensteuer. Auch ist es nicht richtig, dass die Börsenspekulation unablässig zunimmt. Von Zeit zu Zeit sehen wir eine Spekulationsmanie hervorbrechen, aber eine stetig wachsende Tendenz nach dieser Richtung ist nicht nachweisbar. Ebensowenig hat man Beläge

dafür, dass die Erbschaftssteuer die Börsenspekulation in Schranken hält. Die Kapitalisten sind gute Rechner und verfügen wahrlich über ganz andere Mittel zur Erhöhung des Profits, als progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer. Vor Allem wird die Senkung der Profitrate, die bei steter Kapitalakkumulation zu erwarten ist, durch die Auswanderung grosser Kapitalmassen aufgehalten. Der deutsche Kapitalist weiss sehr gut, dass ein Kapital, welches in der heimischen Industrie vielleicht 5—10 pCt. abwirft, 15—20 pCt. bringt, wenn er seine Fabrik nach Russland verlegt; ebenso weiss der englische Rentier, dass, wenn die englischen Konsols sich mit 2¾—3 pCt. verzinsen, die Kapitalanlage in ägyptischen oder brasilianischen Eisenbahnpapieren 5—6 pCt. abwirft. Je nach Anlage und Umständen begnügen sich die Kapitalbesitzer entweder mit dem bescheidenen, aber sicheren, landesüblichen Zinsfuss, oder sie riskiren, um mehr zu verdienen, auswärtige Kapitalanlagen und Börsengeschäfte. Die Idee, durch den Aderlass einer starken Einkommensteuer der Ueberkapitalisation, die sich doch schliesslich immer wieder von selbst ausgleicht, entgegenzuarbeiten, würde, wenn die Kapitalisten darüber zu bestimmen hätten, sicher niemals in Praxis umgesetzt worden sein. Auch das ist völlig verfehlt, dass Loria die stärkere Kapitalbesteuerung aus der Unmöglichkeit, die Arbeiter zu höheren Steuern heranzuziehen, erklären will. Die Schraube der indirekten Konsumbesteuerung kann — wie die Erfahrung zeigt — noch immer straffer angezogen werden. In Wirklichkeit hat zu der Einführung der progressiven Kapitalbesteuerung ebenso wie bei der Arbeiterschutzgesetzgebung eine Reihe sehr verschiedener Faktoren zusammengewirkt. Die Vertreter der Arbeiterklassen verlangten, dass ein Theil der Steuerlast den Besitzenden auferlegt werde. Die besitzenden Klassen, in die Enge getrieben, gaben, wenn auch zögernd, nach, zumal, da die fortschrittlichen Elemente unter ihnen sich der Billigkeit dieses Verlangens unmöglich verschliessen konnten. So wurden wenigstens gewisse, schwache Ansätze zu einer progressiven Besteuerung durchgesetzt.

Der Fehler Loria's liegt in dem dogmatischen Vorurtheil dass jeder Akt der Gesetzgebung, ob er nun günstig, oder ungünstig auf die Arbeiter einwirke, aus dem Interesse der herrschenden Kapitalistenklassen sich müsse erklären lassen.

Dabei wird von vornherein übersehen, dass die Arbeiterklassen aller ökonomischen Ausbeutung zum Trotz, wenigstens in den vorgeschrittensten Ländern, bereits zu einem starken politischen Machtfaktor geworden sind, der Mancherlei zu Gunsten seiner eigenen Interessen in dem Parlamente durchzusetzen vermag. Loria thut, als könne das Proletariat aus eigener Macht überhaupt gar nichts erreichen und ebenso übersieht er, was unter Umständen auch von Wichtigkeit, dass innerhalb der herrschenden Klassen sich Elemente befinden, die aus altruistischen Motiven heraus in Rücksicht auf das Gemeinwohl zu gewissen Konzessionen bereit sind. Uebrigens haben diese Konzessionen natürlich um so bessere Chancen, je geringere Opfer sie den besitzenden Klassen auferlegen. Warum soll also nicht eine mässige Progression der Einkommen-Besteuerung — und eine andere ist noch nirgends durchgeführt, — obwohl sie den besitzenden Klassen dem Prinzip nach verdächtig erscheinen muss, nicht auch viele ehrliche Anhänger in den Reihen der Wohlhabenden finden?

III.

Wer die letzten Seiten gelesen, könnte meinen, dass wir geneigt wären, dem Altruismus eine führende Rolle in der socialen Entwicklung zuzusprechen, dass wir mit jenen Autoren übereinstimmen, die von dem Altruismus eine völlige Umgestaltung der Gesellschaft erhoffen. Nichts liegt uns ferner, als eine solche, durchaus voreilige Generalisation.

Wie weit können diese Wohlthätigkeits-Einrichtungen, selbst wenn sie Hunderten und Tausenden sich nützlich erweisen, ihre Thätigkeit erstrecken? Alles was sie leisten, ist im Vergleich zur Masse der Bedürftigen ein Nichts, ein Tropfen im Meere. Die Thaten der Selbstverleugnung und thatkräftigen Opfermuthes verschwinden in dem von egoistischen Instinkten geleiteten Alltagsleben der Gesellschaft. Wer in Kreisen verkehrt, wo Wohlstand und hygienische Maassnahmen die Kindersterblichkeit auf ein Minimum reduzirt und die Lebensdauer beträchtlich gesteigert haben, macht sich natürlich lächerlich, wenn er, auf diesen kleinen Kreis von Erfahrungen gestützt, nun Schlüsse auf die durchschnittliche Kindersterblichkeit und

Lebensdauer der gesammten Bevölkerung ziehen wollte. Ebenso wer aus dem Durchschnittseinkommen seiner Bekanntschaft auf das der Gesammt-Bevölkerung, oder aus der Kraft eines Athleten auf die durchschnittliche menschliche Körperstärke schliesst. Und nicht weniger sind doch auch die rein altruistischen Handlungen Ausnahme-Erscheinungen, die für das Grosse und Ganze des socialen Lebens nichts beweisen. Sociale Gesetze lassen sich nur aus der Beobachtung von Durchschnittsverhältnissen gewinnen. Was beweist es also, dass die Wohlthätigkeit so und so vielen Menschen vielleicht eine erträgliche Existenz geschaffen, die Erziehung so und so vieler Kinder ermöglicht hat? Worauf es ankommt, das ist der durchschnittliche Arbeitslohn und die durchschnittliche Sterblichkeit, der durchschnittliche Abstand zwischen besitzenden und besitzlosen Klassen. Der Altruismus als blosse Gesinnung betrachtet, entzieht sich nun allerdings jeder nach Durchschnittsbestimmungen suchenden Statistik. Der Groschen, den die Wittwe des Evangeliums opfert, hat sittlich zweifellos einen unermesslich grösseren Werth, als die Millionen die Vanderbilt für Wohlthätigkeitszwecke stiftet. Aber jede Möglichkeit diesen inneren Werthunterschied zu messen, fehlt hier. Nur die äusseren Erscheinungen, die Akte der Wohlthätigkeit, die Geldsummen, die ihr geopfert werden, und derartiges lässt sich messen. Und hieran, an dieses Aeussere wird man sich zu halten haben, wenn man die Ausdehnung des Altruismus in der Gesellschaft, sowie in der Staatsregierung abschätzen will.

Wenn man behauptet, der Staat sei ein sittlicher Verband der es als seine Hauptaufgabe betrachte, die Bedürftigen zu schützen, so haben wir in seinen Gesetzen und der Art seiner Verwaltung jedenfalls einen zuverlässigen Maassstab, um zu prüfen, in welchem Umfange denn wirklich die Prinzipien des Altruismus in die Politik eingedrungen sind und sie versittlicht haben. Bei unserer Prüfung verzichten wir darauf, Beispiele aus früheren Geschichtsepochen heranzuziehen. Denn dass die menschliche Vergangenheit mit zahllosen Gräueln angefüllt ist, dass in ihr grosser Egoismus und Gewaltsamkeit ohne Rücksicht auf Humanität sich breit gemacht, wird auch von denen, die auf eine Erlösung durch den Altruismus hoffen, nicht bestritten werden. Wir wollen uns bei unserer Untersuchung daher auf

die letzten 50 Jahre „unserer aufgeklärten Gegenwart“ beschränken. In diesem Jahrhundert hat die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit und der Reichthum derart zugenommen, dass die Masse der Mittel, die für Zwecke der Humanität disponibel gemacht werden könnten, jedenfalls ausserordentlich gewachsen ist. Hand in Hand damit hat sich die Differenzirung der Gesellschaft und damit die Komplizirtheit der zur Bethätigung des Altruismus auffordernden Verhältnisse vermehrt. Ferner empfiehlt sich dieser Zeitraum auch darum besonders zur Nachprüfung, weil gerade in ihm sich innerhalb der Wissenschaft Stimmen erhoben haben, die dem Altruismus eine fast unbegrenzte Schöpfermacht in der menschlichen Gesellschaft zuschreiben.

Betrachten wir vorerst das Verhalten der Kultur-Nationen gegenüber den unkultivirten Völkern! Wenn der Altruismus wirklich eine Macht wäre, auch hier, in diesem Verhalten müsste sich das jedenfalls in klarer Weise dokumentiren.

Es ist bekannt, dass da, wo die tiefer stehenden Rassen mit den höheren feindlich zusammenstossen, oder auch nur in Berührung kommen, jene allmählig aussterben. Nur wer in dem abscheulichen Aberglauben befangen ist, dass „alles Bestehende vernünftig“ kann hierin ein fortschrittliches der kulturellen Entwicklung günstiges Moment erblicken. Im Gegentheil, das Aussterben der primitiven Stämme, insofern Vergewaltigung und Ausbeutung durch die weisse Rasse daran schuld sind, erweitert die Fläche, wo Raubgelüste der Weissen Ausdruck finden und dadurch hemmt die Fortschritte auch der Letzten.

Die primitiven Stämme leben von vornherein unter den Bedingungen, die nur ein langsames Tempo der Bevölkerungszunahme zulassen, oder die den Bevölkerungszustand direkt verringern; Kriege, schädliche Sitten, Hunger, Seuchen decimiren sie. Aber auch die Berührung mit Europäern wird für sie nur eine Quelle neuen Elends. Mit erbarmungsloser Härte beuten da die Kultur-Nationen ihre Uebermacht aus. Sie nehmen den Besiegten, die vielleicht noch gar nicht vom Nomadenthum zur Sesshaftigkeit übergegangen sind, grosse Gebietstheile ab, und die Beraubten, die auf dem verringerten Gebiet nicht mehr so grosse Heerden wie früher halten, noch auch schnell zum Ackerbau übergehen können, verkommen und sterben in Massen hin.

Das ist die Politik, die Russland befolgt hat; so bei der Occupation und Besiedelungen eines Theils der Kiergisischen Steppen und bei der Verwaltung des Baschkiren-Gebietes. An heuchlerischen Beschönigungen: „Es sei an der Zeit, dass die Baschkiren endgültig zum Ackerbau übergehen“ fehlte es dabei natürlich nicht. Dazu kommt auch oft noch die friedliche, aber furchtbar grausame Auswucherung, wie sie z. B. die russischen Kaufleute und Fischhändler unter den Ostjaken, Tungusen und Tschuktschen betreiben. Diese würdigen Kulturträger nützen das Elend aus und beschleunigen kalten Blutes den Hungertod der Eingebornen. Und ähnlich, wie die Russen, machen es die anderen Kultur-Nationen. Wir erinnern an die Grausamkeiten der Engländer in Indien, der Niederländer auf Java. Die deutsche Kolonialpolitik begann in dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Just zu derselben Zeit, da die Wissenschaft in Deutschland die Ethik als Basis der Oekonomik und Staatsthätigkeit proklamirte. Aber welche Greuelthaten hat diese Politik, durch die Namen eines Leist, Wehlau, Peters gekennzeichnet, auf dem Gewissen! Und wieviel Gesinnungsgenossen jener Leist u. s. w., denen nur die Möglichkeit, ihre bestialischen Instinkte zu bethätigen, fehlt, mögen mitten unter uns leben!

Jedenfalls — ein ungeheures Thatsachen-Material beweist es klar — ist die moderne Kolonialpolitik ebenso wie die ältere das Wiederspiel aller Ethik und sie muss so, rückwirkend, auch der Entwicklung altruistischer Gesinnung im europäischen Leben entgegenarbeiten. Jeder Europäer, welche Funktion er in Kolonien ausüben mag, ist dem Eingeborenen gegenüber der Stärkere und in der Regel auch bereit, seine Uebermacht skrupellos auszunützen. Will man behaupten, dass diese Politik des Stärkeren, in der hundert und tausend Habgieriger sich auf die Kosten armseliger Barbaren bereichern, die Bevölkerung des Mutterlandes kulturell hebt? Unzweifelhaft sind vielmehr diese Verhältnisse dazu angethan, die kulturelle Entwicklung der höheren Massen aufzuhalten, wenn sich auch viele der Blut- und Gewaltmenschen in der Heimath hüten werden, ihren Raubthierinstinkten die Zügel schiessen zu lassen, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, wie vor den Gesetzen, hinter denen die strafende Gewalt des Staates steht.

Man wird vielleicht sagen, dass wenn auch da, wo die Europäer auf schwache Wilde stossen, die Bestialität in Blüthe stehe, so doch in den hochcivilisirten Ländern selbst auf weiten Gebieten der Altruismus dominire. Sehen wir uns diese Menschenliebe in der europäischen Heimath näher an.

Wir beginnen mit den Wohlthätigkeits - Veranstaltungen. Der erste Eindruck ist da sehr vielversprechend. Nicht nur in London, Berlin, Paris, auch in Petersburg stösst man auf eine Masse solcher, den allerverschiedensten Zwecken dienenden Anstalten. Manche derselben sollen den Bedürftigen helfen, die, ob zwar gesund und arbeitsfähig, zeitweilig keine Arbeit finden können; manche helfen den Armen, die arbeitsuchend auswandern wollen, sei es nach England, Amerika oder Australien, sei es, (wenn wir an russische Verhältnisse denken) nach dem Kaukasus oder Sibirien. Ein anderer Theil unterstützt die Kranken, Hülflosen, Krüppel und Siechen und gliedert sich in mannigfache Spezial-Anstalten: Asyle für Blinde und Taubstumme, für Schwindsüchtige, Erziehungsanstalten für arme Kinder, Greisen-Asyle u. s. w. u. s. w. An diese reihen sich mancherlei humanitäre Anstalten, die entlassenen Sträflingen Arbeit verschaffen, Vereine zum Schutz der Kinder vor elterlichen Misshandlungen u. s. w. Eine bunte Menge von Erscheinungen drängt sich hier zusammen. Kein Wunder, dass Leute, die sich in diesem Milieu bewegen, zumal wenn sie von den riesigen Wohlthätigkeits-Stiftungen der amerikanischen Millionäre hören, den Wirkungsbereich und die Kraft des Altruismus im gesellschaftlichen Leben weit überschätzen.

Hätte der Altruismus wirklich die ihm zugeschriebene Macht, da müssten doch die Reichen aus lauter Nächstenliebe ihren Reichthum zum weitaus grössten Theile an die Bedürftigen hingeben, dann müssten sich durch Wohlthun die kolossalen Eigenthums-Differenzen wie von selbst ausgleichen, zum allermindesten müsste eine nach dieser Richtung hinstrebende Tendenz sich bemerkbar machen.

Nach den Berechnungen von Giffen, de Foville, Neumann-Spallart, Sötbeer und anderen entfällt auf die Familie, dieselbe zu 5 Köpfen gerechnet, in England ein durchschnittliches Einkommen von 185 Pfd. Sterling, in Frankreich ein solches von 3350 Frcs., in Preussen 1750 M., in Sachsen 2100 M., in den Vereinigten

Staaten von Nordamerika 1100 Dollar. Ein solches Einkommen würde gerade zu einer bescheidenen Existenz genügen; aber jeder Mann weiss, das diese Durchschnittsziffern etwas rein imaginäres sind, dass die grosse Mehrheit der Familien sehr beträchtlich hinter diesem Durchschnitt zurückbleibt, während eine privilegirte Minorität kolossale Summen einheimst. Ein Blick auf diese Verhältnisse genügt, um sich von allen illusionären Vorstellungen hinsichtlich des Altruismus frei zu machen.

Welch ein Bild gewährt das Leben der Armen in einer der glänzendsten Hauptstädte dieser privilegirten Welt, in London! William Booth hat in seinem Riesenwerke [64]) über die Londoner Armen das Leben des Eastend, dessen Einwohnerzahl sich auf 908 000 Seelen beziffert, geschildert, wie es sich dicht neben dem ungeheuren Reichthum der Weltstadt abspielt. 331 000 von jenen 908 000 Einwohnern befinden sich in sehr trauriger, theilweise in entsetzlicher Lage; 17 000 davon entfallen auf die Arbeitshäuser, Krankenhäuser und Asyle, 11 000 — darunter viel Vagabunden und Verbrecher — mögen obdachlos sein, 100 000 etwa werden einen ganz unsicheren Verdienst bis zu 18 Schilling wöchentlich haben; dann kommt der grosse Rest der Bedürftigen, solche die einen einigermaassen gesicherten Verdienst von 18—20 Schilling, und solche die einen regelmässigen Verdienst von 18—21 Schilling wöchentlich haben. Die drei ersten Gruppen, insgesammt 128 000 Köpfe, leben offenbar im äussersten Elend. Auch die vierte Gruppe ist zweifellos dieser Kategorie der ganz Armen noch beizuzählen: ihr wöchentlicher Verdienst würde ein jährliches Einkommen von 50 Pfd. Sterling ergeben; aber ihr Verdienst ist nur temporär; Wochen und selbst Monate lang giebt es keine Arbeit; ihr wirkliches Durchschnittseinkommen wird sich daher kaum auf 25 Pfd. Sterling im Jahre belaufen, was noch immer eine überaus elende Existenz bedeutet. Nur die letzte Gruppe mit sicherer Arbeitsgelegenheit und dementsprechend einem jährlichen Einkommen von 50 Pfd. Sterling erhebt sich ein wenig aus der Misère der Andern. Und dabei ist das Durchschnittseinkommen in London 370 Pfd. pro Familie, mindestens doppelt so gross als das Durchschnittseinkommen der englischen Gesammtbevölkerung. Auch die schon etwas besser gestellten Schichten mit ihrem 50 Pfd.-Jahreseinkommen erhalten noch nicht $^1/_7$

des Londoner Durchschnitteinkommens; 40 pCt. der im Londoner Osten wohnenden Bevölkerung, die $^1/_5$ der gesammten Londoner Einwohnerzahl ausmacht, lebt in den allertraurigsten Verhältnissen. — Booth übertreibt jedenfalls nicht, wenn er annimmt, dass in den übrigen wohlhabenden Theilen Londons insgesammt doppelt so viel Nothleidende, als in den Eastend wohnen mögen. Die Zahl der Londoner Armen ist seiner Schätzung nach im Verhältniss zur Einwohnerzahl in London doppelt so gross, als im ganzen England[65].

Gegen zwei Millionen Menschen befinden sich nach Booth direkt im schlimmsten Elend. Rechnet man aber die Schichten mit 25—50 Pfd. Sterling Jahreseinkommen gleichfalls dieser Armee des Elends noch hinzu, so steigt die Zahl derselben auf sechs Millionen, und schliesslich wären auch noch die Familien mit 60—70 Pfd. — ein Einkommen, das bei den englischen Preisen gleichfalls noch durchaus unzureichend ist — diesen Millionen der Enterbten hinzuzurechnen.

Die Wohnungsverhältnisse sind entsprechend elend. Booth rechnet alle Wohnungen als überfüllt, in denen 2 oder mehr Menschen auf ein kleines Zimmer (10—11 Fuss breit und lang und 8—10 Fuss hoch) kommen. Die Gesammtzahl der Menschen, auf die sich die betreffende Untersuchung Booth's bezieht, war 3 509 229; davon wohnten 1 176 340 oder 33 pCt. in überfüllten Räumen; und zwar unter den Bäckern und Schuhmachern 40 bis 45 pCt., unter den Dockarbeitern, den Kohlenträgern, den Tagelöhnern 55—65 pCt.[65].

Man wird vielleicht die Zustände des Eastend nicht als typisch gelten lassen wollen und darauf hinweisen, dass gerade hier die buntesten Elemente: jüdische Emigranten aus Russland, Polen, Rumänien und Ungarn, Vagabunden, Prostituirte, Verbrecher und alles mögliche Lumpenproletariat in Massen zusammenströmen und einen nicht unerheblichen Theil der Bevölkerung bilden. Ergänzen wir also dieses Bild durch eine Berliner Untersuchung, die sich nur auf wirkliche Arbeiterschichten erstreckt; die Angaben sind von Hirschberg[65]) zusammengestellt; und man darf bei ihrer Beurtheilung nicht vergessen, dass die Berliner Löhne im Verhältniss zur Provinz hoch stehen. Das Jahreseinkommen eines unqualificirten Arbeiters in Berlin wird von Hirschberg auf 675 M. berechnet. In der

chemischen Industrie erreicht dasselbe die Höhe von 800 M. Ebensoviel beträgt ungefähr das Einkommen der Arbeiter im Verkehrs- und Transportgewerbe: der Kutscher, der Kondukteur der Strassenbahn. Das Einkommen der baugewerblichen Arbeiter, der Maurer, Zimmerleute, Maler u. s. w. steigt bis auf 1000 M. jährlich. Schreiner verdienen gegen 900 M. Zu den Höchstgelohnten gehören die Böttcher, die bis 1500 M. verdienen. Noch besser stehen die Mechaniker, sowie die Arbeiter der elektrotechnischen Industrie, der Waffenfabrikation und der Instrumentenmacherei. Hier trifft man auf Einkommen, die bis 2000 M. steigen. Ebenso ist die Lohnzahlung noch in einigen anderen Branchen relativ gut. So beträgt das Jahreseinkommen der Setzer in den grossen Druckereien 1300—1500 M., in den kleinen Druckereien 736—895 M. Dagegen erreichen die Metzger und Bäcker nur ein Jahresdurchschnittseinkommen von 600 bis 700 M.; Schuster verdienen nicht über 600 M.; die Arbeiter in der Textilindustrie stehen sich bei Fabrikarbeit auf etwa 750 M., bei Handarbeit auf nicht mehr als 550 M.; die Schneider mögen auf 600 M. jährlich kommen. Der Lohn für Frauenarbeit ist im Allgemeinen noch niedriger: Porzellanmalerinnen und Arbeiterinnen in Marmorfabriken und Schriftgiessereien verdienen 600—650 M.; viele jedoch nur 400—500 M.; die Näherinnen, Hutmacherinnen, Fabrikarbeiterinnen in den verschiedensten Branchen kommen im Jahre noch nicht auf 400 M.

Diese Jahreseinkommen sind berechnet, indem die Wochenlöhne mit 50 multiplizirt werden, also ohne dass die ganz unvermeidlichen Einbussen durch Arbeitsausfall mit in Rechnung gezogen sind! Welche Rolle aber der Arbeitsausfall spielt, darüber hier einige statistische Angaben: Von je 100 Schreinern waren im Jahre 1894 nur 36,2 pCt. 250 Tage und darüber beschäftigt, 22,1 pCt. 101—250 Tage, 41,7 pCt. noch weniger als 100 Tage. Zahlen, die mit denen der im Jahre 1892 aufgenommenen Statistik sich fast decken. In der Elektrotechnik und ähnlichen hochstehenden Arbeitsbranchen hatten im Jahre 1893 nur 41,3 pCt. der hochgelohnten Arbeiter 251 und mehr Tage, dagegen 40,8 pCt. nur 150 und weniger Tage volle Beschäftigung. In verschiedenen Branchen der Metallverarbeitung mit vorwiegender Akkordarbeit war gleichfalls die Beschäftigung

sehr unregelmässig: So hatten im Jahre 1895 von den Formern nur 42,7 pCt., von den Klempnern nur 42,9 pCt. 251 und mehr Tage volle Beschäftigung; von jenen waren 53,6 pCt., von diesen 45,5 pCt. 150 und weniger Tage in Arbeit. Das Jahr enthält also in der Mehrheit der Fälle nicht 50, sondern nur etwa 35—40 Arbeitswochen für den Arbeiter; und das nach dem Wochenlohn berechnete normale Jahreseinkommen reduzirt sich so sehr beträchtlich. Immerhin kann man die von Hirschberg herausgerechneten Jahreseinkommen als mit der Wirklichkeit ziemlich übereinstimmend gelten lassen, weil die Einbussen aus Arbeitsausfall durch den oben noch nicht berücksichtigten Erwerb der anderen Familienmitglieder (Frauen und Kinder) etwa ausgeglichen werden.

Demnach ergiebt sich, dass das Höchsteinkommen einer Arbeiterfamilie 1500—2000 M. beträgt; aber nur wenige erzielen soviel. Die überwiegende Majorität ist auf ein Einkommen von 600—700 M. angewiesen.

Und diese Angaben beziehen sich auf die grosstädtische Arbeiterschaft. Nur wenige andere Städte in ganz Deutschland erreichen das Niveau der Berliner Löhne. In Hamburg ist die Lage vielleicht noch etwas besser, in Frankfurt a. M., Leipzig und etwa noch 2—3 Städten ist sie nicht schlechter, in allen übrigen Städten dagegen ist sie bedeutend schlechter. Das Jahreseinkommen der Arbeiterfamilie in Preussen bleibt bedeutend hinter dem Durchschnittseinkommen der Gesammtbevölkerung und natürlich noch sehr viel mehr hinter dem Durchschnittseinkommen speziell der Berliner Bewohnerschaft zurück.

Sehr traurig ist es auch um die Wohnungsverhältnisse in Berlin bestellt. Bereits in den 60er Jahren haben wir Angaben, welche die Wohnungsnoth und den Umfang des Schlafstellenwesens grell beleuchten. Im Jahre 1861 zählte man z. B. 14 261 Wohnungen, die nur je ein heizbares Zimmer hatten, aber im Durchschnitt von 6—20 Menschen bewohnt wurden. Die Zahl derer, die sich mit blossen Schlafstellen begnügen mussten, betrug damals 43 316 und wuchs bis zum Jahre 1864 auf 46 808 an. In den 70er Jahren verschlimmerten sich diese Verhältnisse noch bedeutend. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts trat

dann eine gewisse, aber durchaus nicht gründliche Besserung ein. 194 274 Menschen lebten in absolut überfüllten Wohnungen, in denen durchschnittlich 4 Bewohner auf einen heizbaren Zimmerraum entfielen. Gegen 79 000 kampirten in Schlafstellen. Ueber das mit dem Schlafstellenwesen verbundene Elend sind wir besonders durch eine in München angestellte Untersuchung unterrichtet[68]). Dort entfielen auf einen Schlafgänger durchschnittlich 15—20 Cbm. Luft. Nur besonders gut situirte Arbeiter können es sich leisten, eine besondere Kammer zu miethen; gewöhnlich wohnen in einem Zimmer 2—3 und mehr. Die Beleuchtung lässt durchweg zu wünschen übrig, vielfach haben die Schlafkammern keine Fenster. An Möbeln enthalten sie nur das Allernothwendigste: Tisch, Stuhl, selten eine Kommode, oft fehlt ein Schrank und selbst ein Waschtisch. Die Wände sind kahl, ohne jeden Schmuck. Der Aufenthalt in den dazu meist sehr unreinlichen Räumen ist unerträglich und jeder Abend treibt die Schlafburschen in die Wirthschaft. „Die Unreinlichkeit in den Schlafräumen, sagt die Enquete, erreicht oftmals einen unglaublichen Grad. In vielen Fällen starrt die Bettwäsche von Schmutz. Oft sind auch die Wände erschrecklich unsauber“ [69]). Und ein solches Unterkommen kostet jährlich 100—150 M., verschlingt ein Zehntel bis ein Sechstel des ganzen Einkommens. Was in München in dieser Beziehung ermittelt wurde, wird auch für andere Städte, speziell für Berlin gelten. Dass das Schlafstellenwesen in sittlicher Hinsicht sehr übel auf die Arbeiter-Bevölkerung einwirkt, ist allbekannt.

Die Art, wie die Arbeiterfamilien sich in ihrer ganzen Lebensart einschränken müssen, sei hier an der Hand der von Hirschberg für Berlin gesammelten Arbeiter-Bulletins noch ganz kurz erläutert. Dabei beziehen sich diese Aufstellungen auf besser und gut situirte Arbeiterfamilien mit 1200—2000 M. Einkommen. Beginnen wir mit dem Budget einer aus 5 Köpfen bestehenden Maurerfamilie, die im Jahre 1896 in Summa 1640 M. vereinnahmte. Dieselbe konnte für Wohnung und Heizung nur 338 M., für Kleidung, Schuhe und Wäsche 180 M. verausgaben, und trotz dieser Einschränkung ergab sich noch ein Defizit von über 150 M. Eine andere Familie von 5 Köpfen — der Mann war Holzbildhauer — verausgabte im Jahre 1896 1403 M., wovon 325 M. auf Wohnung, Miethe und Heizung,

75 M. auf Kleidung entfielen. Ausgaben für Möbel, Bücher und Zeitungen sind nur ganz vereinzelt in Bulletins berücksichtigt. 45—60 pCt. des Gesammt-Einkommens werden für Nahrung ausgegeben. Trotzdem diese Ausgabe bei den in Betracht kommenden Familien nicht weniger als 500—700 M. beträgt, ist doch die Ernährung auch in den günstigsten Fällen nicht genügend. So verausgabte beispielsweise eine der Familien im Jahr an 600 M. für Nahrung; aber auch bei dieser bedeutenden Summe beziffert sich die tägliche durchschnittliche Ausgabe für Fleisch nur auf 50 Pfg. bei 4 Köpfen. Für Zucker, Salz, Gewürz war nur die minimale Summe von 14,60 M., für Milch etwa 50 M. in Anschlag gebracht. Wie dürftig auch in diesen relativ günstigen Fällen die Ernährung, zeigt ein einfacher Vergleich: Dem Staate kostet die Ernährung der Armee pro Kopf und Jahr 195 M., wobei der wirkliche durchschnittliche Nahrungsverbrauch der Soldaten übrigens noch nicht einmal gedeckt ist. Bei der Dürftigkeit des Kasernenessens verwenden diejenigen, welche Zuschuss von zu Hause erhalten, einen Theil desselben gleichfalls für Nahrungsmittel. Der Nahrungsbedarf einer Arbeiterfamilie von 5 Köpfen wird nun sicher wenigstens den offiziell anerkannten Nahrungsbedarf von drei Soldaten, d. h. einen Nahrungsbedarf im Kostenwerthe von 585 M. gleich zu setzen sein. Und so hoch beziffert sich denn auch annähernd bei den besser situirten Arbeiterfamilien das Nahrungs-Budget. Aber auch bei diesen wird trotzdem die wirkliche Nahrungsdeckung hinter dem von der Armeeverwaltung festgesetzten Maasse weit zurückbleiben, da bei den billigen Engros-Einkäufen und dem Massenbetriebe in den Kasernenküchen mit einem gleichen Geldquantum eine viel grössere Nahrungsmenge beschafft werden kann, als in den Privat-Wirthschaften, die alles stückweis beim Krämer kaufen müssen.

In der Provinz ist die Ernährung noch kümmerlicher. Die Bulletins der deutschen Heimarbeiter zeigen, dass bei diesen Fleisch und Speck nur an Sonntagen auf den Tisch kommt. Eine als Beispiel dienende Familie kauft nur Magermilch. Fleisch wird pro Woche nur 2½ Pfund — und zwar am Sonntag — konsumirt. Man backt zu Hause Schwarzbrod aus Mehl zweiter Sorte, und doch erwerben von den 6 Familienmitgliedern 3, der Vater und zwei Minderjährige[70]).

Unter solchen Bedingungen ist natürlich die Sterblichkeit in der Arbeiterklasse eine abnorm hohe. Die Dinge liegen so, dass man aus dem Unterschiede der Sterblichkeitsziffern in den verschiedenen Bezirken einer Stadt ganz direkt auf die Unterschiede der Wohlhabenheit in den betreffenden Bezirken zurückschliessen kann. Im Jahre 1890/91 zum Beispiel wurde für Berlin Folgendes ermittelt: Im Norden der Stadt, im Wedding, wo nahezu ausschliesslich Arbeiter wohnen, ist die Sterblichkeitsquote in den einzelnen Bezirken 32,37—47,96 pro 1000 Einwohner; hingegen in den vornehmen Gegenden (um den Zoologischen Garten herum, Unter den Linden u. s. w.) nur 8,30—9,46 pro 1000 Einwohner. Der Unterschied im Wohlstand dieser Gegenden spiegelt sich zahlenmässig in den Unterschieden der Staatseinkommensteuersätze; während diese im Wedding 2,36 bis 3,82 M. pro Kopf betrugen, steigen sie in den vornehmsten Vierteln mit geringerer Sterblichkeit auf 24,02 —110,55 M.[71]).

So lebt und stirbt das Volk. Die Reichen aber geniessen allen Komfort und Luxus, den unsere Civilisation heut zu Tage fördert. Sie lassen Jahr für Jahr sich immer herrlichere Paläste bauen; jeden Tag erzählen die Zeitungen von prunkvollen Festen, die dieser oder jener Krösus gegeben, von ihren kostspieligen Launen, ihrem Sport, ihren Schlafwagen und Seejachten. Und die Zahl der Millionäre, die sich dergleichen erlauben können, wächst nach den Angaben der Einkommensteuer-Statistik von Jahr zu Jahr. 1896/97 beispielsweise gab es in Deutschland 5212, im Jahre 1897/98 bereits 5414 Millionäre.

Was geschieht nun von Seiten dieser Reichen und Wohlhabenden zur Linderung der Arbeiternoth? Was haben sie z. B. um dem grossstädtischen Wohnungselend zu steuern, gethan?

Sehr gerühmt werden auf diesem Gebiete die Leistungen englischer, speziell Londoner Humanität. Hier hat man grosse Bauten aufgeführt, bei denen von vornherein auf jeden Gewinn verzichtet oder wenigstens nur ein geringerer Gewinnsatz 4,5 bis 6 pCt. in Ansatz gebracht wurde. Zu den ältesten Gesellschaften dieser Art gehört die Improved Industrial Dwellings Company, die im Jahre 1863 mit einem Kapital von 500 000 Pfd. Sterling gegründet wurde. Sie wirft den Aktionären 5 pCt. jährlich ab. Zu Beginn der 90er Jahre gaben die Häuser dieser

Gesellschaft bereits 30 000 Miethern Unterkunft, die im Durchschnitt für Wohnungen 17 pCt. ihres Einkommens verausgabten. Im Jahre 1867 wurde eine zweite Gesellschaft gegründet, die ebenfalls mit einer Dividende von 5 pCt. sich begnügt, die Artisans and General Dwellings Company. Zu Beginn der 90er Jahre hatte diese Gesellschaft bereits zwei Millionen Pfd. Sterling in Hausbauten, vorwiegend in Bau von Familienhäusern verausgabt und 30 000 Miether darin untergebracht. Dazu kommt dann noch die Metropolitan Association for Improving the Dwellings of the industrious classes, die 4½ pCt. Dividende zahlt. Dieselbe hatte zu Beginn der 90er Jahre 200 000 Pfd. Sterling in Bauten investirt und 1412 Wohnungen für 6 500 Menschen errichtet. Ferner die Four per Cent Dwellings Company mit 80 000 Pfd. Sterling Kapital, die im Jahre 1893 statt 4 pCt. ein beträchtliches Mehr, nämlich 6¼ pCt. erzielte, und 1200 Miether hauste; die Eastend Dwellings Company, die 1891 mit einem Kapitalbestand von 100 000 Pfd. Sterling gegründet, in kurzer Zeit 1000 Miether versorgte; und endlich die Tenement-Dwellings-Company mit einem Kapital von 20 000 Pfd. Sterling. Neben Aktiengesellschaften, die sozusagen nur im Nebenamte philantropische Zwecke verfolgen, giebt es — wie gesagt — auch Unternehmungen rein philanthropischen Charakters, so vor allem die Peabodystiftung im Betrage von 500 000 Pfd. Sterling, einer Summe, mit der seit 1862 ratenweise eine Reihe von Häusern gebaut ist. Alle Beträge aus den Wohnungsmiethen werden ohne Gewinnabzug zu den in der Stiftung vorgesehenen Zwecken verwandt. Zu Beginn des Jahres 1894 wohnten in den Peabodyhäusern bereits 20 000 Menschen. Lord Iveagh schenkte der Stadt London für den gleichen Zweck 200 000 Pfd. Sterling. Die aus dieser Summe errichteten Häuser boten 1894 3245 Menschen Unterkunft. — Alle diese Bauten sind rationell und hygienisch. Aber wie vielen von den Hunderttausenden der Londoner Armen können sie Unterkunft geben? In den dreissig Jahren, seit Anfang der 60er bis Anfang der 90er Jahre wurden insgesammt 92 000 Menschen so untergebracht; und nur ein Viertel davon, also 23 245 Menschen verdankten die Möglichkeit, anständige Wohnungen zu beziehen, der Wohlthätigkeit. Es beträgt die Zahl dieser Glücklichen noch nicht 9 pCt. derer, die in den abscheulichen Slums von London wohnen.

In Berlin ist zur Linderung der Wohnungsnoth unvergleichlich viel weniger geschehen. Die erste Berliner Baugesellschaft wurde 1848 gegründet. In nahezu einem halben Jahrhundert bis 1895 hat sie nicht mehr als 580 Wohnungen errichtet, in denen 1906 Menschen wohnen. Nahezu die Hälfte der Wohnungen hat nur ein Zimmer. 1889 wurde eine zweite Gesellschaft gegründet mit dem Spezialzweck, kleine Wohnungen zu errichten. In ihren Häusern waren 1895 956 Menschen untergebracht. Dazu kommen dann noch einige Baugesellschaften, deren Mitglieder sich einestheils aus besser situirten Arbeitern, theils aus dem Mittelstande rekrutiren. Sie mögen einigen Tausend Menschen bessere Unterkunft verschafft haben; aber mit Wohlthätigkeit haben die auf Selbsthilfe gegründeten Baugenossenschaften nichts zu thun. Gut eine halbe Million der Einwohner Berlins hat ungenügende Wohnungen, und trotzdem hat sich die Wohlthätigkeit auf diesem Gebiete Jahrzehnte hindurch kaum geregt. Nicht einmal dazu ist es gekommen, dass sich in nennenswerthem Umfange Baugesellschaften, die sich prinzipiell mit einer geringen Dividende begnügen wollen, gebildet haben, wie in London. Sich mit einer Dividende von 4 pCt. zu begnügen, schon das war ein Anspruch, der die altruistische Opferwilligkeit der Besitzenden überstieg! Wenn man, sagt Hirschberg, „die gemeinnützigen Anstalten betrachtet, welche die Wohnungsnoth mildern sollen, so erstaunt man darüber, wie wenig hier in einer so grossen Stadt, wo die Wohnungsfrage seit einem halben Jahrhundert auf der Tagesordnung steht, geleistet worden ist“ [72]).

Und in den Vereinigten Staaten liegen die Dinge, wenn auch die Lage der Arbeiter dort günstiger ist, nicht prinzipiell sehr viel anders, als in Europa. Nach den Angaben, die in dem umfangreichen Werke Levasseurs [73]) gesammelt sind, beträgt der durchschnittliche Arbeitslohn eines amerikanischen Arbeiters am Ende des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten 484 Doll. pro Jahr. Nur in einigen wenigen Staaten bleibt er unter 350 Doll. (das niedrigste Niveau weist Nord-Karolina auf: 211 Doll.); in den mittleren und westlichen Staaten dagegen ist er höher: 600—700 Doll.; (das höchste Niveau erreicht Wyoming, nämlich: 768 Doll.). Ein solcher Lohn genügt, um dem amerikanischen Arbeiter ein entschieden höheres Lebens-

niveau zu gestatten, als es seinem europäischen Klassengenossen zugänglich ist. Die Arbeiterwohnungen haben in der Regel dort 3—4 Zimmer. Eine in Boston 1891 veranstaltete Enquête ergab, dass von 71 665 Wohnungen nur 6 748 Wohnungen ein oder zwei Zimmer hatten, alle übrigen drei und mehr. Nicht gering war unter den Arbeitern auch die Zahl derer, die in eignen Häusern wohnten; in einzelnen Bezirken 20—25 pCt. Ebenso waren für Nahrung, Kleidung u. s. w. relativ die Ausgabeziffern sehr günstig. Es ergiebt sich daraus, dass der amerikanische Arbeiter nicht nur besser, als der kontinental-europäische, sondern auch besser, als der englische Arbeiter gestellt ist.

Aber nun die Kehrseite der Medaille! Auch in den Vereinigten Staaten haben alle Grossstädte ihre Slums, in denen viele tausende Nothleidender zusammengedrängt sind; in Chicago berechnet man die Zahl der ungenügend Behausten und völlig Elenden auf 162 000 Köpfe; in New-York auf 360 000. Sehr hoch ist auch die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehen Verhafteten. So wurde zum Beispiel im Jahre 1893 nach statistischer Berechnung in Chicago von 17 Einwohnern einer, in Baltimora von 14 einer, in New-York von 18 einer verhaftet. In den eigentlichen Quartiren des Elends stellte sich aber das Verhältniss in den Städten wie 1 : 4, 1 : 9 und 1 : 6. Auch die Schulbildung lässt viel zu wünschen übrig. In New-York wurden 7,69 pCt., in Philadelphia 4,97 pCt. Analphabeten gezählt; aber in den Armenquartiren dieser Städte stieg der Satz auf 46,65 und 37,07 pCt.[74]).

Alles das hindert nicht, dass im grossen Durchschnitt die amerikanische Arbeiterschaft relativ günstig gestellt ist. Und die amerikanische Bourgeoisie zeichnet sich von der europäisch-continentalen durch eine bei Weitem stärkere Freigebigkeit für gemeinnützige Zwecke aus. Für alle nur denkbaren Wohlthätigkeits-Veranstaltungen und Kulturzwecke werden aus privaten Mitteln Millionen hergegeben. Von den Kinderbewahranstalten und Kinderspielplätzen bis zu den Universitäten, von den Arbeiterwohnungen und Stadtgärten bis zu den Theatern und Museen hinaus scheint nichts in dem System privater Beihülfe vergessen zu sein.

Wollte man aber daraus auf einen besonders hoch entwickelten Altruismus der amerikanischen Bourgeoisie schliessen,

der vielleicht aus Prinzip der Arbeiterschaft Konzessionen zu machen bereit sei und dadurch die Eroberung einer relativ so günstigen Position den Arbeitern erleichtert hätte, so wäre das natürlich ganz verkehrt. Diese günstige Position ist allen möglichen Ursachen, nur nicht etwa einer besonderen Liebenswürdigkeit der amerikanischen Kapitalisten zu verdanken. Alle Verhältnisse waren auf diesem Riesengebiete mit seinen unerschöpflichen Naturschätzen dem ökonomischen Fortschritt günstig. Die europäische Auswanderung hat diesem Wunderlande vielfach ein vorzügliches Menschenmaterial, die energischsten und freiheitsliebendsten Naturen, zugeführt; und die geographische Lage entband den neuen Staat der Nothwendigkeit, gleich den europäischen Staaten, kolossale unproduktive Ausgaben für Heer und Marine zu machen. Das sind die Verhältnisse, die für die demokratischen Einrichtungen der jungen Republik und den materiellen Aufstieg ihrer Bevölkerung die Grundlage bildeten. Die hier rasch gewachsene Geldaristokratie würde sicher gern die demokratischen Einrichtungen durch oligarchische ersetzen. Aber der ununterbrochene Strom europäischer Einwanderer stellt dem ein unüberwindliches Hinderniss entgegen. In diesen durch Arbeit gehärteten Menschen war die Liebe zur Freiheit, der Hass gegen alle Arten der Tyrannei, unter denen sie in der Heimath zu seufzen hatten, äusserst lebendig. — Die unermesslichen Naturreichthümer in Verbindung mit einer grossartigen technischen Entwicklung steigerten die Produktivität der Arbeit, so dass die Löhne, wie die Gewinne einen hohen Stand erreichen konnten. Die politische Freiheit aber gestattete dem Proletariat die einmal eroberte sociale Position erfolgreich zu behaupten und weiter auszubilden. — Der amerikanische Arbeiter verdankt seine relativ günstige Position der Natur des Landes und seinem Charakter. Vergleichen wir jedoch seine Lage mit den reichen Klassen Amerikas, so ist der Gegensatz nicht minder stark, als in Europa. Der Arbeitslohn in den Vereinigten Staaten ist mindestens $2\frac{1}{2}$ mal so hoch, als in Deutschland. Aber auch die Riesenvermögen beziffern sich nicht auf Millionen, wie in Europa, sondern auf Hunderte von Millionen. Wer den Altruismus der amerikanischen Millionäre rühmt, weil sie so grosse Summen für öffentliche Zwecke opfern, der will nicht sehen, dass diese Opfer doch nur ein winziger Bruchtheil dieser

Millionen-Vermögen bilden. Der Luxus ihrer Paläste, die Verschwendung bei ihren Gastmählern und Festen zeugt von einer leidenschaftlichen Sucht, sich hervorzuthun, einer Eitelkeit und einem Ehrgeiz, der mit einer wirklich starken Entwicklung altruistischer Gefühle sich schlechterdings nicht verträgt. Die Grösse der Stiftungen würde nur dann ein wirkliches Zeichen selbstloser Gesinnung sein, wenn sie in einer einfach bescheidenen Lebensführung ihre Ergänzung fände. Aber davon ist eben keine Rede. Dieselben Herren, die beträchtliche Summen für öffentliche Zwecke: Theater, Schulen, Asyle hergeben, beschenken ihre Kinder und Enkel mit goldenen Ketten und kostbarem Edelgestein, Windeln mit echten Spitzen verziert; die Wiegen der Kleinen sind aus echtem Golde, die Kleider kosten ganze Vermögen; sie umgeben ihre Kinder mit einem ganzen Hofstaat von Dienern und suchen sie hochmüthig vor jeder Berührung mit dem gemeinen Plebs zu hüten[77]). Unter diesen Umständen beweist die Wohlthätigkeit nichts für die Macht des Altruismus, sondern nur die Vielgestaltigkeit der Formen, in denen menschliche Eitelkeit sich äussert; das Wohlthun wird zu einer Art des Sports.

IV.

Ebensowenig wie die übliche Wohlthätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, ebensowenig sind auch ihre sonstigen Lebensäusserungen von einem Geist wirklichen Altruismus durchdrungen.

Beginnen wir die Umschau mit dem Volksschulwesen. Dasselbe hat in den letzten Jahrzehnten grosse Fortschritte gemacht. Alle diese Fortschritte waren in nothwendigen Zeittendenzen begründet. Die Ansprüche des Volkes auf eine gewisse Elementarbildung sind unabweisbar. Dem können unter den heutigen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen sogar die herrschenden Schichten sich nicht verschliessen. Aber der Altruismus spielt nur eine unbedeutende Rolle dabei. Wäre es anders, so würden Staat, Gemeinde und Private in viel höherem Maasse, als es wirklich geschieht, sich beeifern, diesem ausser-

ordentlich dringenden und erfreulichen Volksbedürfnisse zu genügen. Wie steht es denn heute mit der vielgerühmten deutschen Volksschule? Von den grossen Städten etwa abgesehen, erhalten die Schulkinder da nur einen höchst spärlichen Unterricht und bei dem Mangel an Fortbildungsgelegenheit wird das Wenige, was gelernt ist, im Leben rasch vergessen. In den anderen Ländern liegen die Verhältnisse schlechter. In Frankreich sind direkt nicht weniger als 5 pCt. der Bevölkerung Analphabeten, und diese Zahl würde noch um vieles grösser, wenn man den Analphabeten auch diejenigen, die nur äusserst schlecht lesen und schreiben können, zurechnen würde. Noch übler ist es in Belgien. Nach Angaben aus dem Jahre 1890 konnten von der Bevölkerung über 15 Jahren 26,9 pCt. weder lesen, noch schreiben, und von den Kindern zwischen 7 bis 15 Jahren waren 26,7 pCt. des Lesens unkundig. Von den Dienstpflichtigen des Jahres 1896 konnten 16 pCt. weder lesen noch schreiben, und gegen 2 pCt. konnten, wenn auch zur Noth lesen, so doch nicht schreiben. In dem durch seinen Wohlstand von altersher berühmten Holland, wo, wie in anderen Ländern, der Protestantismus sich der Elementarbildung angenommen, hatten nach einer Statistik des Jahres 1899 nicht weniger als 9,22 pCt. der Kinder im Alter von 6—12 Jahren überhaupt keinen Unterricht genossen. In England ist die Zahl der Analphabeten 10 pCt. der gesammten Bevölkerung. Was endlich die Vereinigten Staaten anbetrifft, so sind dort allerdings, wie schon gesagt, die privaten Stiftungen für Volksschulen sehr hoch. Es entspricht der Demokratie als solcher, dem Elementarunterricht grosse Bedeutung zuzulegen, und doch waren nach der Volkszählung von 1890 unter den Einwohnern über 10 Jahren von den farbigen 56,8 pCt., von den weissen Einwanderern 13,1 pCt., und von den geborenen Amerikanern 6,2 pCt. Analphabeten. Die grosse Masse von Analphabeten unter den Negern zeigt, wie rückständig noch die schwarze Bevölkerung ist. Aus eigner Kraft vermag sie für ihre Schulbildung nicht zu sorgen und die amerikanischen Krösusse, sonst so freigebig für Schulzwecke, haben unter dem starken dort herrschenden Rassenvorurtheil gegen die Schwarzen nichts für die Negerschulen übrig. Wenn man auch die vielen Analphabeten unter den Einwanderern auf das Schuldconto der europäischen

Staaten setzt, so beweisen die 6,2 pCt. Analphabeten unter den geborenen Amerikanern, wie ungenügend trotz aller Stiftungen in diesem so reichen Lande für Bildungszwecke gesorgt ist, wie schwach noch immer im Grossen und Ganzen der Altruismus ist, der sich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens bethätigt.

Und wie äussert sich dieser gerühmte Altruismus in der Gesetzgebung der Kulturländer? Wie ist es hier in erster Reihe mit dem Strafrecht beschaffen? Zwar die modernen Kriminalisten rühmen heute die Milde unserer Strafen gegenüber den barbarischen Foltern unserer Vorfahren. Aber die meisten Strafen sind noch immer furchtbar grausam. Noch heute werden in den meisten Staaten die schwersten Verbrechen mit dem Tode bestraft, und die Zuchthausstrafe giebt an Härte der Folter nicht nach. Auch waren die Menschen der Vergangenheit, was nicht vergessen werden darf, in der Ertragung körperlicher Schmerzen um vieles abgehärteter. Die Qualen der Folter dauerten zu dem doch nur wenige Tage, aber dem Zuchthaus mit seiner Zwangsarbeit verfallen die Verbrecher für viele Jahre oder für ihr ganzes Leben. Und diese Qualen werden auch heute noch durch allerhand Leibesstrafen bei den geringfügigsten Vergehen der Sträflinge während der Haftzeit verschärft. Auch die leichteren, die Gefängnissstrafen zeigen keine Spuren davon, dass barmherzige Gesinnung hier Einfluss gehabt hätte. Die Frage, ob die Gefängnissbauten etwas zu wünschen übrig lassen, ob der auf die Sträflinge entfallende Luftraum den hygienischen Anforderungen entspricht, ob die Kost zur Erhaltung der Kräfte zureicht, lassen wir hier unerörtert. Angenommen einmal, die Gefängnisse seien in dieser Hinsicht einwurfsfrei, nichtsdestoweniger wird man gegen den Modus der Gefängnissstrafe selbst aufs schärfste protestiren müssen. Vor allem die Einzelhaft, in der sie culminirt, wirkt tödtlich auf die Verurtheilten. Die Menschen, die zur Einsamkeit neigen, oder sie doch wenigstens leicht ertragen, sind seltene Ausnahmen. Nahezu für alle bedeutet diese Strafe nichts geringeres als vollkommenen Verfall der geistigen und physischen Kräfte. Aber auch die gemeinsame Haft ist äusserst bedenklich: der Mensch, der vielleicht nur in Folge einer zufälligen Komplikation ein wenig von der durch die Gesetze vorgeschriebenen Bahn abgewichen, wird bei diesem Strafverfahren mit schweren Gewohnheitsverbrechern unterschieds-

los zusammengeworfen, der Jüngling, der seinen ersten Fehltritt begeht, mit Männern, die in Lastern grau geworden. Die gemeinsame Haft, wenn sie auch nicht in dem Maasse verderblich wirkt, wie die Einzelhaft, ist ferner deshalb so grausam, weil sie, ebenso wie diese, den Zusammenhang zwischen dem Verurtheilten und den ihm nahestehenden theueren Menschen — Anverwandten und Freunden, die vielleicht einen wohlthätigen Einfluss auf ihn ausgeübt, — radikal zerreisst. Wie das Gefängniss auf den Unverdorbenen wirken muss, das kann man aus dem Bilde, das selbst ein so milder Beurtheiler, wie Dostojewskij von der Masse der Sträflinge entwirft, mit denen er zusammengesperrt war, entnehmen. „Diese ganze Gesellschaft war, mit einigen Ausnahmen unverwüstlich heiterer Menschen, die eben darum der allgemeinen Verachtung anheimfielen, düster, neidisch, furchtbar eitel, prahlerisch, empfindlich und voller Kleinlichkeitskrämerei. Ueber nichts mehr zu erstaunen, wurde als die höchste Tugend betrachtet. Ihr Tollpunkt war die Frage, wie man sich zu halten habe? . . . In eitlen Aeusserlichkeiten gingen sie auf. Die meisten waren sittlich völlig verkommen und unsagbar gemein geworden. Klatsch und Verleumdung nahmen kein Ende; man lebte wie in einer Hölle, einem Sündenpfuhl. Es war geradezu charakteristisch für den allgemeinen Ton, dass man wunder wie sehr sich auf seine persönliche Würde steifte, als ob die Sträflingshaft der „Würde“ keinen Abbruch thue, ja sie vielmehr erhöhe. Keine Spur von Scham und Reue! . . . Und wie sie alle fluchen konnten! Man fluchte mit ausgesuchtem Raffinement, mit wahrer Lust an der Sache. Das Fluchen war bei ihnen zu einer Spezialwissenschaft geworden . . . Der unablässige Zank förderte unter ihnen diese Kunst noch mehr. Alle arbeiteten aus Furcht vor dem Stock, deshalb waren sie faul, deshalb verdarben sie sittlich. Wer noch nicht verkommen war, in der Kathorga musste er verkommen“ [76]). Die Qual der Gefängnissstrafen wird für einigermaassen sensible Menschen noch dadurch erhöht, dass der Vorgesetzte die Sträflinge, wo er irgend mit ihnen zusammentrifft, bei der Arbeit, oder in der freien Zeit, bei Tag oder in der Nacht, in dem Gefängnissraum, in der Kirche oder Lazareth, brutal verächtlich behandelt.

Dostojewskij schildert in demselben Werke auch die seelische Verfassung, die sich allmählig bei dem Verwaltungs-

personal der Gefängnisse herausbildet: „Es giebt Menschen wie die Tiger, die nach Blut lechzen. Wer auch nur ein einziges Mal diese Macht, diese unbegrenzte Herrschaft über Leib, Blut und Geist eines Mitmenschen gekostet hat . . . wer die Macht gekostet hat, ein anderes menschliches Wesen, das Ebenbild Gottes, mit furchtbarer Erniedrigung zu demüthigen, der muss unaufhaltsam die Selbstbeherrschung verlieren. Die Tyrannei ist eine Gewöhnung, sie ist entwicklungsfähig und sie entwickelt sich schliesslich bis zur Manomanie. Ich bin überzeugt, dass der beste Mensch infolge der Gewöhnung roh und stumpf wie ein Vieh werden kann. Blut und Macht machen trunken: Es entwickelt sich Rohheit, Verkommenheit; für Geist und Gefühl werden die furchtbarsten, anormalen Geschehnisse zuerst erträglich und dann zum gesuchten Sinneskitzel . . . Die Anlage zum Henker ruht keimartig nahezu in jedem Menschen unserer Zeit, nur dass diese Anlage zur Bestialität nicht in jedem Menschen gleichmässig entwickelt ist . . . Es giebt hier die sonderbarsten Beispiele dafür: Ich kannte Menschen persönlich, gutmüthig, ehrlich, in der Gesellschaft geachtet, die dennoch nicht ruhig bleiben konnten, wenn der Delinquent unter den Hieben nicht schrie, nicht um Barmherzigkeit flehte. Wenn das Opfer nicht um Barmherzigkeit winselte, so vergrösserten die Vollstrecker, selbst die gutmüthigen, die Pein“ [77]). — Menschliche Regungen sind hier eine seltene Erscheinung; ja es wäre auch absurd, zu verlangen, dass bei der geringen Entwicklung der Humanität in der modernen Gesellschaft gerade die Gefängnisswärter eine Ausnahme bilden sollten.

Der Kriminalistik unserer Zeit muss weiter der Vorwurf gemacht werden, dass sie in ganz unwissenschaftlicher Weise mit dem Begriff der strafbaren Schuld arbeitet. Schon seit einigen Generationen ist die Lehre aufgetreten und hat sich verbreitet, dass der Verbrecher in den weitaus meisten Fällen seine strafbaren Handlungen nicht aus angeborener Schlechtigkeit, sondern unter dem zwingenden Drucke seines Milieus begeht. Wie viele, die ihrem Wesen nach nicht ein Haar besser, als die Sträflinge, sind nur darum nicht zu Verbrechern geworden, weil sie nicht unter der gleichen Ungunst der Verhältnisse zu leiden hatten. Es ist noch begreiflich, dass die Gesellschaft, trotzdem sie anerkennen muss, dass der Verbrecher ein Produkt seines

Milieus ist, ihn straft, aber es ist ein vernichtender Vorwurf gegen die Gesellschaft, dass sie auch dann straft, wenn der Mensch unter speziell ungünstigen Verhältnissen ein Verbrechen begangen hat. Und diese bilden ja die Majorität.

Die Chronik besonders der gegen Eigenthumsvergehen gerichteten Strafurtheile zeigt scharf den Mangel an Altruismus in der modernen Gesellschaft. Dass die meisten dieser Vergehen unter dem Druck der Noth begangen werden, darüber kann kein Zweifel bestehen. Eine Unmasse statistischer Beläge beweist, dass mit dem Steigen der Brotpreise auch die Zahl der Delikte gegen das Eigenthum zunimmt. Es ist bekannt, dass diese Delikte besonders zahlreich in den Stadttheilen sind, die von Armen bewohnt werden. Man sollte daraus folgern, dass sehr viele dieser Delikte überhaupt nicht bestraft werden dürften. In der Wirklichkeit aber bringen die Zeitungen, die auch nur von den interessantesten Gerichtsfällen Notiz nehmen, immer wieder Fälle, wo irgend ein Armer, der im Bäckerladen ein Brot gestohlen, zu so und so vielen Monaten Gefängniss verurtheilt worden ist. Und das sind keineswegs besondere Ausnahmen. In Wirklichkeit kommen alljährlich Tausende und Abertausende ähnlich ungerechter Bestrafungen vor. Warum bleiben aber diese Tausende von Fällen dem Publikum unbekannt? Nur deshalb, weil sie alltäglich sind, weil eine laufende Berichterstattung darüber der Sensationslust der Leser nichts zu bieten hat. Jedes derartige Urtheil muss aber bei einem fühlenden Menschen ein bitteres Gefühl erwecken: einen Vorwurf gegen den Gesetzgeber, der die Gesetze, auf Grund deren die Verurtheilung von Menschen möglich ist, die unter dem unabweisbaren Zwange der Noth gefehlt haben, ruhig weiter bestehen lässt. Einen Vorwurf auch gegen die Richter, die nur etwa mildernde Umstände zuerkennen, aber den Angeklagten auch in den Fällen schlimmster Noth nicht freisprechen; einen Vorwurf gegen die Gesellschaft, die es ruhig und gleichgültig mit ansieht, wie das Elend Hunderttausende dem Verbrechen in die Arme treibt, Vorwürfe, die sich alle in die eine allgemeine Klage zusammenfassen, dass das Gefühl des Altruismus auch heute noch in den Menschen sehr schwach entwickelt ist, dass überall beschränkte persönliche und Klasseninteressen dominiren. — Ginge die Nächstenliebe auch nur ein wenig tiefer, so wäre es unmöglich, dass Tausende

und Abertausende von Zuschauern zu den Hinrichtungen zusammenströmen. Zu diesem furchtbaren, in Grossstädten wohlbekannten und so oft geschilderten Blutschauspiel zieht nur die gaffende, mitleidslose Neugier die Menschen hin. Die Nacht bis zu der Morgendämmerung, wo die Exekution stattfindet, wo man die letzten Todeszuckungen am Opfer sehen kann, um dann mit Bekannten seine interessanten Beobachtungen auszutauschen, wird beim Wein unter Zoten und fadem Geschwätz hingebracht. Das ist die Stimmung dieser Massen. Und was hält all diese empörenden, grausamen Gesetze aufrecht? Nur die Sorgen der herrschenden Klassen, sie möchten sonst etwas verlieren. Die Besitzenden hüten mit Angst und Zittern ihren Geldschrank. Dieses Gefühl beherrscht sie vollständig. Nicht nur, dass sie die wirklich bösartigen und gefährlichen Eigenthumsverbrechen scharf bestraft wissen wollen, sie wollen und verlangen auch zum Schutze ihrer Sicherheit Gesetze, die jedes, noch so geringfügige und durch den Zwang der Noth entschuldigte Eigenthumsversehen mit unverhältnissmässiger Härte ahnden. Zola schildert mit der ihm eignen Kraft und Klarheit die Gefühle Guillaume's bei der Hinrichtung Salvat's: „Guillaume fühlte, dass die Guillotine hier an ihrem Platze wäre, hier in diesem Stadttheile des Elends und der Arbeit. Sie reckte sich hier im eignen Heim empor wie ein Verhängniss und eine Drohung. Die Unwissenheit, die Armuth, das Leiden, waren das nicht die Schicksalsmächte, welche ihr die Opfer zuführten? Und jedesmal, wenn man die Guillotine wieder errichtete, inmitten der von Arbeitern bewohnten Strassen, war sie nicht dazu bestimmt, den Enterbten, den Hungerleidern, den durch die ewige Ungerechtigkeit zur Verzweiflung Gebrachten Respekt einzujagen? Man sah sie niemals in den Strassen des Reichthums und des Genusses. Dort wäre sie unnütz erschienen, dort hätte sie nichts zu terrorisieren gehabt; wie ein Schmutzfleck hätte sie sich ausgenommen in ihrer monströsen Wildheit“.[78])

Andere Rechtsbestimmungen, so vor allem die über die Rechtslage der unehelich geborenen Kinder, die in den verschiedenen Ländern ziemlich gleichartig geregelt ist, bestätigen und ergänzen diesen Eindruck moralischer Rückständigkeit und zeigen den Eigennutz der herrschenden Klassen. „La recherche de la paternité est interdite“ verkündet der Code civil in Frankreich!

Das uneheliche Kind ist der Paria, ohne jeden Anspruch. Die legale Frau, die Mutter des ehelichen Kindes, hat vielleicht die Ehe mit kalter Berechnung geschlossen; sie erwartete von ihrem Gatten kein tieferes Gefühl und folgte seiner Werbung vielleicht nur, um ihre eiteln Luxusbedürfnisse befriedigen zu können. Aber das thut nichts! Die Kinder dieser Frau werden ihr Lebenlang mit allen Lebensgenüssen des Reichthums umgeben sein. Sie werden von der spitzengeschmückten Wiege bis zu dem reichverzierten Sarge keine Sorge kennen lernen. Und jenes unehelich geborne Kind, dessen Mutter vielleicht den Vater mit aller glühender Leidenschaft und Selbstaufopferung einer echten Frauenseele liebte, es darf nicht den Namen des Vaters tragen; es muss sich noch glücklich schätzen, wenn der Vater, von dem Gesetze gezwungen, ihm und der Mutter einige armselige Unterstützungen hinwirft. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch in Deutschland macht den Mann für den Unterhalt des unehelichen Kindes und der Mutter zwar haftbar, aber nur in den allerengsten Grenzen: Die Pflicht des Vaters, für das uneheliche Kind zu sorgen, erlischt mit dessen 16ten Lebensjahre. Das heisst also, die unehelichen Kinder werden von vornherein auf einen rein proletarischen Erwerb angewiesen. Jede Beschäftigung mit Geistesarbeit verlangt eine Vorbereitung bis zum 20ten Lebensjahre und darüber hinaus. Das Deutsche Gesetz, welches den Vätern unehelich geborener Kinder eine so bescheidene Pflicht auferlegt, fügt dann aber gleich zur Beruhigung hinzu: „Ein uneheliches Kind und dessen Vater gelten nicht als verwandt“. So zu lesen im § 1589 des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Und zu dem materiellen Elend, welches das gewöhnliche Loos der unehelich Gebornen, auch der von reichen Vätern Stammenden, ist, kommt hinzu die gesellschaftliche Verachtung. Weder Talent, noch Wissen, noch hohe sittliche Eigenschaften, noch verdienstvolle Leistungen können den Makel der Geburt verwischen. Wer in der Ehe geboren wird, sei es auch nur 24 Stunden nach der Eheschliessung, hat einen gewaltigen Vorsprung gegenüber den unehelich Gebornen, und diese Ordnung der Dinge pflanzt sich von Generation zu Generation fort. Die Bestrebungen der Besten, sie umzuändern, zerschellen an dem Bollwerk ererbter Vorurtheile. Und die besitzenden Klassen stützen diese Ordnung durch ihre Macht.

Warum? Weil eine solche Stellung der ausser der Ehe gebornen Kinder, wie das Gesetz sie vorschreibt, aller Selbstsucht und Sinnlichkeit der Männer in jenen Klassen ausserordentlich bequem ist. In der Ehe drängt egoistische Berechnung und Furcht vor der Verantwortlichkeit die Männer zu allerhand Einschränkungen des ehelichen Verkehrs. Sie fürchten, zu viele Kinder zu erzeugen. Die öffentliche Meinung verlangt eine standesgemässe Erziehung derselben, und das bedeutet für den Vater immer neue Mühen, neue Sorgen, zwingt ihn, die Stunden der Musse zu kürzen und vielen Lebensfreuden zu entsagen. Aus diesem Grunde wird die Fruchtbarkeit in der Ehe möglichst eingeschränkt, der Sinnengenuss hier verkürzt. Aber ausserhalb der Ehe kann der Mann umso unbesorgter allen Gelüsten die Zügel schiessen lassen. Die materielle Verantwortlichkeit ist gering und ein Kompromittirtwerden ist bei der Laxheit der öffentlichen Moral ebensowenig zu fürchten. So bilden die Männer, deren Sinnlichkeit unendlich stärker ist, als ihr Altruismus, eine Schutztruppe, die sich jeder Veränderung der Gesetzgebung zu Gunsten der unehelich Gebornen erfolgreich widersetzt. Wer wollte da noch leugnen, dass das persönliche Interesse in dieser Sphäre fast schrankenlos herrscht?

Und wie ist in dieser Gesellschaft die Lage der Frauen? Eine umfangreiche Litteratur hat seit Langem schon in weitem Umfange Beweise dafür gesammelt, dass die Frau auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich thätig sein kann, Beweise, die sich auf ein reiches und unbestreitbares Thatsachenmaterial gründen. In den verschiedensten Branchen der Industrie arbeiten die Frauen bereits seit Beginn des 19. Jahrhunderts und bleiben in ihren Leistungen hinter dem Mann nicht zurück. Aber auch in solchen Berufen, die bedeutend mehr Vorbereitung und zum Theil auch höhere Fähigkeiten erfordern, sehen wir die Frauenarbeit siegreich vordringen. In Komptoirs und Handelsgeschäften, in Apotheken und Telegraphenbureaus, in der Schule, in der Publizistik, auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und Wissenschaft leisten die Frauen anerkannt Tüchtiges. Und trotz allem erhalten sie nicht die gleichen Rechte wie die Männer, aber es finden sich, wie immer in solchen Fällen, „Leuchten der Wissenschaft“, die bis an die Zähne mit Citaten bewaffnet, mit grossem Aufwand von Pathos die Vernünftigkeit und Zweck-

mässigkeit der untergeordneten Stellung der Frau auch heute noch beweisen wollen. Nicht nur die politischen Rechte werden den Frauen vorenthalten, auch auf dem Gebiete des Eigenthums und Obligationsrechtes behandelt man sie als unmündig. Frankreich, das einst so warm für die Menschenrechte eintrat, denkt gar nicht daran, die Frauen den Männern bürgerlich gleich zu stellen. Ungeachtet der Aenderungen, die in den letzten Jahrzehnten dort in dem Familienrecht eingeführt sind, tritt die herrschende Stellung des Mannes und die untergeordnete der Frau schon darin zu Tage, dass nach dem Buchstaben des französischen Gesetzes der Mann wegen Ehebruch nur mit einer geringen Geldbusse bestraft werden, die Frau aber dasselbe Vergehen mit längerer Gefängnisshaft büssen soll. Dasselbe Gesetz gilt in Belgien und anderen Ländern, die unter dem Einfluss des französischen Rechtes stehen. Ebenso ist die civilrechtliche Stellung der Frau höchst ungünstig. In Frankreich, Belgien und der Schweiz fällt die Frau, die eine Ehe schliesst, gänzlich unter die Vormundschaft des Gatten. Sie begiebt sich des Rechtes, frei über ihr Eigenthum zu verfügen. Sie kann nicht Zeugin sein bei der Schliessung von Verträgen, Einsetzung von Testamenten, Abfassung von notariellen Akten. Wie gering auch das Vermögen des Mannes und wie bedeutend die Mitgift der Frau sein mag, so erhält doch in Frankreich und den Ländern, die unter dem Einfluss des französischen Rechtes stehen, der Mann die weitgehendsten Rechte über das von der Frau Eingebrachte. Er darf es verkaufen, verschenken, Schulden darauf machen, ohne jede Einmischung der Frau. Ebenso steht es um die Erziehung der Kinder. In allen Fragen hat der Vater zu entscheiden.

In Deutschland hat das Neue bürgerliche Gesetzbuch die Stellung der Frau etwas verbessert. Aber auch nach diesem Gesetzbuch, an dessen Entwurf die bedeutendsten Juristen lange Jahre gearbeitet haben, ist die Frau noch durchaus dem Mann untergeordnet. Von dem ganzen Vermögen der Frau unterliegt nur ein geringfügiger Theil (das Vorbehaltsgut) nicht der Verwaltung und Nutzniessung des Mannes. Dieses Vorbehaltsgut umfasst vor Allem die zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen: Kleider, Schmuck u. s. w., ferner Vermögen, das die Frau durch eigene Arbeit, oder im eigenen Geschäft

erworben, schliesslich alles, was sie erbt, oder geschenkt erhält, wofern der Erblasser oder der Schenkende ausdrücklich bestimmt, dass dieser Erwerb Vorbehaltsgut sein soll. Nur dieser Theil ihrer Habe unterliegt nicht der Verfügung des Mannes. Im Uebrigen, was den sonstigen Besitz (das eingebrachte Gut) anlangt, ist die Verfügungsfreiheit der Frau wesentlich durch die Rechte des Ehemannes eingeschränkt. Die Mitgift sowohl, als das Vermögen, das die Frau in der Ehe erwirbt, soweit es nicht unter die oben genannten Kategorien fällt, unterliegt der Verwaltung des Mannes. § 1395 sagt ausdrücklich: „Die Frau bedarf zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Einwilligung des Mannes.“ Ohne Einwilligung der Frau darf der Mann dieses Vermögen der Frau nicht verkaufen, aber es steht ihm die Verwaltung und Nutzniessung zu. Das Recht der Nutzniessung bedeutet, dass die Zinsen und Pachtbeträge, die der Kapital- oder Grundbesitz der Frau einbringt, nicht dieser, sondern dem Ehemann zufallen. Landgüter der Frau kann der Mann verpachten; Pachtverträge werden auf seinen Namen geschlossen. Der Mann setzt die Pächter ein und kündigt ihnen. Zinsen und Dividende von dem Kapital der Frau sind Eigenthum des Mannes; nur der Gewinn, den etwa eine Kapitalsanlage in Lotterieanleihen abwirft, wird dem Vermögen der Frau gutgesprochen und vergrössert ihr Kapital. Wenn die Werthpapiere der Frau staatlich gebucht sind, kann der Mann verlangen, dass der Vermerk aufgenommen werde, er habe über die Zinsen zu verfügen. Die Zinsen von den Hypotheken und anderen Schuldverschreibungen erhält ebenfalls der Mann! Schliesslich wenn die Frau vorübergehend, oder lebenslänglich eine Rente bezieht, so steht die Verfügung über dieses Geld gleichfalls dem Mann zu.

Wenn einerseits das deutsche Bürgerliche Recht dem Manne so weitgehende Vollmachten giebt, gewährt es der Frau nur eine beschränkte Garantie gegen die missbräuchliche Ausnützung derselben. Dass das Gesetz dem Manne vorschreibt, er habe das eingebrachte Gut ordnungsmässig zu verwalten, ist doch wirklich kein ausreichender Schutz. Auch die Bestimmung, dass der Mann das Gut der Frau nicht verkaufen darf, kann nicht als eine solche Garantie gelten. Die Frau, die von der Verwaltung des Vermögens ausgeschlossen ist, bleibt aber durch dieses Ausgeschlossensein völlig unwissend in allen einschlägigen

Fragen. Sie weiss nicht, ob und wann Werthpapiere zu kaufen und zu verkaufen sind, ob eine Anlage in Immobilien sich empfiehlt u. s. w. Dass der Mann, dem die Verwaltung ihres Vermögens obliegt, verpflichtet ist, die hierfür erforderlichen Auslagen zu bestreiten und den „ehelichen Aufwand“ zu tragen, ist selbstverständlich, aber keine Entschädigung für die Rechtsbeschränkung der Frau. Freilich gewisse Fälle sieht das Gesetz vor, in denen die Frau in ihre Rechte tritt und über ihr Vermögen Verfügungen treffen darf, ohne Einwilligung des Mannes: sie hat die Vollmacht dazu, wenn der Mann krank oder abwesend ist und zugleich „mit dem Aufschube Gefahr vorhanden ist.“ Ist es nicht geradezu ungeheuerlich, dass die Frau selbst bei Krankheit und Abwesenheit des Mannes nur dann, wenn dringendste Gefahr vorliegt, über ihr Vermögen frei verfügen kann?

Ferner: die Ehescheidung ist für die Frau mit weit grösseren Nachtheilen verbunden, als für den Mann. Die getrennte Frau hat, gleichviel ob die Ehe durch ihre Schuld, oder die des Mannes getrennt ist, kein Recht auf das Vermögen des Mannes, wenn bei der Eheschliessung nicht Gütergemeinschaft vereinbart war. Das bedeutet oft grosse Unbill. Die Fälle sind nicht selten, wo die Frau gemeinsam mit dem Manne an der Sicherung des Wohlstandes der Familie gearbeitet hat. Und wenn nun die Ehe durch die Schuld des Mannes geschieden wird, behält er das ganze Vermögen, während die Frau nur das Recht hat, von dem Manne einen bescheidenen Unterhalt zu fordern. Diese Bestimmung, die bei der neuen Gesetzgebung eingeführt wurde, stellt die Frau ungünstiger, als sie früher in einzelnen deutschen Staaten gestellt war. Hier musste der Mann, durch dessen Schuld die Ehe geschieden wurde, der Frau als Scheidungsbusse $^1/_6$ bis zu $^1/_4$ seines Vermögens auszahlen.

Das Recht des Vaters über die Kinder ist auch nach dem neuen Deutschen Gesetzbuche viel weitgehender, als das der Mutter, obwohl beide gemeinsam für die Erziehung und den Unterhalt der Familie zu sorgen haben. Die Mutter muss sich fügen, wenn zwischen ihr und dem Manne über Fragen der Kindererziehung Streit entsteht. Es mag sein, dass der Vater in den meisten Fällen kompetent ist, zu entscheiden, was für Erziehung und Unterhalt des Sohnes geschehen soll. Sicher

aber ist die Mutter kompetenter, sobald es sich um die Tochter handelt. Die Entscheidung auch hier dem Vater zu überlassen, ist unberechtigt. Wenn weiter das Gesetz für die Ehe nicht volljähriger Kinder nur die Einwilligung des Vaters fordert, so ist das eine ganz unmotivirte Zurücksetzung der Frau und der Mutter. — Nur dort, wo es sich um die Verantwortung vor dem Strafgesetze handelt, ist die Frau dem Manne gleichgestellt. „Kriminalrechtlich wird sie überall als vollwerthig angesehen, und wird für jedes Verbrechen und Vergehen nach gleichem Rechte bestraft wie der Mann. Dieser Widerspruch kommt aber unseren Herren Gesetzgebern nicht zum Bewusstsein.“[79])

Und warum halten die Männer der herrschenden Klassen an dieser untergeordneten Stellung der Frau fest? Doch offenbar nur darum, weil sie die volle Macht in Händen behalten wollen, weil sie sich ausschliesslich von ihrem persönlichen Interesse leiten lassen. Dieses Interesse lässt all die vielen Thatsachen der Vergangenheit und Gegenwart, die dafür zeugen, dass die Frau zu ebenso vielseitiger und erfolgreicher Thätigkeit befähigt ist, wie der Mann, nicht gelten. Seine Stimme übertönt das altruistische Gefühl, welches die volle Gleichberechtigung beider Geschlechter verlangt. — Welche Lebenssphäre wir immer betrachten, überall sehen wir die Schwäche dieses Altruismus und die Uebermacht der persönlichen und Klasseninteressen. Auf Grund der hier erörterten Thatsachen wird sich das, was die citirten Autoren und so viele Andere über die hervorragende Bedeutung des Altruismus im socialen Leben bemerkt haben, kritisch leicht richtig stellen lassen.

V.

Wir wollen zugeben, dass in dem Menschen eine Neigung lebendig ist, der Stimme der Vorsehung zu folgen, wie Roscher sagt, aber dieser Satz des Deutschen Oekonomisten bedarf der Einschränkung und Erläuterung. Jene Bereitschaft äussert sich nur da, wo die von uns verlangten Thaten klein und unbedeutend sind und keine grossen materiellen Opfer verlangen. Freilich,

die Menschen hätten gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ihre kleinen Opfer das Reich Gottes auf Erden herbeiführen würden. Wo aber die Stimme der Vorsehung wirkliche Selbstaufopferung fordert, wo sie vielleicht verlangt, dass man die ganze Habe den Armen hingebe, da verweigert der Durchschnittsmensch denn doch sehr entschieden, wenn auch unter heuchlerischen Vorwänden, den Gehorsam, da will er nach wie vor, dass doch lieber das Kapital, die Kanonen und Bajonette, die Gefängnisse, die Zuchthäuser, die Todesstrafe an Stelle des verehrten Gottesreiches herrschen mögen. Wir sind mit dem Begründer der deutschen historisch oekonomischen Schule darin einverstanden, dass das sociale Gefühl die Individuen zu einem einheitlichen, wohlgegliederten wirthschaftlichen Organismus verbinden sollte. Aber die besitzenden und mächtigen Klassen verfolgen unbekümmert um die Gebote der Nächstenliebe einfach ihr egoistisches Klasseninteresse; die Solidarität, die sie allein kennen, das ist der Zusammenschluss zu gewaltigen festgefügten Organisationen, die geschaffen sind, um die Masse des Volkes desto sicherer zu unterdrücken und auszubeuten. Man denke an die politischen Verbände der Landwirthe und Industriellen, an die Trusts der Grosskapitalisten u. s. w.

Auch die Anschauungen Knie's sind unschwer zu berichtigen. Es ist ein vollständiges Missverständniss, wenn Knies meint, nach der Auffassung Adam Smith's lasse sich der Mensch nur im wirthschaftlichen Leben, im Comptoir, auf dem Markte, bei dem Abschluss von Arbeitsverträgen u. s. w. (hier aber auch durchgängig) von seinen persönlichen Interessen leiten. Natürlich Smith hatte es in seinem „Wealth of Nations“ mit den wirthschaftlichen Erscheinungen zu thun und er fixirte den Eigennutz als den hier im Grossen und Ganzen herrschenden Motor. Aber hätte man Smith gefragt, wie der Durchschnittsmensch denn in den übrigen Lebenssphären handele, so würde er bei seiner tiefen Menschenkenntniss nicht gezögert haben, auch für diese anderen Sphären das persönliche Interesse als den weitaus wirksamsten Motor anzuerkennen. Smith würde darauf hingewiesen haben, dass der moderne Durchschnitts-Europäer sehr weit von jener Nächstenliebe, die die Lehre Christi vorschreibt, entfernt ist, dass er nur so weit dem socialen Gefühl und dem Gemeinsinn sich zugänglich erweist, als das nicht mit grossen materiellen

Opfern verbunden ist. Smith würde darlegen, dass der Durchschnitts-Patriotismus der herrschenden Klassen nur soweit reicht, als das geliebte Vaterland ihnen ihre Vorherrschaft und materielle Privilegien sichert. Ein solcher Musterpatriot tritt z. B. gern für die Vergrösserung der Seemacht ein, wofern er davon die Erschliessung neuer Märkte für seine Waaren erhofft und zugleich überzeugt sein darf, dass die Kosten durch Besteuerung der ganzen Bevölkerung und zwar vorwiegend der armen Klassen aufgetrieben werden. Adam Smith würde bestreiten, dass der Durchschnittsmensch in seinem täglichen Verhalten zur Aussenwelt gerechter und humaner ist, und gegen Knies diese Erfahrungen des gesellschaftlichen Alltagslebens wie die der Politik und Gesetzgebung, die keine Zweifel lassen, ausspielen.

Nach alldem ist auch die Haltlosigkeit der Schmoller'schen Auffassung klar, dass wir uns dem Ideale ausgleichender Gerechtigkeit nähern. Und wenn der Berliner Nationalökonom meint, dass keine Aristokratie sich halten könne, sobald dieselbe aufgehört habe, der Gesellschaft nützliche Dienste zu leisten, so darf man wohl fragen, worin denn heute zum Beispiel das sociale Verdienst der noch bestehenden Aristokratien zu suchen sei? Zur Aristokratie im weiteren Sinne des Wortes gehört nicht nur der reiche Adel, sondern ebenso wohl auch die reiche und mächtige Bourgeoisie. Der Reichthum dieser adligen und nicht-adligen Geldaristokratie ist gewaltig gewachsen. Worin bestehen aber die Ruhmesthaten derselben? Darin etwa, dass sie in goldstrotzenden Uniformen mit Wohlgefallen die Rolle des Hofstaates spielt und Gunstbezeigungen des Monarchen entgegennimmt? Darin, dass sie mit ihren rothen Fracks das Bild des englischen Herbstes bei der Fuchshatz belebt? Darin, dass ihr Leben ausgefüllt wird von Wettrennen, Diners, Routs, Spiel und Flirt? Darin, dass sie durch ihre Delegirten in den gesetzgebenden Körperschaften alle wirklich fortschrittlichen Maassnahmen zu verhindern sucht? Darin etwa, dass sie Millionen auf Millionen häufend, sich nicht nur von jeder produktiven Arbeit, sondern selbst von allen Sorgen der Oberleitung über die ihr gehörenden Riesen-Unternehmungen befreit? Darin etwa, dass diese Aristokratie, die bei Gastmählern ganze Vermögen verschwendet, dann und wann einen glänzenden Wohlthätigkeits-Bazar, oder ein Konzert zu Gunsten der Armen arrangirt, wobei der ganze

Ertrag vielleicht nur ein winziger Bruchtheil des Werthes ist, den eine einzige der wohlthätigen Aristokratendamen als Geschmeide um den Hals trägt? Oder etwa darin, dass diese Aristokratie, die verächtlich auf alles herabsieht, was sich nicht blaublütiger Abstammung oder wenigstens kolossalen Reichthums erfreut, für Erhaltung alles dessen eintritt, was die Macht und den Reichthum der privilegirten Minderheit schützen kann, dass Sonntags die Kirchen aufsucht und mit heuchlerischer Frömmigkeit Gebete hersagt, die diesen Herren und Damen im Grunde sehr viel gleichgültiger sind, als ein Gewinn auf der Rennbahn, der neueste Hofklatsch oder das leutselige Lächeln einer allerhöchsten Person? Die moderne Grundbesitzer-Aristokratie ist unvergleichlich reicher, als der Landadel im Mittelalter. Und die Bourgeoisie verfügt heute über unvergleichlich grössere Mittel, als das Bürgerthum des 18. Jahrhunderts. Jedoch relativ, im Vergleich zu den Ideen über sociale Gerechtigkeit, wie sich dieselben inzwischen entwickelt haben, im Vergleich zu den Pflichten, die sich als unvermeidliche Konsequenz dieser Ideen ergeben, stehen die höheren Klassen heute auf einem niedrigeren Niveau, als ihre Vorfahren vor 100 und mehr Jahren. Und ähnlich wie mit der Pflichterfüllung der Privilegirten steht es mit der von Schmoller so gerühmten Humanität und socialen Fürsorglichkeit des modernen Staates. Wenn man seine Ausführungen hierüber liest, so weiss man kaum, ob man sie aus der Unklarheit oder direkt aus tendenziöser Voreingenommenheit des Verfassers erklären soll? Wie sind heute denn die Steuern vertheilt? Macht nicht die Progression der Steuersätze bei der Einkommen- und Erbschaftssteuer vor den Riesen-Einkommen und Riesen-Vermögen bescheiden Halt? Zieht nicht der Staat wenigstens auf dem Kontinent, seine Haupteinkünfte statt aus direkten Steuern, die einigermaassen der Zahlungsfähigkeit der Bürger angepasst werden können, aus indirekten Abgaben, die besonders schwer, gerade die Aermsten treffen? Die hochgepriesene sociale Fürsorge des Staates für die Armen wird illustrirt durch den Luxus der Asphaltstrassen, die breiten Trottoirs, die grossartige Beleuchtung der von den oberen Zehntausend bewohnten Stadtquartiere, durch die glänzende Ausstattung der höheren Lehranstalten und die hohen Gehälter der oberen Beamtenschicht und ebenso durch die schmutzigen Strassen, die elenden Häuser,

den ganzen unhygienischen Zustand der Arbeiterviertel, durch die Zurückgebliebenheit der Volksschulen, die Hungerlöhne der Unterbeamten und die Unzulänglichkeit der Agrargesetze, denen Schmoller so grossen Beifall zollt. Haben diese etwa eine gesunde Bauernschaft geschaffen? Jahrhunderte lang wurden die Bauern in unerhörter Weise durch die Gutsherren unterdrückt und ausgepresst. Was wollen dagegen die kleinen, meist nur formalen Opfer bedeuten, die dieser Herrenkaste bei der Bauern-Emanzipation auferlegt wurden? Das gilt für Deutschland, wie für Russland und andere Länder.

Wenn endlich Kidd behauptet, dass der Altruismus in der europäisch-amerikanischen Welt gegen früher erstarkt sei, so mag das in gewisser Hinsicht stimmen. Aber er irrt, wenn er meint, dass dem Christenthum diese Erstarkung zu danken sei, ebenso wie er die Intensität dieses modernen Altruismus ganz maasslos übertreibt. Christus gab der Menschheit eine erhabene religiöse Sittenlehre, aber die wirklichen Sitten sind durch dieses Vorbild nur wenig beeinflusst. Wäre dem anders, dann freilich würde das Leben ein bei Weitem anderes Gepräge tragen; dann wäre Gleichheit und Brüderlichkeit, die heute nur als leuchtende Ideale in unendlicher Ferne flimmern, lebendige Wirklichkeit geworden. Ein Blick auf die Geschichte der sogenannten christlichen Völker in den letzten zwei Jahrtausenden zeigt zur Genüge, dass Jesus mit seiner Sittenlehre immer nur sehr wenig wahre Nachfolger gefunden hat. Was können die ersten Christengemeinden, was die einzelnen Beispiele in den späteren Zeiten, in dem grossen Alltagsstrom des gesellschaftlichen Lebens bedeuten? Das sind erhebende, aber seltene Lichtpunkte. Im Uebrigen hat leider die christliche Religion die gehäuften Greuel, von denen die Geschichte aller christlichen Völker erzählt, ganz und gar nicht verhindert. — Und — so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Sind den die Verfolgungen der Kirche gegen die Protestanten weniger grausam gewesen, als die Christenverfolgungen im alten heidnischen Rom? Oder waren die Foltern und Martern in dem Gerichts- und Strafverfahren des christlichen Europas noch vor zwei Jahrhunderten weniger furchtbar, als die in der antiken Welt? War der mittelalterliche Gutsherr und Baron gegen seine Leibeignen etwa humaner, als der römische Bürger gegen seine Sklaven? Man beweise das, dann

wollen wir auch glauben, dass das religiöse Gefühl und insbesondere das christliche das treibende Moment in der Entwicklung des Altruismus sich bewährt habe. Aber früher nicht. An religiöser Gläubigkeit hat es jenen Katholiken — Geistlichen wie Laien —, die die Protestanten verfolgten, ebenso wie jenen mittelalterlichen Gutsherren, die ihre Leibeignen bis aufs Blut auspressten, ebenso wie den Gerichtsherren und Regierungen, die die Verbrecher viertheilen und rädern liessen, doch wahrlich nicht gefehlt.

Die Dinge liegen anders, als Kidd meint. Im Christenthum und ebenso in anderen Religionen (man denke an die erhabene Sittenlehre des Buddismus und der alten chinesischen Denker) gab es stets Einzelne, die ihr Leben mit den Prinzipien einer erhabenen Moral in Einklang zu bringen suchten. Wir finden solche Menschen sowohl unter den Gelehrten, wie unter Unwissenden, unter Vornehmen, wie Armen. So klein die Zahl solcher Menschen sein mag, sie fand Nachahmer. Und so bildete sich denn von Generation zu Generation, wenn auch nur langsam wachsend, ein Schatz altruistischer Gefühle. Vor allem aber wirkte die Zunahme und Ausbreitung der Verstandesbildung und des Wissens vielfach auf eine gewisse Humanisirung der gesellschaftlichen Einrichtungen hin. Kritik und Erfahrung, nicht die Religion, belehrte die Menschen, dass die Aufgaben der Kriminalistik bei Anwendung mässiger Strafen weit besser, als durch Foltern und Martern gelöst werden; dass die freie Lohnarbeit viel produktiver, als die Arbeit von eigenen Sklaven dass die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums am besten verbürgt ist, wenn die Darbenden durch öffentliche und private Wohlthätigkeit unterstützt werden; dass die Gesundheit der ganzen Bevölkerung hygienische Maassnahmen gerade für die Aermsten und Hilflosesten verlangt. So wirken zur Humanisirung ebenso wohl echter Altruismus, als verständige, aber im Grunde doch eigennützige Erwägungen zusammen. Aber auch die rein altruistisch Gesinnten werden, selbst wenn ihr altruistisches Gefühl durch die Erkenntniss an Stärke nicht gewinnen mag, gestützt auf die Erkenntniss für ihre Ideale um so kräftiger wirken können. Vor allem aber wird jene Humanisirung der Gesellschaft dadurch gefördert, dass das Volk zum Selbstbewusstsein erwacht und seine eigenen Interessen immer besser

gegenüber denen der privilegirten Minderheit wahren lernt. Denn darin irrt Kidd ganz offenbar, dass er meint, die Erweiterung der Rechte der ärmsten Klassen sei nahezu ausschliesslich dem Erstarken des Altruismus in dieser privilegirten Minderheit zu danken. Ohne Zweifel, die Thatsache, dass sich auch unter den herrschenden Klassen Anhänger der socialen Fortschritts-Bewegung finden, ist für den Fortschritt nicht bedeutungslos. Aber die Grundkraft in dieser fortschrittlichen Bewegung ist immer die Energie, mit der die Ausgebeuteten selbst ihre Forderungen geltend machen. Wir wissen aus der Geschichte der Arbeiterverbände (in England und in anderen Ländern), dass sie ihren Willen durchsetzten, nicht etwa darum, weil die Arbeitgeber aus Edelmuth besonders nachgiebig waren, sondern in der Hauptsache darum, weil die Verbände so kraftvoll und sachkundig für ihre Ziele eintraten, weil sie eine Macht wurden, mit der die Unternehmer bei Strafe schwerer materieller Verluste nothwendig rechnen mussten. Kurz unter den Bedingungen, die die Verbände zu einflussreichen Organisationen im Leben der Arbeiter werden lassen, spielt die Verbreitung des Bewusstseins der eigenen Kraft, die Möglichkeit eines langwierigen und systematischen Widerstandes die Hauptrolle. Und ebenso falsch ist die weitere Folgerung Kidds, dass, wenn der Altruismus in den herrschenden Klassen fehlen würde, das Volk, trotz der Presse, trotz der allgemeinen Schulbildung, trotz seiner politischen Rechte, nichts würde erreichen können. Das mag stimmen für Länder, in denen das Volk aufs Aeusserste bedrückt ist, aber sicher nicht für die modernen Kulturstaaten. Wenn in England oder Amerika die herrschenden Klassen es wagen würden, die alteingewurzelten grundlegenden Volksrechte anzutasten, so würde ein solcher Versuch sicher an einer unwiderstehlichen Volksbewegung scheitern. Die herrschenden Klassen, das sind doch die Reichen und Wohlhabenden und ihr Anhang in der Beamtenschaft und der wissenschaftlichen wie journalistischen Welt. Aber das Wissen und die politischen Fähigkeiten sind an diesen engen Kreis heute nicht mehr gebunden. Bis tief in die Reihen der Armen sind demokratische Ueberzeugungen vorgedrungen. Wie sollte unter solchen Umständen ein Versuch der Minderheit, die Mehrheit zu entrechten, auf die Dauer Erfolg haben? Die Ereignisse von 1830 und 1848 in Frankreich

haben gezeigt, wie schwach die Position einer Regierung ist, die rücksichtslos gegen das Volk regieren will. Und mit jeder neuen Generation muss diese Position schwächer werden. Wäre die Voraussetzung Kidds richtig, so würde eine starke Regierung viel öfter die Volksrechte antasten, als es thatsächlich geschieht. Die deutsche Regierung ist zweifellos stark und hat allen Grund, eine Niederwerfung der socialdemokratischen Partei zu wünschen. Sie könnte ferner bei schärfstem Vorgehen gegen diese Partei, der jubelnden Zustimmung der herrschenden Klassen — der Junker und Industriebarone — gewiss sein. Und doch schlägt die Regierung keine derartige Gewaltpolitik ein. Offenbar darum nicht, weil man zu dem Erfolg derselben kein Vertrauen hat und es gefährlich findet, das Volk zum Aeussersten herauszufordern.

Die Behauptungen der genannten Schriftsteller sind merkwürdig genug, aber Professor Adolf Wagner übertrumpft dieselben noch, wenn er neben dem privat-wirthschaftlichen und gemein-wirthschaftlichen noch ein besonderes karitatives Prinzip als herrschende Macht in der Volkswirthschaft entdeckt. Wie kann man die winzigen Resultate, welche die Wohlthätigkeit im wirthschaftlichen Leben erzielt, auch nur irgend wie mit dem, was der Egoismus und die auf ihn basirte freie Konkurrenz hervorbringt, vergleichen wollen? Was wollen die Millionen Werthe, mit denen die Wohlthätigkeit wirthschaftet, gegenüber den Milliarden-Werthen, welche der rein egoistisch regulirte Privatbetrieb erzeugt und durch Waarenumsatz zur Vertheilung bringt, bedeuten? Der Tiefsinn, dass die Fürsorge für die Armen die Unbill der ungleichen Gütervertheilung abmildere und insofern korrigire, klingt nahezu wie Hohn. Die Mittel, die für die Armen-Fürsorge durch Besteuerung und private Wohlthätigkeit zusammengebracht werden, genügen kaum, um den Versorgten ein Stück trockenen Brotes und ein kümmerliches Obdach, oft noch verbunden mit Arbeitszwang, zu gewähren. Aber neben den Armenhäusern, nur durch ein paar Strassen oder Stadtviertel von ihnen getrennt erheben sich stolz die Paläste der Reichen, denen der deutsche Nationalökonom attestirt, dass ihre dürftigen, der Armuth hingeworfenen Almosen die Ungleichheit der Gütervertheilung mildern! Höchst wunderlich sind auch die philosophischen Spekulationen Wagners darüber, dass die Basirung der ganzen Volkswirthschaft auf altruistische

Prinzipien weder wünschenswerth, noch auch nur möglich sei. Wird etwa die Wohlthätigkeit heute so hitzig betrieben, dass sie, damit ihr überschüssiger Eifer gezügelt werde, solcher weisen Betrachtungen bedarf?

Alle die Reformer, die eine Umgestaltung des socialen Lebens von dem Appell an die Menschenliebe der Reichen und Mächtigen erwarten, beweisen damit nur ihre gänzliche Unkenntniss der menschlichen Natur, wie der Geschichte.

Ruskin ist ein Typus dafür. Will man die Reichen für Humanität gewinnen, so muss man — dies ist das erste — ihren Standesdünkel, ihren Glauben, dass sie sozusagen aus einem feineren Thon, als die arbeitenden Volksmassen geschaffen seien, brechen. Der Hinweis, dass die Armen, die doch von Natur ganz ebenso wie die Reichen ausgestattet sind, ganz denselben Schicksalsschlägen unterworfen sind und denselben Naturgesetzen unterliegen, nicht durch eigene Schuld, noch durch mangelhafte Befähigung, sondern allein durch die Ungunst der Verhältnisse und der socialen Entwicklung niedergedrückt sind, wird auf die besseren Elemente der herrschenden Klassen immer am stärksten wirken.

Sobald man aber den Mitgliedern dieser herrschenden Klasse predigt, sie seien den Armen gegenüber höhere Wesen, ihnen komme daher die Führerrolle in jeder socialen Bewegung zu, wird der Einfluss, den der Gleichheitsgedanke an sich auszuüben vermag, paralysirt. Sobald diejenigen, die den Reichen zur Fürsorge für die Armen auffordern, diesen Armen zugleich Selbstbescheidung und Genügsamkeit predigen, werden die Reichen, auch wenn sie da und dort in etwas ihren socialen Verpflichtungen nachkommen, sich immer nur als patriarchalische Wohlthäter aufspielen und ihre Standesvorurtheile im Grunde beibehalten. Wenn der Verkünder des Altruismus den Unterschied von Arm und Reich als nothwendig erklärt, nun so giebt es keinen Maassstab dafür, wie weit dieser Unterschied gehen darf. Und die Mehrheit unter den Reichen wird sicher der Meinung sein, es genüge schon, wenn die Armen nicht mehr oder doch nicht wesentlich mehr, als ihnen heute durch die Wohlthätigkeit zugewendet wird, erhalten. Ruskin selbst erfuhr es, wie wenige einem solchen Appell folgen. Gegen Ende der 70er Jahre gründete er die Gilde der St. Georgs-Ritter, eine Wohlthätigkeits-Gesell-

schaft, welche — dies war der hochfliegende Plan — der Umgestaltung des socialen Lebens vorarbeiten sollte. Er selbst gab grosse Geldmittel her. Aber die „Ritter“ blieben aus: nur einige persönliche Freunde Ruskins traten dem Vereine bei.

Die Anschauungen Tolstois sind bei Weitem erhabener. Von demokratischen Prinzipien durchdrungen, liegt ihm nichts ferner, als die Abschliessung der Menschen in Kasten zu vertheidigen. Er spricht sogar direkt den Reichen und Mächtigen jedes Recht ab, die Armen zu bevormunden, ihnen gegenüber die Vorsehung spielen zu wollen. Im Gegentheil, das Leben der Reichen ist sündhaft. Nicht mit stolz erhobenem Haupte, nicht im Bewusstsein ihrer Rechte, ihrer privilegirten socialen Stellung, sollen sie den Armen gegenüber treten, sondern in Einfalt und Ergebenheit, — so lautet das Evangelium, das Tolstoi den Reichen predigt. Die Forderung ist nur gerecht. Man kann nicht wirksamer an den Altruismus appelliren. Aber auch dieser Appell, welche Erfolge hat er aufzuweisen? Den reichen römischen Patriziern, dem englischen Lord, den amerikanischen Kapitalisten dem russischen Magnaten ist seit Generationen Aehnliches gepredigt worden. Und diese Predigt war in der Vergangenheit nicht weniger warm und beredt, als heute. Welcher Appell an die Reichen, den diese modernen Apostel der Nächstenliebe erheben, käme an zündender Kraft den Mahnungen und Donnerworten eines Paulus, eines Augustinus, eines Johannes Chrysostomos, eines Savonarola gleich? Und dennoch, diese Propheten der Vergangenheit konnten immer nur wenige in ihren Bann ziehen und zu neuem Leben erwecken. Sonst blieb alles beim alten. Der Altruismus war eine kleine Welle auf der Oberfläche der Gesellschaft, in den Tiefen des socialen Lebens regte sich nichts.

Das Nämliche ist heute zu erwarten. Wir zweifeln durchaus nicht daran, dass auch in Zukunft Leo Tolstoi noch Anhänger finden wird, dass einige Hundert Menschen gleich ihm, Gefallen an ländlicher Arbeit und in dieser Arbeit Gesundheit finden werden; dass Einzelne von diesen Hunderten die altererbte Verachtung gegen die handarbeitenden Klassen überhaupt abstreifen und in ihrem Leben Thaten eines wahren Altruismus vollbringen werden. Aber all das wird sich auf einen engen Kreis beschränken. Ich theile den Optimismus

Tolstois nicht, dass dem einen, den zwei oder dreien Hunderte, Tausende, Millionen folgen, die Sündhaftigkeit ihres Lebens einsehen und den Kampf gegen ihre Eitelkeit und inneren Widersprüche aufnehmen werden können. Wären die Menschen so zartfühlend, wie es Tolstoi denkt, dann würden wir nicht in den Restaurants, den Klubs, den Theatern, Ballsälen und auf den Rennplätzen jene zufriedene frohe Menge finden, dann würde der Widerwille gegen das eitle Genussleben in ganz anderem Maasse als heutzutage zu extremem Pessimismus, zu Selbstmord oder auch zu thatkräftigem altruistischen Wirken führen.

Es ist gut, wenn der Prophet den Reichen und Mächtigen Mildthätigkeit und Menschenliebe predigt; noch besser, wenn er selbst in seinem Wandel das Beispiel echter Menschenliebe giebt. Aber seiner Kraft sind enge Grenzen gezogen. Wer in die Breite wirken will, der soll das Klassenbewusstsein unter den Unterdrückten wecken. Dieses wird das, was man von dem Appell an den Altruismus immer vergebens erwartet hat, mit elementarer Macht schon erzwingen.

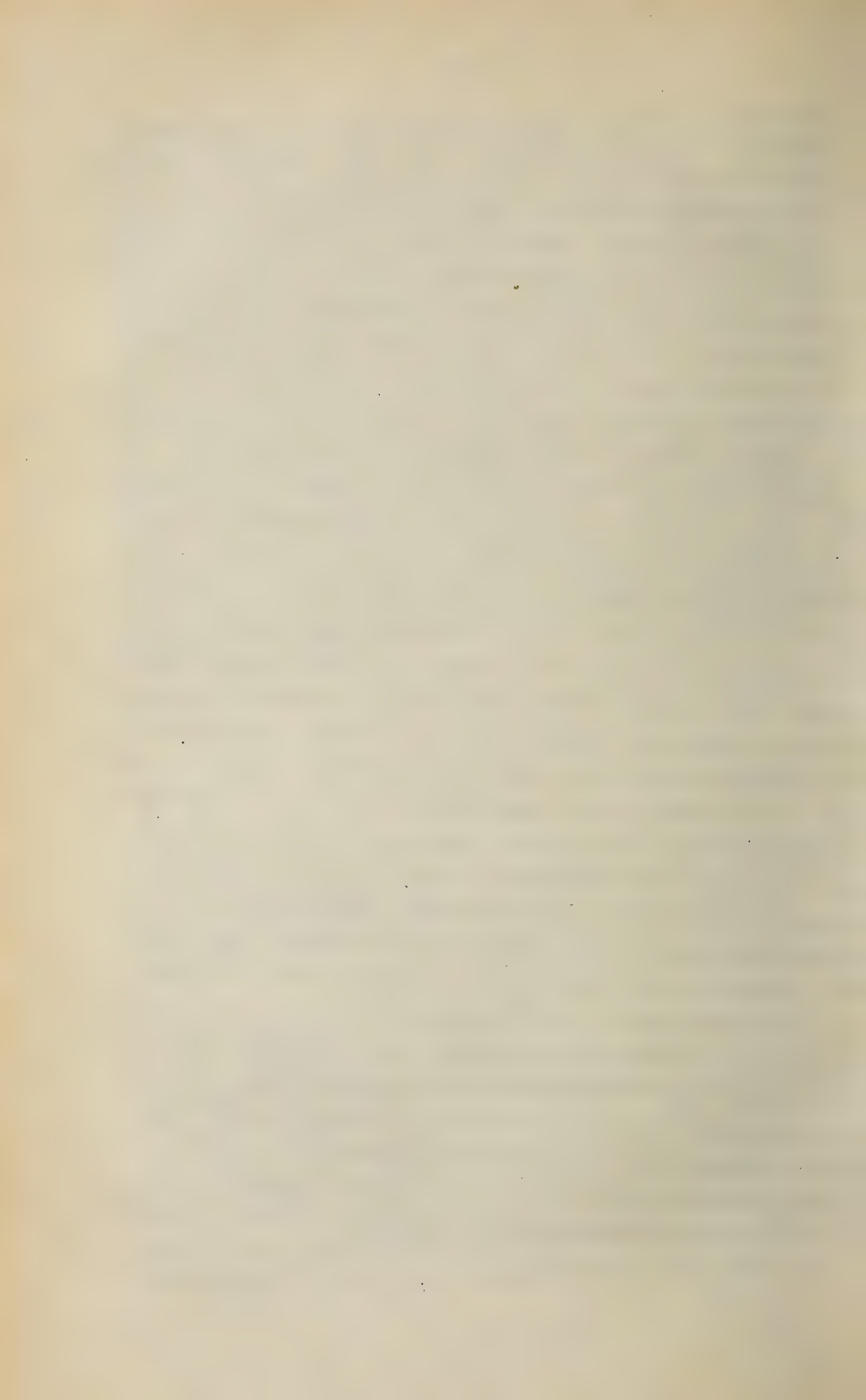
VI.

Das Klassenbewusstsein der Reichen und Mächtigen basirt auf einem fortschrittsfeindlichen Egoismus und muss reaktionär wirken. Die Mitglieder der herrschenden Klassen mögen als Private hin und her schwanken; sobald sie zu grossen Gruppen vereinigt sind, fällt das fort. Dann treten alle Bedenken zurück, die sie als Privatpersonen noch hegen mussten. Da handeln sie entschieden und rücksichtslos. Alles, was das Klassenbewusstsein und den Zusammenschluss in ihren Reihen fördert, wirkt dem Altruismus, dem Mitgefühl mit dem Enterbten, Unterdrückten, Darbenden entgegen.

Anders das Klassenbewusstsein der grossen Volksmassen! In jenem Lager erstreckt sich das Klassenbewusstsein auf 5, 6, 10 pCt. der Bevölkerung; in diesem umfasst es die Mehrheit: Alle die von ihrer Hände Arbeit leben. Während es dort demoralisirt, wirkt es hier humanisirend. Die Mitglieder der

besitzenden Klassen, ob mehr oder minder reich, sind immerhin Besitzende; sie geniessen das Leben dank ihrem Besitz und ihrer Macht. Entbehrungen sind ihnen fremd, und wenn sie sich zusammenschliessen, so doch nur, um noch mehr Genüsse, noch mehr Macht zu erwerben. Dieser ihr Zusammenschluss hindert die Einzelnen nicht, nach wie vor ihr ganzes Leben hindurch den Gaukelbildern ihrer Sinnlichkeit und ihres Ehrgeizes nachzujagen, mit Neid und Missgunst sich zu bekämpfen. Nach wie vor will jeder möglichst viel für sich allein. Das Klassenbewusstsein der Unterdrückten aber hat den von allen gemeinsam verspürten Druck und die Last des Leidens zu seiner Grundlage. Hier treibt die Nothdurft, nicht die Habsucht, die die Menschen so oft zu wilden Wölfen macht, die Klassengenossen zusammen. Nur durch den Zusammenschluss können sie, die einzel hilflos sind, Rettung aus ihrer Noth hoffen. Hierin wurzelt die Solidarität. Und da ein gemeinsames solidarisches Handeln den Mitgliedern der unterdrückten Klassen immer auch zugleich Opfer auferlegt, die bei den kargen Mitteln der Einzelnen doppelt und dreifach schwer wiegen, so bildet dasselbe nothwendig Selbstüberwindung, Disziplin und Pflichtgefühl bei ihnen heraus. Die Erweiterung der Rechte, die Hebung der materiellen Lage der besitzlosen Klassen, geht nur langsam vorwärts; der jahrhundertalte Druck lässt nur allmählig nach. Für Ehrgeizige und Carrieremacher hat dieser Kampf daher sehr wenig Anziehendes. Alle diese Momente zusammen wirken erzieherisch im Sinne des Altruismus, ganz so wie es sich die Moralisten nur wünschen mögen. Der Altruismus findet hier seine Ergänzung in der Gegnerschaft gegen die Privilegirten. Aber auch dieser Klassenhass ist nicht blind. Wo er im Lager der Gegner gute Regungen findet, erkennt er sie willig an.

Die grosse Masse — das Proletariat im weitesten Sinne — nähert sich mit jeder Generation dem Ziele eines festen, auf den realen Verhältnissen gegründeten solidarischen Zusammenschlusses. Der Einzelne geht in dieser kämpfenden Gemeinschaft auf. Diese Verklärung des Klasseninteresses der Volksmasse, der Appell an alle Darbenden, die zu lieben, die da darben, der Appell an alle Unterdrückten zum Kampf für eine glücklichere Zukunft, das ist der höchste, der verheissungsvollste Altruismus.



Dritte Studie.

Der Kampf der socialen Gruppen.



I.

Nationaler Kampf und socialer Kampf — das ist der Inhalt der Weltgeschichte. Unter dem ersten verstehen wir den Kampf, den die, zu selbstständigen Stammes- und Staatsgebilden zusammengeschlossenen Gesellschaften untereinander führen; unter dem zweiten den Kampf der einzelnen Gruppen innerhalb dieser Gesellschaften. Auch bereits bei sehr einfacher Organisation schliesst die Gesellschaft Gruppen mit verschiedenen und zum Theil einander widerstreitenden Interessen in sich. Das sociale Leben verlangt vor Allem die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse und spannt den grössten Theil aller menschlichen Kräfte zu diesem Zwecke an. Die ungleiche Vertheilung der Güter in der Gesellschaft bildet die Basis für die verschiedenen Gruppen und die mit ihnen divergirenden ökonomischen Interessen. Der allgemeinste Klassen-Gegensatz in der Gesellschaft ist der von Reichen und Armen. Jenen werden alle diejenigen zuzurechnen sein, die ohne Arbeit oder doch bei nur geringer Anstrengung ihre Bedürfnisse relativ reichlich und über das Durchschnittsmaass hinaus befriedigen können, diesen die arbeitenden und nothleidenden der Hauptmasse der Bevölkerung — alle diejenigen, die nur durch täglich fortgesetzte Arbeit das Nothwendige erwerben, in der Regel nicht einmal soviel, als zur Erhaltung der Gesundheit und zur Sicherung gegen vorzeitigen Tod erforderlich ist.

Ueberall finden wir diesen Gegensatz von Reich und Arm; durch die allerverschiedensten ökonomischen Gesellschaftsgestaltungen und Klassengruppirungen zieht sich derselbe hindurch. So steht der indische Sudra in krassem Gegensatz zu den drei oberen Klassen des alten Indiens, so der römische Plebejer der ersten Periode dem Patrizier, der mittelalterliche

Leibeigene und Geselle dem Grundherrn und den höheren Schichten der Stadtbürger, der russische Bauer dem adeligen Gutsbesitzer, der englische, amerikanische, deutsche Proletarier den Kapitalisten gegenüber. Die Mittelstände zwischen arm und reich gravitiren immer nach dem einen oder nach dem anderen dieser beiden entgegengesetzten Pole hin. Die höheren Mittelstandsschichten, die über immerhin beträchtlichen Besitz verfügen und mit relativ wenig Arbeit belastet sind, gliedern sich den Reichen, die unteren Schichten den Armen an.

Den Besitz unvermindert zu erhalten oder zu vergrössern, die Gesammtheit der politischen Rechte zu behaupten, die auf diesem Besitz ruhen, sie noch weiter auszudehnen, sich gegen die Gefahren, die von Seiten der Unterdrückten und Armen drohen, zu schützen — das ist das Hauptbestreben der reichen und privilegirten Klasse. Zu einigem Besitz zu kommen, resp. den vorhandenen zum Leben nicht genügenden Zwergbesitz in etwas zu vergrössern und den kleinen von den Reichen gezahlten Entgelt für ihre Arbeitsleistung zu erhöhen, das ist das Hauptbestreben der Armen. Ob diese Bestrebungen nun mit grösserer oder geringerer Kraft sich geltend machen, immer sind die Interessen beider Klassen einander entgegengesetzt, und dieser Gegensatz erzeugt den Kampf. Die Komplizirtheit der Gesellschaften, selbst schon in frühen Kultur-Epochen, lässt aber freilich den Klassenkampf nicht in so einfacher Weise als Kampf der Reichen und Armen hervortreten. „Man ist nur zu geneigt, wenn historische Entwicklung auf Klassenkämpfe zurückgeführt wird, anzunehmen, dass die Gesellschaft jeweils bloss in 2 kämpfende Heerlager: das revolutionäre und das reaktionäre zerfällt, dass ein Hüben und Drüben nur gilt. Wenn es sich thatsächlich so verhielte, wäre die Geschichtsschreibung eine ziemlich leichte Sache. Aber in Wirklichkeit liegen die Verhältnisse nicht so einfach. Die Gesellschaft ist und wird immer mehr ein komplizirter Organismus, der mannigfache Gruppen einschliesst, die sich je nach Umständen zu den verschiedensten Parteien gruppiren können“ [80]).

Der Besitz und damit die Gruppe der Reichen selbst ist nichts Gleichartiges. Was die eine Art des Reichthums fördert, kann anderen Arten desselben hinderlich sein. Daher liefert uns denn auch die Geschichte vielfach Beispiele von Kämpfen

zwischen den einzelnen Gruppen der besitzenden Klasse. Ferner begründet der Unterschied von Stadt und Land, Landwirthschaft und Industrie, Kleinbesitz und gänzlicher Besitzlosigkeit in der Gesammtmasse der Armen mannigfache Gegensätze, die sich nicht selten zu Kämpfen zuspitzen. Der erste Eindruck, den man aus der Geschichte erhält, ist der, dass in der Gesellschaft ein dauernder Kampf zwischen Reichen und Armen, dann aber auch zwischen den einzelnen Gruppen dieser beiden Hauptklassen herrsche. Indessen näheres Zusehen zeigt, dass zwischen den einzelnen Gruppen der Reichen und Armen oft auch Bündnisse sich bilden. Die wirthschaftlichen Interessen der Gesellschaft sind derart in einander verwoben, die Fähigkeit, klar zu urtheilen und die Folgen vorauszusehen vielfach so beschränkt, dass solche dem Klasseninteresse wirklich oder anscheinend zuwiderlaufenden Bündnisse sich leicht verstehen lassen.

Die Zeiten stürmischer, revolutionärer Bewegung liefern hierfür besonders lehrreiches Material. Die Gutsherren der Vendée im vorigen Jahrhundert unterdrückten ihre Bauern nicht weniger, als die Feudalen anderer Gegenden Frankreichs. Und trotzdem sehen wir die Bauern dieser Provinz sich um ihre Herren schaaren, um gegen das revolutionäre Regiment anzukämpfen. Andererseits wird die Revolution von den Städtern, sowohl den wohlhabenden, als den armen getragen. Die Gesellen der Zünfte und die Arbeiter der Manufakturen kämpfen Schulter an Schulter mit dem Bürgerthum. Diese zahlreiche aus Armen und Wohlhabenden zusammengesetzte Gruppe bildet ein geschlossenes Ganze. Der Gedanke, dass der dritte Stand ein Bürgerrecht erkämpfen müsse, hat sie zusammengeschweisst. Die Aermsten, die Arbeiter des Handwerks und der Manufaktur, vergassen darüber zeitweise den Gegensatz, der zwischen ihren wirthschaftlichen Interessen und denen der Bourgeoisie bestand, sie vergassen, dass die Ursache des Druckes, der auf ihnen lastete, nicht nur in der Staatsverfassung und Gesetzgebung des damaligen Frankreich, sondern ebenso in der bestehenden Wirthschaftsorganisation begründet war, welche den Meistern, Fabrikanten und Kaufleuten die Obmacht über die handarbeitenden Massen gab. Andererseits ist es leicht verständlich, dass die Pariser Bevölkerung trotz aller sie trennenden ökonomischen Unterschiede und Gegensätze gemeinsam die Partei der Revolution

ergriff. Der Kampf gegen den allgemeinen Feind — die verlotterte und despotische Staatsordnung Frankreichs — liess jene Unterschiede und Gegensätze damals zurücktreten.

Die adelsfreundliche Bauernbewegung der Vendée aber erklärt sich aus der Unwissenheit der Bevölkerung, die sich leicht einreden liess, dass angesichts der Schrecken, die die Revolution in ihrem Schoosse berge, der Kampf für das Althergebrachte, für König, Kirche und Adel — diesen alten Erbfeind der Bauern — nothwendig sei.

II.

Der Komplizirtheit der wirklichen Klassenverhältnisse wird man erst gerecht, wenn man — über die ganz abstrakte Unterscheidung von arm und reich hinausgehend — die Gesellschaften unter dem Gesichtspunkt ihrer jeweiligen Produktions-Ordnung betrachtet und untersucht, wie der Besitz der Produktionsmittel vertheilt ist und welcherlei Privilegien diese Vertheilung mit sich führt.

Unter den Besitzenden lassen sich folgende Hauptgruppen unterscheiden: 1) Ländliche Grundbesitzer, sowie grössere und mittlere Pächter, 2) Kaufleute, Industrielle und städtische Grundbesitzer, 3) die Repräsentanten der Kirche, 4) die des Staates. Die Vertreter der freien Berufe gliedern sich dem an.

Die sociale Bedeutung des Besitzes liegt ja auf der Hand! 1) Selbst bei kleinerem Umfange sichert er den Menschen eine gewisse Unabhängigkeit und bewahrt ihn vor dem Zwange, täglich und unter allen Umständen seine Arbeitskraft an die Besitzenden zu verkaufen. 2) Ein Besitz von grossem Umfange sichert dem Besitzer ein dauerndes Wohlleben und ist auf Kinder und Kindeskinder vererbbar. 3) In Staaten, in denen der Besitz die Grundlage politischer Vorrechte ist, garantirt er dem Eigenthümer einen Antheil an der gesetzgebenden und administrativen Gewalt. Aber auch in Ländern mit politischer Gleichberechtigung aller Bürger gewährt der Besitz thatsächlich einen grossen Vorsprung bei dem Kampf um die politischen Rechte. Wer viel

besitzt, der kann auch über eine grosse Masse Unbemittelter verfügen. Es gilt hier in der Politik oftmals das Wort „Wess Brot ich esse, dess Lied ich singe.“ Der Grossgrundbesitzer oder Grosskapitalist, der eine Masse Arbeitskräfte beschäftigt, kann nur zu oft auch ihre Abstimmung beeinflussen. Dazu kommt die gewaltige Macht des Wissens. Die Besitzenden können überall, in der Presse u. s. w. sich mit ihrem Gelde intelligente und gebildete Wortführer ihrer Interessen halten, Wortführer, die die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit und Gemeinnützigkeit der bestehenden Eigenthumsverhältnisse zu fördern und zu verbreiten haben. Eine ganze Phalanx von Ideologen steht ihnen zu Gebote. Juristen beweisen womöglich schon aus dem römischen Recht die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Privateigenthums; Nationalökonomen häufen Zahlen auf Zahlen zum Beweise dafür, dass die Produktion und der nationale Reichthum geschädigt, ja gänzlich vernichtet werden würde, wenn das Eigenthum an Grund und Boden und den Mitteln der Produktion von dem Privaten auf die Gesellschaft übergehen sollte. Die Schule, von der Volksschule bis zur Universität, prägt direkt und indirekt den Schülern ein, dass die gegenwärtige sociale Ordnung, mag sie auch der oder jener kleinen Reform bedürfen, in ihrem Grunde ganz vortrefflich, ja nothwendig sei. Auch die Prediger legen ihren Kanzelreden mit Vorliebe solche Stellen der heiligen Schrift zu Grunde, die von den Knechten Gehorsam gegen die Herren, von den Unterthanen Gehorsam gegen die Obrigkeit, von den Menschen im Allgemeinen Geduld im Elend und Resignation verlangen, versüsst durch den Ausblick auf eine Glückseligkeit im Jenseits, welche die in diesem Jammerthal erduldeten Qualen hundertfach überstrahlen werde. Die Presse, welche die dickleibigen Bände akademischer Gelehrsamkeit und lange statistische Tabellen für ihre Zwecke ausschlachtet, verficht in ihren Hauptorganen überall das Recht des Bestehenden. Ist es wunderbar, dass mit diesen Mitteln der Ueberredung sich Grosses ausrichten lässt?

Die Gelehrten, die Künstler, die Lehrer, die Journalisten und Prediger, alle sagen sie dem Volke: „Beuge Dich vor dem Bestehenden.“ Und so beugen sich viele auch da, wo das klar erkannte Eigeninteresse sie zum Kampfe aufrufen müsste. Das wissen die Besitzenden zu schätzen.

Der Gegensatz zwischen den Besitzern der Produktionsmittel und denen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, drückt die wirkliche Gruppirung der Gesellschaftsschichten und Parteien noch nicht erschöpfend aus. So sehen wir im Gefolge der Besitzenden Personen, die nicht eigentlich selbst Besitzende sind: so den Gelehrten, der in haarspaltenden Abhandlungen beweist, dass der Profit eine Frucht des Fleisses und Talentes sei, den Priester, der für Erhaltung der bestehenden, menschlich so ungerechten und abscheulichen Gesellschaftsordnung Gebete zum Himmel sendet, u. s. w. Aber weder jener Gelehrte noch dieser Priester ist in der Regel Kapitalist oder Grundbesitzer. Und nun erst die Land- und Fabrikarbeiter, die bei der Reichstagswahl ihre Stimme für den reichen Gutsbesitzer und Fabrikanten abgeben, oder die Briefträger, die für den konservativen Kandidaten stimmen! Sie alle schirmen das Bestehende, an dessen Bestand sie selbst nicht im geringsten interessirt sind. Und umgekehrt finden wir auf der Seite des Fortschritts und des Volkes so manchen aus den privilegirten Klassen: einen Friedrich Engels, den Mitinhaber einer bedeutenden Fabrik in Manchester, Gelehrte, deren Jahres-Einkommen nach Zehntausenden zählt, reiche Druckereibesitzer, auch Handwerker und Bauern, die vorläufig in ihrem Besitz noch nicht bedroht sind. Wir werden das begreifen können, wenn wir die ganze Fläche, wo der Besitz seinen Einfluss äussert, übersehen, wenn wir die Triebfedern kennen lernen, mittels deren der Besitz die Zahl seiner Anhänger vermehrt, und auch die Ursachen die Den und Jenen zwingen die Reihen seiner Klasse zu verlassen.

Suchen wir uns die Psychologie dieser komplizirten Parteiungen und Klassenkämpfe näher verständlich zu machen! Die Partei des Bestehenden stützt sich in erster Linie, aber nicht ausschliesslich, auf den Besitz. Es ist natürlich schwer genau zu berechnen, wie gross der Prozentsatz der Kapital- und Grundbesitzer ist, die wir in den Reihen dieser Parteien finden. Aber alles spricht dafür, dass das Gross der Besitzenden thatsächlich auf dieser Seite steht. — Als in Russland z. B. die Arbeiten zur Vorbereitung der Bauern-Emanzipation im Gange waren, da erklärte sich die gewaltige Mehrheit der Gutsbesitzer (trotz der „russischen Gutmüthigkeit“ und trotz der „weichherzigen russischen Seele“, die man so oft und so pathetisch

rühmen hört) gegen das Emanzipationswerk. Die Staats-Raison, die dazu zwang, von der Frohnarbeit zur Lohnarbeit und von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft überzugehen, war dem Gross dieser Gutsherren ganz unfassbar, schon in Folge ihrer geringen Bildung. Die Abschaffung der Leibeigenschaft wurde von ihnen einfach nur als ein böswilliger Schlag gegen ihre Klasse, gegen das Allerheiligste, den Besitz selbst, empfunden. Ferner, die Parlamentswahlen in allen europäischen Ländern zeigen deutlich die Parteistellung der Besitzenden: die Grundherren von dem Agrarmagnaten bis zum kleinen Bauern irgendwo in den bayrischen Alpen oder der Bretagne, und die Industriellen, vom Grossfabrikanten bis zum Kleinhandwerker hinab, senden im Ganzen immer nur Parteigänger des Bestehenden in die Kammern. Ob sie sich konservativ, liberal, antisemitisch nennen, ihr Grundzug ist überall der gleiche.

Den Besitzenden schliessen sich diejenigen an, die früher oder später Besitzende zu werden hoffen. Jeder industrielle Grossbetrieb verlangt ja ausser den vielen Arbeitern technisch und kaufmännisch gebildete Kräfte, geistige Lohnarbeiter, die den Direktoren untergeordnet sind. Aber während die gewöhnlichen Arbeiter bei ihrem dürftigen Einkommen immer Arbeiter bleiben müssen, erlaubt jenen geistigen Lohnarbeitern ihre bessere Bezahlung öfters Ersparnisse und eröffnet ihnen eine Chance, später vielleicht selbst einmal Geschäftstheilhaber zu werden und so in den engeren Kreis der Besitzenden aufzusteigen[81]). Die Parteinahme dieser Beamten und Angestellten für die Fabrikanten und gegen die Arbeiter zeigt sich besonders deutlich bei Streiks. Da sieht man sie fast immer auf Seite ihrer Brotgeber. Viele aus dieser Schicht gehören ihrer Abstammung nach den armen Klassen an; aber da sie hoffen dürfen, ökonomisch vorwärts zu kommen und ihren Kindern eine gute Position zu erringen, so wird das Gross zu enragirten Anhängern des Boden- und Kapitalbesitzes.

Aehnlich — am schärfsten ausgeprägt ist es da wo das autokratische Regiment abgeschwächt ist — steht es mit den höheren und mittleren Staatsbeamten; sie sympathisiren von vornherein mit den Besitzenden. Soweit die Beamten schon durch ihre Geburt zu dieser Klasse gehörten, versteht sich das von selbst. Aber auch wo der Beamte aus dem Volk hervorgegangen,

ist eine solche Stellungnahme leicht begreiflich. Das Gehalt des hohen, zuweilen auch des mittleren Beamten bietet die Möglichkeit zu Ersparnissen. Aber auch davon noch abgesehen, giebt es hier Chancen, um zu Vermögen zu gelangen, sei es durch reiche Heirath, sei es durch allerhand andere Connexionen, vor Allem durch Verbindungen mit der Hochfinanz. Zu welchen Schichten der Beamte nach Geburt und Erziehung gehört, sein Dienst lässt ihn bald die Gewohnheiten, Sitten, Neigungen der Besitzenden annehmen. Vielfach mag noch dazu auch das klare Bewusstsein hinzukommen, dass diese ganze komplizirte, in ihren Spitzen so gut bezahlte Bureaukratie mit der gegebenen Gesellschaftsordnung — dem Gegensatz von arm und reich — aufs Innigste zusammenhängt und bei einer gründlichen socialen Umwälzung nothwendig beseitigt werden würde. Der Richter kann sich sagen, dass bei Zuständen, die dem Ideal des Socialismus nahe kommen, unendlich weniger Prozesse zu entscheiden, unendlich weniger Verbrechen abzuurtheilen sein werden und dass deshalb bei Weitem weniger Staatsanwälte, Richter und Gefängnisse nöthig sein möchten, wie heute. Und ebenso kann der Finanzbeamte sich sagen, dass in einem solchen Zukunftsstaate mit den Steuern auch die zahlreichen Steuerbeamten verschwunden sein werden. Vor Allem aber ist das Eine klar, dass in einer Gesellschaft, die nach Prinzipien der Gleichheit geregelt ist, die Leistung eines Departements - Vorstehers oder eines Diplomaten nicht zwanzig oder dreissig Mal so hoch entlohnt werden kann, als etwa die Leistung eines durchschnittlichen Volksschullehrers. Es ist dies den Herren klar, dass nur solange kolossale Reichthümer der Privaten, die aus Aneignung des Mehrwerths der unterdrückten Klassen herkommen, da sind, auch die Nachfrage nach Staatsbeamten, die überreich bezahlt werden, besteht. Die Gleichheit würde für die höheren Beamten unmittelbare Einbusse an ihrem Einkommen bedeuten. Deshalb steht das obere und mittlere Beamtenthum in seiner Masse bewusst oder unbewusst auf Seite der Besitzenden. Indem es den Besitz vertheidigt, vertheidigt es seine eigene und seiner Kinder sociale Stellung.

Und von der Mehrheit der in dem sogenannten freien Berufe Thätigen gilt Aehnliches. Der Arzt steht sich besser, wenn er Fabrikanten, Kaufleute, Gutsbesitzer, als wenn er Arbeiter zu behandeln hat. Die Redakteure eines „gutgesinnten“

Blattes, gleichviel ob dasselbe sich liberal, offiziös oder unabhängig nennt, beziehen höhere Gehälter, als die Journalisten, die die wahren Interessen des Volkes vertreten wollen. Ein Maler findet für seine Bilder nur bei reichen Kunden Absatz. Ein Schauspieler kann nur deshalb Zehn- und Hunderttausende an Gage beziehen, weil die Theater Luxuseinrichtungen für die zahlungsfähigsten Schichten sind. Auch der Geistliche muss, besonders wenn er auf Sporteln angewiesen ist, sich von den Reichen und Wohlhabenden abhängig fühlen; aber auch sonst drängt ihn seine Stellung auf die Seite dieser. Die Fortschritte der Aufklärung untergraben seine Position; indessen die Aufklärung der Armen ist ihm besonders gefährlich. Diese brechen schneller und entschiedener als die Reichen mit der Kirche. Sobald die Ueberzeugung sich verbreitet, dass Kirche und Clerus vor Allem eine Waffe zur Erhaltung der bestehenden Ordnung sind, dass der Schutz, den sie angeblich den Schwachen und Aermsten erweisen, nur eine Phrase oder bestenfalls ein frommer Wunsch ist, sagen sich die geistig vorgeschrittenen Mitglieder der besitzlosen Klassen, rücksichtsloser und entschiedener als die Besitzenden von der Kirche los. Die Reichen wissen bei aller Gleichgiltigkeit gegen die Religion, dass die Kirche ihre Interessen vertritt, oder sie fühlen das wenigstens instinktiv, und deshalb halten sie die äusserlichen Beziehungen zur Kirche aufrecht, unterstützen sie dieselbe materiell und machen die Ceremonien mit. Wie also der Beamte, so ist auch der Geistliche auf das Bestehende und damit auf die Herrschaft des Besitzes eingeschworen. Auch können die bevorzugten Mitglieder dieses Standes selbst Besitzende im grossen Style werden. Die demokratisch-sociale Bewegung gefährdet sie aber auch direkt, weil sie dahin strebt, die Religion mehr und mehr zur Privatsache der Einzelnen, ihres persönlichen Empfindens zu machen, also das Fundament aller äusseren kirchlichen Macht zu untergraben.

Neben den Schichten, die durch ihre ganze Stellung und ihre materiellen Interessen mit den besitzenden Klassen verbunden sind, giebt es andere, die ohne jedes eigene Interesse nur aus blindem Respekt und Gedankenlosigkeit die Partei der Herrschenden ergreifen. Wie viel Anhänger hat sie nicht unter der millionenköpfigen Menge der Besitzlosen, die ausschliesslich von

ihrer Hände Arbeit leben. Ihre Lebensweise scheidet sie so scharf wie nur möglich von den besitzenden Klassen. Die Wahrscheinlichkeit, dass in der Zukunft für viele aus dieser Menge die Verhältnisse sich günstiger gestalten und ihnen den Aufstieg in die Reihen der Reichen ermöglichen werden, ist unendlich gering. Alles weist also, sollte man meinen, diese Millionen auf den Kampf gegen die Reichen hin. Aber diese Tendenz wird gekreuzt durch den Respekt und die Furcht vor der Macht der Herrschenden, von denen sie sich als von ihren Brotgebern abhängig fühlen. Und diese Gefühle wirken um so stärker, je mehr die grosse Masse von der Vergangenheit her an blinde Unterwürfigkeit gewöhnt, je geringer das Niveau ihrer geistigen Entwicklung und die Möglichkeit ist, sich zu gemeinsamer Aktion zusammenzuschliessen.

Solange der Einzelne in dieser Masse nur an seine eigene Stellung dem Brotherrn gegenüber denkt, solange er nicht die Macht eines solidarischen Vorgehens erprobt hat, solange hat seine Furcht vor dem Brotherrn keine Grenze, solange fühlt er sich gänzlich machtlos. Damit hängt es zusammen, dass die ländlichen Arbeiter, die in Einzelwirthschaften gewöhnlich nur mit wenigen Anderen zusammen arbeiten, ebenso wie die Arbeiter in kleinen Handwerksbetrieben, am leichtesten jedem von oben her kommenden Drucke nachgeben. Da ihnen die Möglichkeit genommen ist, sich in grossen Massen zusammenzuschliessen, fehlt ihnen das Gegengewicht, auf das sie sich den Unternehmern und der Staatsgewalt gegenüber allein stützen könnten.

Viele aus dieser Masse folgen auch der Parole der Besitzenden nur aus Gedankenlosigkeit und Unwissenheit. Kaum des Lesens kundig, von jeder höheren Aufklärung durch eine ganze Welt getrennt, bleiben ihnen auch die elementarsten Vorstellungen über das Wesen der Gesellschaft fremd. Da Schule und Kirche sie in dem gröbsten Aberglauben lassen, folgen sie dem Heerbann der Besitzenden oft auch dann, wenn sie bei einer entgegengesetzten Parteimeinung nichts zu fürchten hätten. Das Bestehende erscheint ihnen eben einfach als das allein Mögliche und Denkbare. Die geistige Beschränktheit macht sie für jeden Unsinn empfänglich. Die Lächerlichsten, im Interesse der Besitzenden ausgesponnenen Schreckbilder vom Zukunftsstaat finden bei ihnen leichten Eingang. Der Krieg Aller gegen Alle,

vollständige Anarchie, Stillstand des wirthschaftlichen Lebens, Mangel selbst an den geringfügigen Lebensgenüssen, die heute den von der Hand in den Mund lebenden Arbeitern zu Theil werden — das soll, so wird ihnen vorerzählt und auch vielfach geglaubt, das Ziel sein, dem die Socialdemokratie zutreibt.

Schliesslich wollen wir durchaus nicht bestreiten, dass auf Seite der Besitzenden Menschen von Verstand und grossem Wissen sich befinden, welche das Interesse der bestehenden Gesellschaftsordnung auch ganz uneigennützig vertreten, wenn gleich die Zahl derselben nur gering sein mag. Es giebt Menschen, die ganz unabhängig von ihrer eigenen materiellen Position und ohne irgend welche mit persönlichen und Erwerbs-Interessen zusammenhängende Motive sich für die Herrlichkeit des Bestehenden ins Zeug legen. Meist wird sich finden, dass sie die gegenwärtig erreichte Kulturhöhe weit überschätzen, dass sie den kulturellen Fortschritt sehr einseitig beurtheilen und für den wahren Charakter der heutigen proletarischen Bewegung, für ihre Motive und Ziele kein genügendes Verständniss besitzen. Züge, die sich psychologisch wohl verstehen lassen.

Die Geschichte der menschlichen Kultur erscheint als ein Prozess, der in den Gesellschaften den Gegensatz von arm und reich nicht aufhebt. Die Formen des Besitzes haben sich geändert; an Stelle der Sklavenarbeit und Frohnarbeit ist freie Lohnarbeit getreten; aber jene Grundthatsache, die Spaltung der Gesellschaft in Besitzende und Besitzlose, hat darum unverändert seit Jahrtausenden fortbestanden. Der Kulturfortschritt indess ist dadurch nicht gehindert worden; er war ein Fortschritt, nicht nur in der Beherrschung der Natur, in der Vervollkommnung der Technik, sondern auch ein Fortschritt in den Beziehungen der Menschen zu einander. Die Strafen sind milder geworden, der Wohlstand der Massen hat sich gehoben, die Volksschule hat sich überall ausgebreitet. So scheint bei oberflächlichem Hinsehen die kulturelle Entwicklung auf allen Gebieten in erfreulichem Gleichmaass vor sich gegangen zu sein. In Wirklichkeit ist davon freilich nicht die Rede; die technischen Errungenschaften sind bei weitem grösser als die Besserungen, die in den wechselweisen Gesellschaftsbeziehungen der Menschen stattgefunden haben. Der Reichthum der Herrschenden ist um vieles

schneller als die Lebenshaltung und die geistige Entwicklung der Volksmassen gestiegen.

Ferner pflegen, wie gesagt, jene aufrichtigen Lobpreiser des Bestehenden den kulturellen Fortschritt einseitig aufzufassen. Gestützt darauf, dass sociale Reformen auch unter den Besitzenden hier und da Fürsprecher und Vertheidiger gefunden haben, setzt man womöglich alle Reformen auf das Konto dieser. Man vergisst, dass die besitzende Klasse als Ganzes genommen nur durch den unerbittlichen Zwang der Umstände zu dieser oder jener Konzession an die Besitzlosen gezwungen worden ist.

Endlich werden die politisch-socialen Bewegungen der Volksmasse selbst ganz falsch aufgefasst: zuweilen als ein Erzeugniss ehrgeiziger Demagogen, die absichtlich die Mängel der bestehenden Ordnung übertreiben und die Massen als Werkzeug ihrer persönlichen Ziele missbrauchen, zuweilen als eine blinde, nicht Besserung, sondern nur Zerstörung bringende Elementargewalt. Das sind etwa die Erwägungen, durch welche zuweilen auch kluge und uneigennützige Menschen dazu getrieben werden, für den Besitz einzutreten.

Wir hatten vier Hauptgruppen der besitzenden Klassen (Ländlicher Grundbesitz; kaufmännisches, industrielles Kapital und städtischer Grundbesitz; Kirche; Staat) unterschieden. Worauf stützt sich diese Unterscheidung?

Das gesellschaftliche Gesammteinkommen, mit Ausschluss des Arbeitslohnes vertheilt sich unter jene 4 Gruppen. Je grösser der Antheil einer derselben, desto mehr wird der auf die anderen entfallende Gesammtantheil geschmälert. Die Geschichte zeigt immer wieder, dass die Interessen dieser 4 Hauptgruppen sehr wohl einander widerstreiten können. Man nehme z. B. die Geschichte Europas seit dem sechszehnten Jahrhundert, wo die Schutzzölle zu einem geschlossenen System sich allmählig ausbildeten. Seit jener Zeit und bis auf unsere Tage war der Zoll auf Fabrikate für zwei Klassen vortheilhaft: für die Fabrikanten der jeweils geschützten Branche und für die Staatsgewalt; unvortheilhaft war er für die Grundbesitzer und gleichgiltig für die Kirche. Oder man nehme die staatlichen Maassnahmen, welche die Einfuhr landwirthschaftlicher Produkte erschweren; es profitiren dabei die Vertreter der Landwirthschaft und des Staates, es verlieren die Industriellen. Die Besteuerung

der verschiedenen Einkommenszweige und Vermögen kommen in erster Linie der Staatsmacht und dann erst indirekt der Bevölkerung zu Gute. Vielfach liegt es so, dass alle Steuererhöhung und alle Vermehrung der Beamten ausschliesslich der Staatsmacht zu Gute kommen, und die übrigen Schichten, auch die der Besitzenden nur belasten.

Dass auch die Vertreter der Kirche innerhalb der Besitzenden eine besondere Gruppe bilden, ist klar. Belegte doch die katholische Kirche der alten guten Zeit ihre Gemeinden mit recht viel fühlbaren Abgaben. Je grösser aber diese Abgaben waren, desto weniger verblieb den anderen Privilegirten: den Grundherren, den Geldleuten und dem Staat.

Der Grund, warum wir den städtischen Grundbesitz mit Industrie und Handel in derselben Gruppe aufgeführt haben, ist leicht ersichtlich. Die städtischen Bodenbesitzer profitiren von Allem, was das Wachsthum der Städte fördert, und so die Rentabilität der Grundstücke hebt. Die Entwicklung von Industrie und Handel ist die Hauptbedingung für das Wachsthum der Städte. Alles, was das Gewerbe fördert, nützt daher indirekt auch den städtischen Bodenbesitzern. Hohe Zölle auf ausländische Fabrikate schmälern zwar das Realeinkommen des Grundbesitzers oder Pächters; wenn diese Zölle aber darauf hinwirken, die städtische Industrie zu stimuliren, so entschädigt die Steigerung der städtischen Bodenrente die Besitzer städtischen Bodens vollauf für die Einbusse, die ihnen aus der Vertheuerung der Waaren durch den Zoll erwächst.

Die Angliederung der sogenannten freien Berufe an jene vier Hauptgruppen der Besitzenden bedarf einer Erläuterung. Freilich hat jeder dieser freien Berufe seine Sonderinteressen zu verfechten, und tritt für dieselben ein, wo sie irgend wie gefährdet erscheinen. Einer Herabsetzung des Honorarsatzes für Aerzte oder Rechtsanwälte werden die Angehörigen dieser Berufe sich sicherlich mit aller Kraft widersetzen; doch im Allgemeinen schliessen sich diese und die ihnen gleichgestellten Gruppen den Interessen derer an, von denen sie leben. Solange die Kirche noch ihre alte Macht hatte, pflegte sie in den Klöstern mancherlei Wissenschaften. Die Gelehrten, die von ihr in den Klöstern ernährt wurden, vertraten dann auch nach aussen hin die Interessen ihrer Herren und Brotgeber. In einem Staate

mit unentwickeltem gesellschaftlichen Leben, mit einer despotischen Regierung, die sich um Alle und Alles kümmert, sind auch die Angehörigen der freien Berufe vor Allem von der Staatsgewalt abhängig und handeln danach. Wo das sociale Leben freier entwickelt, die Sphäre der Staatsgewalt eingezwängt ist, da werden die Vertreter der Intelligenz von der neuen Geldmacht abhängig und singen ihr Lob.

III.

Gewöhnlich stellt man es so dar, als wäre der Staat nur der Repräsentant der besitzenden Klasse, die vollendetste Organisation zur Ausübung ihrer Herrschaft über die Masse, als vertrete er in den früheren Entwicklungsstadien die Interessen vorwiegend des Grundbesitzes, später dann vorwiegend die des Kapitalbesitzes [82]). Diese Auffassung wird zutreffen für Länder mit politischer Freiheit, wo die Sphäre der Staatsmacht eine beschränkte ist. Aber sie trifft nicht zu für despotisch regierte Länder. So liegt es z. B. auf der Hand, dass zur Zeit der zweiten französischen Republik die Legitimisten für einen Staat, der vorwiegend den Interessen des Grundbesitzes dienstbar sein sollte, die Orleanisten für einen Staat, der vor Allem die industriellen und kaufmännischen Interessen fördern sollte, eintraten. Und ähnlich liegen die Verhältnisse in der englischen Politik. Der Wechsel konservativer und liberaler Ministerien in England bringt bald mehr die agrarischen, bald mehr die industriellen Interessen ans Staatsruder [83]).

In weniger entwickelten Verhältnissen hat der Staat als ein selbstständig der Gesellschaft gegenüberstehendes Sondergebilde, auch seine eigenen Sonderinteressen. Das hindert nicht, dass der Staat auch hier jeweils für die Interessen der landwirthschaftlichen oder der industriell-kaufmännischen Schichten eintritt, aber das geschieht dann aus der eigenen Initiative der Staatsregierung, sozusagen aus staatlichen, nicht eigentlich gesellschaftlichen Interessen heraus. Die Staatsmacht und ihr Repräsentant: Bureaukratie und Beamtenschaft bestimmen und dirigiren hier Alles.

In der Periode des aufgeklärten Despotismus war zweifellos die Bureaukratie die mächtigste Gruppe in der Klasse der Besitzenden. Man denke an die Politik, welche die französischen Könige dem Adel gegenüber verfolgten. Man zog die Edelleute an den königlichen Hof, nicht nur, um den Glanz desselben zu erhöhen, sondern auch um den Einfluss des Adels auf die provinzielle Bevölkerung zu schwächen. Die Kraft des Adels wurzelt in seiner Gutsherrschaft und dem damit verknüpften Ansehen im Volke. Das königliche Regiment aber konnte umso autokratischer werden, je mehr dieser Zusammenhang zwischen Adel und Bauernschaft gelockert und die Uebermacht der Grundherren eingedämmt wurde. Als dann unter Colbert ein ganzes System merkantilistischer Maassnahmen zur Förderung der Industrie und des Aussenhandels in Frankreich geschaffen wurde, war das treibende Moment dabei nicht sowohl die Sorge für das Fabrikanten- und Kaufmannsinteresse, sondern man wollte durch eine solche Politik vor Allem dem Staate selbst reichlichere Hilfsquellen erschliessen. Das war das Ziel Colbert's: durch Förderung von Industrie und Handel nicht nur die besonderen, hierbei betheiligten Gesellschaftsklassen, sondern in letzter Reihe und vor Allem die Finanzmacht des Staates zu kräftigen. Die blühenden Stadtrepubliken Italiens, die wohlhabenden Handelsstädte Flanderns, deren Reichthum mit der Armuth überwiegend agrikoler Staaten kontrastirte, lehrten anschaulich genug, dass die Staatsfinanzen nur blühen können, wo Alles zur Förderung von Industrie und Handel geschieht. Wie rücksichtslos das Staatsinteresse dominirte, zeigte die auf alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens sich erstreckende Bevormundungspolitik. Es wäre naiv, diese Bevormundung aus der blossen Fürsorge für das Wohlergehen der Bevormundeten zu erklären und etwa zu meinen, dass die Beamten, die die Manufakturen inspizirten, um Breite und Farbe der Tuche zu kontrolliren, aus besonderem Wohlwollen für die Manufakturisten von der Regierung delegirt seien. Die Einführung einer solchen Kontrolle hatte ganz andere Gründe. Die Regierung sagte sich, dass die Aufsicht bei Herstellung von Waaren hoher Qualität den Export und so indirekt die Staatseinnahmen selbst fördern würde, und dass der Staat selbst umso mächtiger sei, je weiter er die Aufsicht über seine Unterthanen ausdehne. Die staat-

lichen Funktionen sollten immer mehr vermehrt und ein möglichst grosses Beamtenheer geschaffen werden. Seit der zweiten Hälfte des siebzehnten und bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir in Frankreich den Staat in dieser Weise vorwiegend immer nur sein eigenes Interesse verfolgen. Alle Zweige der Volkswirthschaft litten unter diesem Regime, die Staatsausgaben wuchsen unablässig und verschlangen einen ständig wachsenden Theil des Volkseinkommens. Das Wort Louis XVI.: „L'état c'est moi“ drückte sehr treffend die Lage der Dinge in dem Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aus. Diese Worte bezeugen nicht sowohl den rein persönlichen Grössenwahn eines von Hofschranzen umschmeichelten, absoluten Monarchen, sie enthalten vielmehr — darüber hinaus — in epigrammatischer Form das Bekenntniss zur Omnipotenz des Staates, das Bekenntniss, dass der Staat sich als der absolute Herr über die Interessen der socialen Gruppen zeigen müsse, dass er aus seinem eigenen Interesse heraus zu entscheiden habe, welche Gruppen und in welcher Weise er sie fördern wolle.

Auch das moderne Europa kennt noch ähnliche Zustände. Vor Allem zeigt Russland, wie der Staat neben und über den besitzenden Klassen eine selbstständige, mächtige Gruppe mit Sonderinteressen bildet. Hier ist das Interesse einer despotischen Staatsmacht und ihrer Bureaukratie ausschlaggebend; alle Maassnahmen, die in die Gesellschaft eingreifen und einzelne Gruppen fördern, werden aus diesem Gesichtswinkel getroffen. Auf allen Gebieten tritt das klar hervor. Für die russische Bureaukratie, die seit Jahrhunderten herrscht, ist es charakteristisch, dass sie in neuerer Zeit nach immer grösserer Vermehrung der Beamtenschaft strebt. Das Niveau der Volksbildung steigt allmählich; damit steigt auch die Zahl derer, die zu öffentlichen Diensten auf den verschiedensten Gebieten befähigt sind; es liegt also für den Staat durchaus kein Anlass vor, im Namen des „Gemeinwohls“ seine Funktionen auszudehnen. Und doch sehen wir die Tendenz zu immer weitergehender Verstaatlichung. Man denke z. B. an das Schnapsmonopol. Alle Verbesserungen, die auf dem Gebiete des Branntweinhandels erwünscht sein mochten, hätten auch durch blosse Verschärfung der Staatsaufsicht über die Schankwirthschaften, die Vermehrung der Staatseinnahmen aus dieser Quelle durch einfache Erhöhung der Branntwein- und

Schanksteuer erreicht werden können. Aber trotzdem führte die Regierung das Monopol ein. Warum? Weil so die Zahl der abhängigen Beamten um einige Tausend neuer Köpfe verstärkt werden konnte. Die Erfahrung zeigt, dass in Russland der Staatsbetrieb der Eisenbahnen durchaus nicht günstigere Resultate liefert als der Privatbetrieb, und doch schreitet die Verstaatlichung auch auf diesem Gebiete schnell vorwärts. Die Regierung huldigt der Anschauung, dass ihre Macht in dem Maasse wachse, als der Staatsbesitz sich ausdehnt und die Zahl der abhängigen Beamten steigt. Auch ist leicht zu sehen, dass die Maassnahmen der Regierung zu Gunsten der einzelnen socialen Gruppen vor Allem die Staatsmacht selbst stärken sollen. Auf den ersten Blick könnte es freilich so aussehen, als ob die intensive und weitergreifende Zollpolitik der russischen Regierung durch die Interessen des Fabrikantenthums diktirt sei. Aber die Dinge liegen anders; wie in der Zeit der Herrschaft merkantilistischer Lehren hohe Zölle eingeführt wurden, um eine ausgiebige Quelle von Staatseinnahmen zu schaffen, so werden auch im modernen Russland hohe Zölle eingeführt, in erster Linie, weil sie das bequemste Mittel sind, die Staatskasse zu füllen. Wenn diese Politik wirklich nur die Industrie fördern sollte, so würde die russische Regierung nicht leichten Herzens Aktiengesellschaften, die den bestehenden Unternehmungen die erbittertste Konkurrenz machen, Konzessionen ertheilen, dann wäre sie vorsichtiger bei Einführung der Goldwährung gewesen und hätte verhütet, dass dieselbe zu einer Spannung auf dem Geldmarkte führte und vielen industriellen Unternehmungen gefährlich wurde. Wenn die russische Regierung bei ihrer Protektions-Politik die Interessen der Gewerbetreibenden und nicht bloss die des Fiscus im Auge hätte, so würde sie nicht im Jahre 1898 eine Gewerbesteuer eingeführt haben, die vielen der Steuerpflichtigen geradezu unerschwingliche Lasten auferlegte.

Vielleicht aber vertritt in Russland der Staat die Interessen des Adels und Grundbesitzes? Auch das entspricht nicht der Wirklichkeit. Die gesammte Klasse der Landwirthe — und der Adel nimmt in dieser Klasse die erste Stelle ein — interessirt die Regierung in erster Reihe unter dem Gesichtswinkel, dass sie Getreide und andere landwirthschaftliche Produkte exportirt

Je grösser der Export, desto günstiger ist die Zahlungsbilanz für Russland, desto besser ist der russische Staatskredit gestellt, desto gesicherter die Staatsfinanzen. Das Interesse an der Landwirthschaft löst sich so schliesslich in das Interesse der Regierung an ihren eigenen Finanzen auf. Auch die Gründung der Adelsagrarbank darf nicht so aufgefasst werden, als ob die Regierung damit ihre Abhängigkeit von den adeligen Gutsbesitzern als der eigentlich herrschenden Gruppe dokumentirt habe. Zieht man in Betracht, dass die nicht adeligen Gutsbesitzer gegenüber den adeligen eine Minorität bilden, dass diese Minorität aber über sehr viel bessere Geschäftskenntniss verfügt, und in den privaten Agrarbanken einen Kredit erhält, der nur um ein Fünftel theurer ist, als der durch die Adelsbank vermittelte Kredit, so erscheint die dem Adel zugewandte Begünstigung als relativ unbedeutend und jedenfalls bei Weitem nicht ausreichend, um ihn im Besitz seiner Güter zu erhalten. Für die Unabhängigkeit der Regierung gegenüber dem Adelstand in Russland ist die Umgestaltung, die die Zemstwo im Jahre 1890 erfuhren, charakteristisch. Die Zemstwo-Versammlungen und die Vorstände dieser Korporationen bestanden früher vorwiegend aus Adeligen. Diese Art Selbstverwaltung, wie sie in dem Gesetz über die Zemstwo vom Jahre 1864 gegeben war, entsprach in gewissem Sinne den Interessen des Adels. 1890 aber wurde diese Institution vollständig einer staatlichen Bevormundung unterworfen. Ebenso wurden auch die spezifisch adeligen Korporationen in engste Abhängigkeit von der Bureaukratie gebracht. Die „Vorstände des Adelsstandes“ (Adelsmarschälle) sind auch nichts weiter, als Beamte, die vor den Gouverneuren zittern; sie lechzen nach staatlichen Auszeichnungen und ergreifen mit Freuden jede Gelegenheit, um der Regierung ihre unbedingte Willfährigkeit zu beweisen. Jeder, der einigermaassen die russischen Zustände kennt, weiss, dass ein mässig begüterter Adeliger, selbst wenn er den vornehmsten Geschlechtern angehört, hier noch sehr wenig bedeutet, dass er von den mittleren und höheren Beamten sich unterthänigst verbeugt, und sein ganzes Streben darauf richtet, irgend einen Posten im Staatsdienst zu erhalten. In diese alles überragende Macht des Staates haben Peter I. und seine Nachfolger die Fundamente gelegt, indem sie die Erlangung der erblichen Adelswürde von Aemtern und Orden abhängig

machten. So unbedeutend die Leistungen eines Beamten sein mögen, wenn er so und so viele Jahre im Staatsdienst war, erreicht er leicht die Erhebung in den erblichen Adelsstand.

Es giebt also in Russland thatsächlich keine Gruppe der Besitzenden, die mächtiger wäre, als der Staat und ihn in ihrem Sinne leiten könnte. Noch weniger können das selbstverständlich die Besitzlosen. Der Staat — d. h. die Träger seiner Macht — bilden selbst eine besondere Gruppe in der Klasse der Besitzenden und zwar die mächtigste und maassgebendste Gruppe. Die Interessen dieser sind ausschlaggebend. Der Staat sucht einen möglichst grossen Theil des Volkseinkommens zu erraffen und die Zahl der unmittelbar von ihm abhängigen Menschen zu vergrössern, die vollständige Selbstherrlichkeit der russischen Büreaukratie als Klasse kommt zu grellem Ausdruck in den russischen Finanzen. Alle Bestrebungen der Finanzverwaltung sind darauf gerichtet, das Budget ohne Defizit abzuschliessen, wenn möglich mit bedeutendem Ueberschuss der Einnahmen über die Ausgaben. Und dabei wird das Volk in rücksichtsloser Weise überlastet. Die nicht eintreibbaren Steuerrückstände steigen, viele Zweige der Volkswirthschaft sind in vollständigem Verfall begriffen; gleichviel schliesst das Budget mit einem Ueberschuss an Einnahmen ab, so ertönt allerseits begeistertes Lob über die vorzügliche Finanzkunst, die das zu Stande gebracht hat. Die Staatsmaschine arbeitet sozusagen für sich selbst, unbekümmert um die Gesellschaft und die verschiedenen Gruppen derselben.

Diese Art ausbeuterischer Autokratie des Staates ist in Europa ausser durch Russland nur noch durch die Türkei in klassischer Form repräsentirt. Gewisse, oft recht bedeutende Spuren eines solchen Zustandes weisen indess auch einige andere der europäischen Staaten auf. So z. B. Deutschland. Man denke an die hier durchgeführte Verstaatlichung der Eisenbahnen. Die Wissenschaft hebt allerdings eine Reihe von Argumenten hervor, die zu Gunsten der Staatsbahnen gegenüber den Privatbahnen sprechen, und viele dieser Argumente sind durchaus unanfechtbar. Aber der moderne Staat, insbesondere Deutschland, lässt sich hier von durchaus anderen Erwägungen leiten: man will Staatsbahnen, um einen bedeutenden Theil der Staatseinnahmen von dem Willen des Volkes zu befreien und die

Armee der im Staatsdienst Stehenden um ein paar Hunderttausende zu vergrössern.

Charakteristisch für diese Herrschsucht des Staates ist auch die Disciplin, der die Bahnbeamten nicht nur im Dienst, sondern auch in ihrem privaten Leben unterworfen werden: die Chikanirung und Unterdrückung aller noch so harmlosen Interessen-Verbände, zu denen sich die Angestellten zusammenschliessen. Oder man denke an das von der Regirung eingebrachte Zuchthausgesetz vom Frühjahr 1899. Die Vorlage fand Widerstand selbst in solchen Parteien, die sonst im Interesse des Kapitals zu allen reaktionären Streichen bereit sind. Es war eben klar, dass die Annahme dieses Gesetzes nur jährlich einige Tausend Menschen ins Gefängniss bringen würde, ohne doch darum die Zahl und den Umfang der Streiks zu mindern, ferner dass man die Streikenden nicht werde hindern können, die Streikbrecher von der Arbeit durch andere im Gesetze nicht vorgesehene Mittel abzuhalten. Das war selbst den Mitgliedern der Reichsregierung klar. Und wenn alle Bundesregierungen in Deutschland trotzdem für die Vorlage eintraten, so geschah dies nur, weil durch dieses Gesetz die Sphäre der Einmischung des Staats in das sociale Leben erweitert wurde. Jede Ausdehnung der Machtsphäre des Staats aber stärkt die Staatsgewalt. Herr und Marine sind die stärksten Machtmittel derselben. Die deutsche Regierung thut Alles, um sie zu vermehren. Freilich kann geltend gemacht werden, dass Deutschland zwischen zwei mächtigen Militärstaaten eingezwängt, ein starkes Landheer zum Schutze der Grenze nothwendig bedürfe. Aber die Vergrösserung der Marine in dem jetzt beliebten Tempo hat kein ernstes gesellschaftliches Interesse hinter sich. Der auswärtige Handel braucht für seine Weiterentwicklung keine Kriegsflotte. Führen denn die Länder, die eine starke Kriegsmarine haben, die meisten Waaren aus? Oder hängt nicht vielmehr der Export der Länder ganz allein von der Ausdehnung ihrer Iudustrie oder dem Reichthum ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse ab? Das beweist das Beispiel Brasiliens, Argentiniens, Belgiens und vor allem Deutschlands selbst, das bisher ohne grosse Kriegsflotte einen so gewaltigen Antheil am Weltmarkt in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat. Kolonien lassen sich heute aber auch mit der stärksten Flotte für Deutschland nicht mehr gewinnen. Die ergiebigsten Gebiete

sind bereits annektirt; und um den Rest, so weit derselbe noch werthvoll, müsste Deutschland mit England und den Vereinigten Staaten ringen, mit Staaten also, die schon rein geographisch, was die Entwicklung der Seemacht betrifft, günstiger gestellt sind. Welche verlockenden Perspecktiven kolonialer und Handelsmacht immer die Regierung bei ihren Marineforderungen dem Volke vorzaubern mag, das eigentlich treibende Motiv wird in dem Wunsche der Staatsgewalt zu suchen sein, ihre Macht durch neue Machtmittel, durch neue Schiffe, Kanonen, Werften und Tausende von Seesoldaten der Gesellschaft gegenüber zu stärken.

Frankreich ist bereits in eine Entwicklungsphase eingetreten, wo die Selbstständigkeit der Staatsgewalt aufgehoben und die Politik durchgängig den Interessen der in der Gesellschaft herrschenden Klassen unterworfen ist. Und dennoch zeugte der Dreyfusshandel, wie Regierung und Armee alle Kräfte anstrengten, um in einem konkreten Falle ihren Willen durchzusetzen. In dem erbitterten Kampfe, den die Verurtheilung des Kapitän Dreyfuss hervorrief, standen auf der einen Seite die fortschrittlichen Elemente der französischen Gesellschaft: die Arbeiterklasse und alle Mitglieder der Mittelklasse, so weit in ihren Reihen der Sinn für Idealismus noch nicht ausgestorben war. Dem gegenüber stand eine Koalition des Adels, der in diesem Land als ein erbärmlicher Anachronismus fortvegetirt, des Klerus, des Beamtenthums, des Militärs und des reaktionär gesinnten Theils des Bürgerthums. Es handelte sich um die Revision des Prozesses. Als die Ueberzeugung sich Bahn brach, dass Dreyfuss unschuldig verurtheilt worden sei, forderten die Besten in Frankreich einstimmig die Revision. Die socialen Schichten, aus denen sichim Bürgerthum die Nationalisten, Antisemiten, die bramarbasirenden Patrioten rekrutirten, hatten durchaus kein direktes materielles Interesse an der Nichtrevision. Eine event. Freisprechung und Rehabilitation des Dreyfuss sowie die Heranziehung einiger Offiziere und Generäle zur Rechenschaft enthielt nichts, was den Interessen der Besitzenden, resp. der öffentlichen Ordnung hätte bedrohlich werden können. Nur die Armee, d. h. die vom alten realen Gesellschaftsinteresse losgelöste Offizierehre, war in der Revisionsfrage stark engagirt. Diese Ehre fürchtete nothwendig jede Enthüllung, durch welche Angehörige des Offizierstandes blossgestellt werden konnten. Das Licht der Oeffentlichkeit zu

meiden, und möglichst lange alle Uebergriffe und selbst Fehler zu vertuschen, das gehört zu den Gepflogenheiten einer selbstherrlichen Regierung. Und dieses Prinzip, wenn auch aus anderen Zweigen der Staatsverwaltung durch die republikanische Regierungsform verdrängt, besteht in der französischen Armee noch in voller Blüthe. Die Armee hält in gewisser Hinsicht die alten autokratischen Traditionen der Bourbonen und Napoleonidenmonarchie noch aufrecht. Die Selbstherrlichkeit der Armee, als einer übersocialen Macht hätte nicht so krass hervortreten können, wenn diese Armee nicht direkt in der Dreyfussaffäre betheiligt gewesen wäre. Da aber diese Affäre ausschliesslich die Affäre der Armee war, so entwickelte diese alle Energie, deren sie fähig war. Das Kriegsministerium widersetzte sich den socialen Gruppen, die die Revision forderten. Als dann der Kampf entbrannte, mussten naturgemäss alle reaktionären Gruppen, voran die damals herrschende Regierung, sich auf die Seite der Armee schlagen. Das Ministerium Méline, von vornherein mit dem autokratischen Geiste der Armee sympathisirend, erklärte sich mit sammt dem Präsidenten Faure bedingungslos gegen die Revision. In den darauf folgenden Ministerien machte sich eine Gegenströmung gegen die bisher befolgte Politik bemerkbar. Alle reaktionären Gruppen schlossen sich der Armee an, weil der Kampf, den die fortschrittlichen Elemente für die Revision führten, den Instinkt bei den Reaktionären wachrief, dass es sich hier um eine gefährliche Sache handle, dass ein solidarischer Zusammenschluss zum Schutze der am besten organisirten Macht: der Armee nothwendig sei. Lagardelle hat eine sehr zutreffende Schilderung der Dreyfussaffäre gegeben, aber er hat die Sonderinteressen der Armee als einer die alten autokratischen Gelüste der Staatsgewalt repräsentirenden Macht nicht genügend hervorgehoben. Gegen die besseren Elemente der liberalen Bourgeoisie — sagt er — vereinigten sich alle reaktionären Gewalten: die Kirche, die zwiefache Demagogie des Antisemitismus und Cäsarismus, die Armee, die Prätorianergarde des Kapitals, das ärgste reaktionärste Rudiment, über das die Jesuiten und die Sprossen des alten Adels und der Grundherren herrschen [84]). Indem wir die Charakteristik der im Dreyfuss-Prozess streitenden Fraktionen acceptiren, legen wir indess Gewicht auf die Feststellung, dass die Armee, eben als

ein schwer auf dem Lande lastendes Rudiment, in diesem Falle nicht die Interessen des Kapitals, sondern ihre eigenen, die Interessen der mit der Armee identifizirten Staatsmacht vertrat. Wer die vielfachen Missbräuche in der französischen Armee kennt, den Raub an Staatsgeldern, die Ausdehnung der Vetternwirthschaft, die oft ganz skrupellos gerade die Unfähigsten bevorzugt, die Vernachlässigung der rein militärischen Pflichten, den verdummenden Geist der Kaserne, der wird sich der Meinung des französischen Kritikers anschliessen [85]), dass die französische Armee ein Gegner der Gesammtnation ist, das heisst, dass sie in der Bevölkerung eine besondere, dem ganzen Lande feindlich gegenüberstehende und schwer auf ihr lastende Gruppe bildet.

Selbst in England sind die Spuren der staatlichen Sonderherrschaft nicht ganz verwischt. Der Krieg gegen Transvaal liefert dafür einen schlagenden Beweis. Die Entstehung dieses Krieges wird von den besten Gewährsmännern folgendermaassen geschildert: Bis zur Entdeckung der Diamantenlager in Kimberley verhielten sich die Engländer Südafrika gegenüber durchaus gleichgiltig. Im Jahre 1898 wurde in Folge der Initiative Rhodes' eine Unternehmung zur Exploitation der südafrikanischen Minenreichthümer gegründet; eine königliche Charte gab der Gesellschaft sehr weitgehende Vollmachten. Um diese Zeit wuchs auch die Goldproduktion in Transvaal stark an; die Minen schienen womöglich noch mehr als die Diamantengruben zu versprechen. In Kimberley stand bald alles unter dem Einfluss von Rhodes', der allmählich auch Transvaal unter seine Botmässigkeit zu bringen suchte. Rhodes und seine Leute hofften, wenn Transvaal die Forderungen, die hinsichtlich der Ausbeutung der Eingeborenen in den Gruben von der Compagnie gestellt wurden, bewilligte, dass die Gewinnste der Compagnien um 2½ Millionen Pfund steigen würden. Aber die Regierung der südafrikanischen Republik widersetzte sich. Die Weigerung der Regierung Krügers, die Eingeborenen den fremden Ausbeutern auszuliefern, wurde als eine schwere Beleidigung der Gründer aufgefasst, die nun alle Mittel in Bewegung setzten um durch Lüge und Verdrehung in England für ihre Privatsache Propaganda zu machen. Nach einem wohl überlegten System gingen sie vor. Die Mehrzahl der südafrikanischen Zeitungen wurden gekauft, Riesensummen wurden verausgabt,

um täglich sensationelle Mittheilungen über Bedrückung der Einwanderer in Transvaal nach England zu telegraphiren. Die englischen Beamten in Südafrika, die sich diesem Betrug widersetzten, wurden beseitigt. Systematisch organisirte Bestechungen gaben Rhodes die Möglichkeit, Telegramme, die von Unbetheiligten nach England gesandt wurden, zu entstellen. Auch die Korrespondenten der englischen Blätter in Südafrika standen sämmtlich im Solde Rhode's. Diese Umtriebe fanden grosse Unterstützung in den maassgebenden Kreisen Londons. Der Kolonialminister Chamberlain war um so eifriger bemüht, Rhodes zu unterstützen, da von Mitgliedern der königlichen Familie, die an südafrikanischen Minen betheiligt waren, auf ihn eingewirkt wurde. Nach und nach wurde die öffentliche Meinung Englands vergiftet und das Land in einen Krieg gehetzt, der zwar nicht England, wohl aber einer Clique englischer Finanziers grosse Vortheile bringen konnte. Nichtsdestoweniger enthusiasmirte sich für diesen Krieg das ganze Land, mit Ausnahme der Arbeiterklasse, insbesondere derjenigen Arbeiterschichten, die sich am engsten dem Socialismus angeschlossen hatten.

Mir scheint, diese Erklärung ist nicht erschöpfend. Freilich Cecil Rhodes und andere Matadore, die in Afrika Vermögen machten, werden vor keinerlei zweifelhaften Umtrieben zurückgeschreckt sein. Wenn die schrankenlose Verwendung der Arbeit der Eingeborenen überhaupt nur eine Steigerung des Profites — es brauchten gar nicht einmal 2 Millionen Pfund Sterling zu sein — versprochen hätte, so würden jene Herren ebensowenig wie jetzt vor dreistem Betrug, Bestechung und Gewaltthätigkeit zurückgeschreckt sein. Doch diese Umtriebe allein hätten noch zu keinem Kriege geführt. Die besitzende Klasse Englands als Ganzes ist an den südafrikanischen Besitzungen nur mässig interessirt. Das englische Kapital braucht zwar den englischen Kolonialbesitz; der Verlust einer der Kolonien wäre in der That ein wesentlicher Verlust für die Unternehmerklasse gewesen. Transvaal aber war keine Kolonie, nur ein Absatzgebiet für englische Waaren, ein Land, wo englisches Kapital profitable Verwendung finden konnte. Die Verwandlung dieses kleinen Staates in eine Kolonie konnte nur durch Krieg erreicht werden. Ursprünglich mochten die Schwierigkeiten eines solchen Krieges nicht so enorm erschienen

sein, als es sich dann später herausstellte; immerhin aber war vorauszusehen, dass der Krieg grosse Ausgaben und grosse Kraftaufwendung erfordern würde. Es war kaum zu hoffen, dass der materielle Gewinn, den die Einverleibung der südafrikanischen Republiken in das Kolonialreich versprach, diese Opfer bezahlt machen würde. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wenn man richtig die Bilanze zwischen Gewinn und Verlust zog, entsprach der Krieg gar nicht dem unmittelbaren Interesse der besitzenden Klassen, war er wesentlich nur eine politische Machtfrage. Rhodes mag viele betrogen haben. Sicher werden nicht alle, die für den Krieg eintraten, von ihm betrogen worden sein. Viele, die der südafrikanischen Camarilla jedenfalls sehr fern standen, warfen vielmehr die andere Frage auf: wird das Prestige Englands nicht leiden, wird nicht der Glaube an seine Macht erschüttert, wenn es nicht den Widerstand der afrikanischen Republiken bricht? Erheischen es nicht die politischen Rücksichten, dass man diesen Kampf ausficht, um die Autorität Englands in den Augen der vielen Millionen, die die englischen Kolonien bewohnen, intakt zu erhalten? So handelte die englische Regierung, die diesen Krieg begann, daher nicht nur im Interesse gewisser finanzieller Gruppen, sondern um das politische Prestige zu wahren, d. h. im spezifisch politischen Interesse.

Sobald man die Rolle des Staats in Vergangenheit und Gegenwart etwas näher betrachtet, zeigt sich, wie verkehrt die Anschauung Lorenz v. Steins ist, dass die Zukunft Europas, so lange es Klassen, Gruppen, Stände, soziale Gegensätze giebt, eine monarchische Verfassung der Staaten verlange, weil die Monarchie allein im Stande ist, alle Gegensätze auszugleichen. Ebenso sonderbar klingt die aus der damals herrschenden Rechtsphilosophie geschöpfte Behauptung Lassalles, der Zweck des Staates sei die unendliche Vervollkommnung der Menschennatur, der Staat strebe, selbst unbewusst, selbst gegen den Willen seiner Führer, durch sein inneres Wesen, dieser seiner Bestimmung entgegen.[28]) Die Dinge liegen offenbar anders. So lange der Staat mächtig ist, bildet er eine besondere selbstständige Gruppe. Diese Gruppe steht über allen socialen Klassen und macht sie ihren Zwecken dienstbar. Sie thut für jede der socialen Gruppen — zuweilen auch für die Besitzlosen

— das, was zur gegebenen Zeit und an gegebenem Orte am vortheilhaftesten für sie selbst, d. h. für die Förderung und Befestigung der staatlich-bureaukratischen Interessen ist. So sagt Labriola treffend: „der Staat schafft durch sein Entstehen um sich herum eine Gruppe von Menschen, die direkt an seiner Existenz interessirt sind.“[89]) In dem Maasse aber, als die Macht des Staates schwindet und die socialen Gruppen erstarken, büsst der Staat mehr und mehr die Möglichkeit ein, seine Sonderinteressen ohne Rücksicht auf die Gesellschaft durchzusetzen. Er wird mehr und mehr zu einem Machtmittel der Besitzenden, oder ihrer einzelnen Sondergruppen: der Grundbesitzer oder Kapitalisten.

IV.

Den Kern in der Armee der Besitzlosen bilden heute die im Grossbetriebe und vor allem in der Grossindustrie beschäftigten Arbeiter. Alles treibt sie in den Klassenkampf hinein. Sie haben mit allen anderen, auf Handarbeit angewiesenen Gesellschaftsgliedern unter schlechter Entlohnung, Unbeständigkeit und allgemeiner Existenzunsicherheit zu leiden. In der Grossindustrie kommen aber noch spezielle, den Klassenkampf provozirende Momente hinzu. In Ländern, die noch nicht völlig in die Periode des maschinellen Grossbetriebes eingetreten, sind die Arbeiter im Handwerks- und Kleinbetrieb noch durch keine unüberbrückbare Kluft von den Produktionsmitteln geschieden, die Hoffnung, selbst Besitzende zu werden, ist bei ihnen noch nicht völlig ausgeschlossen. Sie sehen, wie die Arbeiter aus ihren Kreisen über kurz oder lang selbstständige Handwerker werden und hoffen für sich das Gleiche. Solche Hoffnungen hegt zuweilen auch der landwirthschaftliche Arbeiter auf grossen Gütern. Zwar sind die Maschinen, die der landwirthschaftliche Grossbetrieb anwendet, kostbar und komplizirt, aber der Landarbeiter hat andererseits das Beispiel des Klein- und Zwergbauern vor sich. Der Arbeiter auf einem Gute von vielen tausend Morgen ist durch einen gewaltigen Abstand von dem Gutsbesitzer ge-

trennt. Aber den Klasseninteressen der Landwirthe steht er nicht unbedingt feindlich gegenüber, denn 15 bis 20 Jahre eifriger Arbeit und grosser Entbehrung können ihn in Stand setzen, soviel zu ersparen, um eine Parzelle zu erwerben. Der Arbeiter in der eigentlichen Gross-Industrie: den Maschinenfabriken, Zuckersiedereien, Kohlengruben, Baumwollspinnereien und so weiter kann solche Hoffnungen nicht hegen. Die Grösse der Betriebe schliesst das von vornherein aus. Der Arbeiter ist durch eine tiefe Kluft von dem Unternehmer getrennt; die Loslösung des Arbeiters von den Produktionsmitteln tritt hier in scharfer Form hervor. Das ist der eine Grund, der die Arbeiter der Gross-Industrie zur Vorhut in dem Kampfe gegen das Privateigenthum macht. Dazu kommt dann, dass diese Arbeiter in grossen Massen zur Kooperation vereinigt sind, dass sie in dauerndem Kontakt miteinander wirksame Organisationen bilden, Solidaritätsbewusstsein und Disziplin entwickeln können. Die Zusammenschliessung der Massen beseitigt dann rasch die Furcht, welche die einzelnen in sklavischer Abhängigkeit von dem Unternehmer hielt. Der Arbeiter lernt begreifen, dass der Unternehmer wohl 5 bis 10 Menschen, die auf eigene Faust vorgehen wollen, aufs Pflaster werfen kann, nicht aber die gesammte Arbeiterschaft einer Fabrik, wenn diese sich solidarisch erklärt. Endlich sind die Arbeiter der grossen Industrie viel leichter aufzuklären und in Bewegung zu setzen. Eine Zeitung, die in die Hütte des Landarbeiters oder des Heimarbeiters gelangt, wird von Wenigen gelesen; in Dörfern und überhaupt abseits der grossen Industriecentren wird nur selten der Eindruck des Gelesenen durch den grosser Versammlungen ergänzt und verstärkt. Ein Zeitungsblatt, das einem Fabrikarbeiter in die Hände fällt, findet viele Leser; eine Frage, die dem Einzelnen aufstösst, bleibt hier nicht begraben, sondern wird bei dem beständigen Verkehr der Arbeiter untereinander mitgetheilt und von Vielen disputirt. Vorträge, kurz jede Art von Agitation, finden hier ein grosses und dabei verständnisvolles Publikum.

Um diese Vorhut gruppiren sich dann die anderen Elemente der armen Bevölkerung, vor allem die Arbeiter der Kleinbetriebe und die einzelnen Handwerker; die Letzteren besonders da, wo der Grossbetrieb zum herrschenden Typus geworden ist, wo daher die selbstständigen Handwerker in der Hauptsache ohne

Chancen des Vorwärtskommens auf Reparaturen und Flickarbeit angewiesen sind. Die ohne Hilfskräfte arbeitenden, kleinen Handwerker stehen auf der Grenze zwischen den Meistern, die zwei bis drei Gesellen beschäftigen und eine gewisse wirthschaftliche Selbstständigkeit haben, und den Arbeitern der Grossbetriebe. Die nach Hunderttausenden zählenden[91]) Handwerker dieser Art stehen trotz ihrer Selbstständigkeit in ihrer ganzen Lebenshaltung dem Proletariat nahe. Ihr Besitz besteht in einigem Werkzeug von geringem Werthe, ihre Hoffnung, sich heraufzuarbeiten, ist schwach. Ihre Reihen liefern daher viel mehr Rekruten für die Partei des Volkes als für die des Besitzes.

Aehnlich ist es um die grossen Massen der Angestellten im Handelsgewerbe bestellt. Die weitgehende Arbeitstheilung in diesem Gewerbe, die Vereinfachung der Leistungen des Einzelnen reduziren die Arbeit Tausender und aber Tausender von Handlungsgehilfen auf die einfachsten Operationen, und demgemäss ist die Entlohnung äusserst niedrig. Genau wie dem Arbeiter einer Baumwollspinnerei, der wenig Chancen hat, Unternehmer zu werden, ergeht es dem Angestellten eines grossen Getreideimporthauses oder dem Schreiber einer Versicherungsgesellschaft. Sie gliedern sich der von dem grossindustriellen Proletariate als Kerntruppe gebildeten Partei der Besitzlosen an, soweit sie nicht durch Vorurtheil, Furcht und blinde Gedankenlosigkeit zurückgehalten werden. Nicht anders bei den niederen Beamten. Sie sind ein Mittelding zwischen einfachem Arbeiter und dem Beamten im eigentlichen Sinne. Die Angestellten der Post und der Eisenbahn, die Kanzleidiener u. A. vollziehen Funktionen, die den Arbeitsleistungen der Industriearbeiter in verschiedenen Branchen verwandt sind. Ihre Vorkenntnisse, ihr Bildungsniveau, ihr Gehalt weicht nicht wesentlich von dem der etwas besser gestellten Industriearbeiter ab. Dabei werden vielfach grosse Anforderungen an ihr Auftreten gestellt, so müssen sie z. B. bedeutend mehr für Kleidung ausgeben als jene. Der Uebergang in die Reihen der besser gestellten Beamten ist für sie sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Der Staat giebt diesen Unterbeamten nur soviel, dass sie nicht zu verhungern brauchen. Und diejenigen von ihnen, die etwas weiter denken können, begreifen sehr wohl, dass die Demokratisirung der Gesellschaft ihnen bedeutenden Gewinn bringen würde. Je vollständiger das

Prinzip der wirthschaftlichen Gleichheit durchgesetzt wird, desto mehr muss sich ja die Lage gerade der bisher anormal schlecht gestellten Schichten heben. Dazu gehören aber heute die Postboten, die Eisenbahnangestellten und so viele andere Unterbeamte, deren schlecht gezahlte Arbeit für die Gesellschaft dennoch von grösstem Nutzen ist. Ihre Lebensbedingungen drängen sie also zum Anschluss an die Partei der Besitzlosen, und nur die Furcht vor den Vorgesetzten paralysirt diese Tendenz.

Man sollte annehmen, dass auch die grossen Massen der ländlichen Bevölkerung, besonders die ländlichen Arbeiter, Klein- und Zwergbauern, deren Parzelle nicht zureicht, eine Familie zu ernähren, sich dieser grossen Partei anschliessen müssen. Soviel ist ja klar, dass die Interessen der Landarbeiter den Interessen der Gutsbesitzer vielfach strikt entgegenlaufen. Und ebenso klar ist, dass die Interessen der Kleinbesitzer weit eher mit denen der Besitzlosen, als mit denen der Besitzenden zusammenfallen. Eine Familie mit einem Landbesitz von 1—3 ha ist, wenn es sich nicht gerade um Weinbau oder Gartenwirthschaft handelt, schlechter gestellt, als die Familie eines Fabrikarbeiters. Wenn der Zwergbauer auch in Folge übler Marktlage, eines Preissturzes nicht gerade sein Obdach verliert, so geräth er dann immerhin doch in das äusserste Elend. Der Fabrikarbeiter wieder hat schwer unter dem Wechsel der Konjunktur zu leiden, aber er besitzt immerhin die Möglichkeit, von seinem Lohne soviel zu sparen, um sich an den Versicherungskassen der Arbeiter zu betheiligen, die ihren Mitgliedern in Fällen der äussersten Noth beistehen. Wenn trotzdem die Zwergbauer nicht der Partei der Besitzlosen folgen, so erklärt sich das nur aus dumpfer Furcht und Unwissenheit. Die besitzlosen Landarbeiter bilden nur auf den wenigen grossen Gütern kompakte Massen. Dabei sind sie stets in Gefahr, durch Kündigung brodlos zu werden. Die Gefahr ist umso grösser, je leichter es ist, aus kulturell niederer stehenden Ländern schlechtgelohnte anspruchslose Arbeitermassen heranzuziehen. In vielen Gegenden Deutschlands, besonders im Norden und Osten, ist die Unterwürfigkeit und Passivität der Landarbeiter nicht nur aus der Furcht vor Entlassung zu erklären, sondern ebenso aus vererbtem Abhängigkeitsgefühl. Man darf nicht vergessen, dass in diesen Gegenden die Hörigkeit, die Jahrhunderte lang auf dem Lande

lastete, offiziell erst im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, in Wirklichkeit aber erst in den 50 er Jahren abgeschafft wurde. Was die zweite Gruppe — die Kleinbauern — betrifft, so stehen viele Mitglieder derselben einfach aus Unklarheit und infolge von allerhand illusionären Hoffnungen zur Partei der Besitzenden. Die Konkurrenz der überseeischen Länder und die damit verbundene Noth der europäischen Landwirthschaft sieht man immer noch als vorübergehende Erscheinung an. Man hofft immer noch, dass dieser Zustand sich ändern wird, dass wieder günstige Verhältnisse eintreten werden. Die Unwissenheit, in der die bäuerliche Bevölkerung lebt, lässt sie das Wesen dieser überseeischen Konkurrenz nicht erfassen. In Wahrheit handelt es sich hier durchaus nicht um eine vorübergehende Erscheinung, vielmehr wird diese Konkurrenz noch unabsehbar lange auf die Landwirthschaft Europas drücken. Ferner steht den Parzellenbesitzern immer das bessere Loos ihrer über etwas grösseren Grundbesitz verfügenden Klassengenossen vor Augen, denen sie nachstreben. Der Parzellenbesitzer mit kaum 2 ha. Land hat wahrscheinlich Verwandte und sicher Bekannte, die 8—10 ha. ihr eigen nennen und deren Familien somit relativ sichergestellt sind. Die Uebergänge von dem winzigen Parzellen- zu ausgedehntem Bauernbesitz sind überaus mannigfaltig. Der Zwergbauer rechnet mit der Möglichkeit, unter günstigen Verhältnissen seinen Besitz auszudehnen, was ihm vielfach auch gelingt. Darin liegt ein weiteres Motiv, warum diese Gruppe der ländlichen Bevölkerung sich auf die Seite der Besitzenden schlägt. So in, wenn auch minimale, Eigenthumsinteressen verstrickt, steht der Kleinbauer der Idee einer gesellschaftlichen Ordnung ohne Privateigenthum an Produktionsmitteln, wie das socialistische Programm sie fordert, fremd und verständnisslos gegenüber. Die ökonomische Tendenz, dass der Kleinbetrieb vor dem Grossbetrieb zurückweiche, liegt zudem gänzlich ausserhalb seines geistigen Horizonts. Da dieser Prozess der Verdrängung sich in der Landwirthschaft so viel langsamer vollzieht, als in der Industrie 92), hat der kleine Landwirth viel seltener Gelegenheit sich von der Thatsache zu überzeugen. Umsoweniger begreift er, dass die Aussicht, seinen winzigen Betrieb bis zu den Dimensionen einer eigentlichen Bauernwirthschaft auszudehnen, immer fraglicher wird.

Von den Mitgliedern der freien Berufe schliessen sich am ersten diejenigen der Partei der Besitzlosen an, die in dieser Gruppe die unteren Stufen einnehmen. Diese stehen dem Proletariat, was Abstammung, Einkommen und Chancen, in die Reihen der Besitzenden zu gelangen, betrifft, vielfach sehr nahe. Die Verbreitung allgemeiner technischer Bildung steigert nothwendig die Konkurrenz unter den so Gebildeten und verurtheilt einen wachsenden Theil derselben zu kümmerlicher Existenz. Die Unterschiede in dieser Gruppe sind gross. Der Volksschullehrer steht der Klasse der Besitzlosen näher, als der Universitätsprofessor, der Arzt in der Provinz und der Krankenkassenarzt steht ihr näher, als der grossstädtische Arzt mit reicher Praxis. Der Durchschnittsjournalist steht ihr näher, als die bekannten und bevorzugten Schriftsteller.

In der Klasse der Besitzlosen kann man zwei grosse Gruppen fixiren. Es sind das 1. die Arbeiter und Kleinbesitzer in der Landwirthschaft, 2. die Arbeiter der Industrie. Auch zwischen ihnen sind unter Umständen Interessengegensätze möglich. Z. B. wenn der Staat Maassnahmen zu Gunsten der Gutsbesitzer trifft, so können dabei als Nebeneffekt gewisse günstige Folgen für die Landarbeiter eintreten. Die Getreidezölle unterstützen in Ländern, die viel Getreide importiren, künstlich die einheimische Landwirthschaft und können so eventuell auch indirekt den Landarbeitern, indem sie die Nachfrage nach ihnen steigern, in etwas zugute kommen. Aber die Erhöhung der Brotpreise belastet dafür die Industriarbeiter. Und umgekehrt schaffen Schutzzölle für die Industrie neue Arbeitsgelegenheiten für die Industrie-Arbeiter und können unter Umständen selbst ein Steigen der Löhne veranlassen. Andererseits belastet die Zoll-Vertheurung der zum Volkskonsum gehörigen Industrie-Produkte durch Zölle die landwirthschaftlichen Arbeiter. Man kann sogar behaupten, dass die meisten grossen wirthschaftspolitischen Maassnahmen des Staates verschieden auf die landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiter wirken, bald mehr die eine, bald mehr die andere Gruppe begünstigen, oder auch beide, aber wieder ungleichmässig, schädigen.

Aber die Unterschiede und Interessendifferenz der Besitzlosen sind viel weniger tiefgehend, als der Gegensatz zwischen ihnen und den Besitzenden. Dieser unüberbrückbare Abstand

lässt daher die beiden Gruppen der Besitzlosen, die ländlichen und die Industriearbeiter trotz alledem als ein Ganzes, als das Proletariat schlechthin erscheinen, als ein Ganzes, das bei allen kleinen, etwa möglichen Interessendifferenzen dennoch ein Hauptinteresse — den Kampf gegen die Ausbeutung der Besitzenden — gemeinsam hat.

Endlich wäre innerhalb der Besitzlosen noch eine besondere Gruppe hervorzuheben, eine Gruppe, die von der Masse des Proletariats dadurch geschieden ist, dass sie keine produktive Arbeit leistet, in grosser persönlicher Abhängigkeit von den Besitzenden demoralisirt und kriechend vor den Reichen dahinlebt, ohne jedes Solidaritätsgefühl mit den Arbeitern. Der Proletarier, der sein Leben in harter Arbeit zubringt, kann Selbstgefühl und Freiheitssinn haben; er kann die reichen Müssiggänger, aber auch jene, die, selbst arm, das Almosen der Reichen der ehrlichen Arbeit vorziehen, verachten. Diese Armen, die von den Reichen, auf deren Kosten sie leben, wie von dem arbeitenden Proletariat verachtet werden, können überhaupt kein Klassenbewusstsein entwickeln, sie bilden den Pöbel im eigentlichen Sinne. Alle Grossstädte kennen ihn. Wie im Alterthum dieser Pöbel die Masse bildete, die von den Reichen panem et circenses forderte, stets bereit, den Herrn zu verrathen, stets dem dienstbar, der sie besser fütterte und glänzendere Schauspiele bot, so besteht auch heute der Pöbel aus berufsmässigen Bettlern, Landstreichern, aus städtischen und ländlichen Proletariern, die lange arbeitslos waren und dann die Fähigkeit und den Willen zu dauernder Arbeit überhaupt verloren haben.

Schliesslich gehört hierher ein Theil der häuslichen Dienstboten. Diese verrichten leichte Arbeit, während ihre materiellen Lebensbedingungen günstiger sind, als die der industriellen und ländlichen Arbeiter. Sie gehen daher der wirklichen produktiven Arbeit aus dem Wege. Die Abhängigkeit von den persönlichen Launen der Herrschaften entwickelt in ihnen die üblen Eigenschaften, die das Kennzeichen des Pöbels sind.

Diese Elemente bilden innerhalb der Besitzlosen eine, wenn auch nicht sehr grosse, so doch auch nicht unbedeutende Gruppe, die dem Kampf des Proletariats fern steht. In stürmischen Zeiten, wenn etwa das Proletariat grosse Macht gewinnt

schliessen sie sich vielleicht ihm an; in ruhigen Zeiten ist davon nicht die Rede.

Andererseits finden wir in der Partei der Besitzlosen aber auch Menschen, die, wenn sie sich von materiellen Gesichtspunkten allein leiten liessen, auf Seiten der Besitzenden stehen müssten, solche, die nach Abstammung, Erziehung, Lebensweise und Neigungen den herrschenden Klassen angehören. Diese Elemente im Lager der Besitzlosen sind sozusagen Renegaten ihrer Klasse. Aber ihrem Renegatenthum liegen Motive zu Grunde, die direkt jenen entgegengesetzt sind, die viele Besitzlose der Partei der Besitzenden zutreiben.

Wenn die Kleinbauern und Landarbeiter einen Grossgrundbesitzer, oder wenn die Kleinhandwerker einen Grossfabrikanten ins Parlament wählen, der dort die Interessen seiner eigenen Klasse vertritt, so haben die Wähler bewusst oder unbewusst die herrschende Klasse unterstützt. Bewusst, wenn sie den Gegensatz der Klasseninteressen kannten, unbewusst, wenn sie ihre eigenen Interessen mit denen jener ganz anderen Kreisen angehörenden Kandidaten für identisch hielten. Im ersten Falle handeln sie aus Furcht, im zweiten — aus Gedankenlosigkeit. Der Kleinbauer oder der Handwerker, im Unklaren über das Gefüge und die Entwicklungstendenzen der Gesellschaft, hält die Interessen der Kleinen und der Grossen oft für identisch. Da ihnen nicht bewusst wird, dass der Grossbetrieb den Kleinbetrieb aufsaugt, glauben sie, dass der Repräsentant des Grossbesitzes auch ihrem Interesse dient. Sie suchen das Ideal der wirthschaftlichen Zustände nicht vor sich, sondern hinter sich. Ihre Handlungsweise erscheint daher dem wahren Interesse ihrer Klasse schädlich, sie verzögern so die Anbahnung einer neuen besseren Ordnung. So erklärt sich aus Motiven und Verhältnissen niederen Ranges das Renegatenthum dieser Schichten. Anders bei den Mitgliedern der herrschenden Klasse, die sich von dem Interesse ihrer Klasse abwenden. Das Motiv ihrer Handlungsweise ist ein altruistisches Gefühl, nicht selten wohl auch mit einer Beimischung von Ehrgeiz und Ruhmsucht. Man wird sich hüten müssen, die Zahl solcher Menschen zu überschätzen. Zuweilen erscheint eine, im Grunde doch nur egoistische Handlungsweise äusserlich als altruisch und als erhaben über persönliche und Klasseninteressen. Man denke z. B. an

Unternehmer, die den übermässig langen Arbeitstag abkürzen oder den Lohn erhöhen. Sie können dabei sehr wohl ganz bewusst von materiellen Berechnungen geleitet sein. Aber selbst wenn das nicht der Fall ist, so bedeuten solche Handlungen trotzdem noch nicht einen Bruch mit dem Klasseninteresse. Sie tragen nichts dazu bei, das Klassenbewusstsein der Arbeiter zu erwecken, und stehen insofern also auch nicht im Gegensatze zum Interesse der Unternehmerklasse. Gleichermaassen handelt ein Unternehmer noch keineswegs dem Interesse seiner Klasse entgegen, wenn er in einem Gesetzgebungskörper für eine bescheidene Abkürzung des Arbeitstages oder für gewisse Arbeiterschutzgesetze stimmt. Eine bescheidene, ja selbst eine schon etwas weitergehende Reduzirung der Arbeitszeit wird durch bessere Qualität von Arbeitskräften bald aufgewogen. Die Schutzvorrichtungen kosten nicht viel und mindern ausserdem die Ausgaben für Heilung der Verletzten und Versorgung ihrer Frauen und Kinder. Aehnlich, wenn ein Rechtsanwalt vor Gericht die Forderungen von Arbeitern auf rückständigen Lohn vertritt. Er handelt damit durchaus nicht gegen das Klasseninteresse, weil ja die ganze bürgerliche Ordnung auf dem Prinzip der freien Vereinbarung und der allseitigen Einhaltung der hierdurch übernommenen Verpflichtungen beruht. Diese Personen, kann man sagen, handeln vernünftig, (so die Fabrikanten in unserem Beispiel) oder selbst edelmüthig, (so ein Rechtsanwalt, der unentgeltlich Arbeiter vor Gericht vertritt); Renegaten ihrer Klasse sind sie aber erst dann, wenn ihre Wirksamkeit darauf abzielt, in den unterdrückten Klassen direkt das Bewusstsein ihrer Sonderstellung wachzurufen, ihnen den Widerspruch ihrer Interessen mit den Interessen der herrschenden Klasse klarzumachen. Wenn ein Unternehmer eine Lesehalle errichtet, in der Schriften und Blätter jeder Richtung (die Werke von Adam Smith wie die von Marx, die von Goethe wie die von Heine, die Kreuzzeitung, Nationalzeitung ebenso wie der Vorwärts aufliegen), so ist ein solcher Unternehmer ein Renegat seiner Klasse. Wenn ein Gelehrter, der nach Abstammung, Erziehung, Gewohnheiten der Klasse der Besitzenden angehört, den Reichen nicht etwa bloss von den Pflichten des Besitzes redet, Almosen zu geben, Wohlfahrtseinrichtungen nach diesem oder jenem System zu gründen, sondern wenn er das Recht der

unterdrückten Klassen mit aller Macht eine von dem Bestehenden radikal verschiedene Gesellschaftsordnung anzustreben, vertheidigt und alle Konsequenzen dieses Standpunktes zieht, ist er ein Renegat seiner Klasse. Ebenso ist ein Rechtsanwalt, der vor Gericht die Sache von Arbeitern, die wegen Streikvergehen verurtheilt sind, vertritt in diesem Sinne ein Renegat. Solche Personen handeln den Interessen ihrer Klasse durchaus zuwider. Sie fördern in den unterdrückten Schichten das Klassenbewusstsein und unterstützen sie in ihrem Kampfe. Diese Ueberläufer, oft intellektuell sehr hoch stehende und für öffentliches Wirken vorzüglich vorgebildete Menschen, können dem proletarischen Emancipationskampfe grosse Dienste leisten. Marx und Engels weisen bereits darauf hin, dass in kritischen Zeitpunkten, wo die Unterdrückten sich zum Kampfe rüsten und anscheinend einen baldigen Sieg erhoffen können, die Zahl dieser Ueberläufer besonders gross ist. So war es z. B. während der grossen französischen Revolution. Wie viele Edelleute haben sich da nicht der Sache des Volkes angeschlossen! Aber in solchen exceptionellen Zeiten werden viele dieser Ueberläufer, vielleicht die Mehrheit, von eigennützigen Motiven geleitet. Sie erkennen die Gefahr, die ihnen im Falle des Sieges der Massen droht, wenn sie in den Reihen der Besitzenden verbleiben. Aber zweifellos werden sowohl in solchen kritischen als auch in ruhigen Zeiten in der besitzenden Klasse immer Menschen vorhanden sein, die ganz uneigennützig der Sache der Unterdrückten sich annehmen, wohl wissend, dass diese noch sehr weit vom Siege entfernt sind, aber trotzdem bereit, im Dienst der guten Sache alle Opfer zu bringen. Auch wenn Ehrgeiz und Liebe zur Macht dabei mitspielt, ist ihr Handeln doch immer ein prinzipieller Bruch mit dem Klasseninteresse und Klassenvorurtheil. Die Gracchen hätten in Ruhe das Leben bis ans Ende ihrer Tage geniessen können, wären sie auf Seiten der Patrizier geblieben. Freilich wäre dann ihr Name nicht auf die Nachwelt gekommen. Aber wie unwahrscheinlich ist es, dass dieses abgeleitete und ferne Motiv eines unbestimmten Nachruhms sie bei ihren Handlungen geleitet habe. Tausende und Abertausende von Ministern und Herrschern sind sicher dem Vergessen geweiht, während der Ruhm eines Marx oder Lassalle bleiben wird. Aber auch diese so wenig wie die Gracchen werden aus Ruhmsucht heraus den dornen-

vollen Pfad des Kampfes betreten haben. Der persönliche Ehrgeiz wird sich leichter und sicherer in Anpassung an die Interessen der Herrschenden als im Kampf für die Unterdrückten zu befriedigen wissen. Damit ein Mensch, der in der herrschenden Klasse geboren ist, sich von ihr lossage, muss er von dem Ideal einer besseren Gesellschaftsordnung aufrichtig begeistert sein. Diese Renegaten der herrschenden Klasse können, wie gesagt, den Unterdrückten grosse Dienste leisten. Die Agitation Lassalles, die sich in dem kurzen Zeitraum von nur $1^1/_2$ Jahren zusammendrängte, hat sehr viel Anregung gegeben. Auch ohne Lassalle hätten sich die Arbeiter zum politischen Kampfe zusammengethan, aber sein Mitwirken beschleunigte diesen Prozess ausserordentlich. In jener Zeit der beginnenden Bewegung war es doppelt und dreifach wichtig, dass ein Mann von solchem Talent, solcher Energie und Beredsamkeit an die Spitze der Bewegung trat. Es ist anzunehmen, dass mit der Entwickelung des socialen Kampfes die Gruppen aus den Reihen der Besitzenden immer mehr Zuzügler erhalten, und dieser Umstand erleichtert ihnen den Kampf.

So kann man Marx vollkommen recht geben, dass gar manche der besten Köpfe aus der Bourgeoisie, besonders bürgerliche Ideologen, auf die Seite des Proletariats treten, aber man muss der Meinung Marx' noch hinzufügen, dass dieser Uebertritt nicht nur in kritischen Zeiten stattfindet. Freilich das Bürgerthum als Klasse kann, wie E. Bernstein bemerkt, auf keinen Fall die Verwirklichung der socialistischen Ordnung wünschen. Aber seine Argumentation scheint in gewisser Hinsicht nicht stichhaltig. Die gegenwärtige Lage der Bourgeoisie, meint er, ist durchaus analog der Lage des Adels vor Eintreten der bürgerlichen Ordnung. Der Adel als herrschende Klasse profitirte schliesslich auch von dem Eintritt der bürgerlichen Geldwirthschaft, und doch hat er sich dieser Umwälzung widersetzt. So widersetzt sich auch die Bourgeoise der Anbahnung der socialistischen Gesellschaftsordnung, obgleich sie als Klasse dabei nur gewinnen kann[95]). Nach Ansicht Bernsteins leidet auch die Bourgeoisie unter dem Bestehenden: Typhus, Cholera und andere Epidemien, die infolge des Elends der Arbeiterklasse auftreten, ziehen die Wohlhabenden in Mitleidenschaft. Ferner, die politische Freiheit der herrschenden Klasse ist gegenüber der Armee,

Staatsgewalt und Polizei nicht genügend gesichert und diese Mächte werden, um im Nothfall die Volksmasse niederzuhalten, stetig verstärkt. Aber sie können jede politische Bewegung, auch die bürgerliche, unterdrücken. Der Reichthum der Bourgeoisie wird oft durch Krisen und Handelsstockungen wie durch Konversionen der Staatsschuld erschüttert. In dieser Argumentation übertreibt Bernstein zweifellos die Nachtheile, unter denen heute die Bourgeoisie zu leiden hat. Wiewohl die Seuchen zuweilen Opfer der Besitzenden hinraffen, so vermag sich doch die höhere und selbst die mittlere Bourgeoisie dagegen relativ gut zu schützen. In den wohlhabenden Stadttheilen sorgt man für treffliche sanitäre Einrichtungen, die die Sterblichkeitsrate sehr vermindern. Dass die politische Freiheit nicht genügend gesichert ist, mag vielen Bourgeois ein Aergerniss sein, insbesondere denen, die sich über den mittelmässigen Durchschnitt erheben und gewisse demokratische Neigungen bewahrt haben. Der Bourgeoisie als Klasse aber können die Organe des modernen Staats weder verhasst noch auch gefährlich sein, denn kein reaktionärer Staatsstreich wird sich heute gegen die Bourgeoisie, speziell ihre materiellen Interessen kehren. Nur die politischen Rechte des Proletariats sind bei einem Staatsstreich gefährdet. Die Interessen des Profits und der Grundrente dominiren ja bereits heute überall in der Politik der meisten europäischen Staaten.

Endlich werden die Krisenverluste und die Konversionen der Staatsschulden (sowie das damit Hand in Hand gehende Sinken des Zinsfusses) wettgemacht durch die steigende Produktivität der Arbeit und das Anwachsen des kapitalistischen Reichthums im Ganzen. Ein reicher Amerikaner oder Engländer hat heute bei einer Kapitalverzinsung von 3 oder 4 pCt. jedenfalls unendlich grössere materielle Macht als seine Vorfahren vor 100 Jahren, die ihr Geld mit ungleich höherem Zinssatze ausleihen konnten. Die Bankerotte endlich treffen doch immer nur eine verhältnissmässig kleine Minorität. Und je mehr die Kreditverhältnisse sich entwickeln, desto mehr Chancen giebt es für die Bankerotteure, sich wieder heraufzuarbeiten. Kurz jene Leiden, welche die Gegenwart über die Bourgeoisie verhängt, sind auf keinen Fall so bedeutend, dass sie in dieser Klasse socialistische Neigungen erwecken könnten.

V.

Jene Klassen und die einzelnen Gruppen derselben bekämpfen einander fortwährend. Im Vordergrunde des Kampfes stehen wirthschaftliche Interessen, aber nicht sie allein. Vor allem ist es klar, dass die wirthschaftlichen sich aufs engste mit den politischen Interessen verbinden. Entweder werden im Kampfe wirthschaftliche und ihnen entsprechende politische Interessen durch eine und dieselbe Gruppe vertreten, oder parallel den Gruppen, die wirthschaftliche Interessen vertreten, sind für politische Interessen besondere Gruppen da, die selbstständig den Kampf führen.

Erinnern wir uns dabei an einige Daten aus der Geschichte der Klassenkämpfe. Die Armen Roms, die durch strenge Schuldgesetze bedrückt wurden, empörten sich im Jahre 495 nach der Gründung Roms gegen die Reichen und wanderten auf den heiligen Berg aus. Dieser unblutige Kampf war durch rein wirthschaftliche Interessen veranlasst, aber das Resultat desselben waren nicht wirthschaftliche Maassnahmen — etwa Milderung der Schuldgesetze und die Gründung neuer Ackerbaukolonien — sondern politische Aenderungen: die Einführung des Volkstribunats, also eine Ausdehnung der politischen Rechte der Plebejer. Dem Kampfe, mit dem der Name der Gracchen verknüpft ist, lagen gleichfalls rein wirthschaftliche Interessen zu Grunde. Das Agrargesetz, das Tiberius Gracchus im Jahre 621 nach der Gründung Roms vorschlug, sollte die Rechte der römischen Bürger an der Nutzniessung der Staatsäcker erweitern; der Grundbesitz der Reichen, sofern er ein gewisses Maass überschritt, sollte in kleine Parzellen von je 30 Jugera zerlegt und so bedürftigen Bürgern als Erbpacht zugewiesen werden. Hier handelt es sich also um anscheinend rein ökonomische Ziele. Mommsen urtheilt folgendermaassen darüber: „Die Auftheilung der Staatsäcker war an und für sich keine politische Parteifrage; sie konnte bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführt werden, ohne dass die bestehende Verfassung geändert, das Regiment der Aristokratie irgend wie erschüttert wurde“ [96]). Aber bei dem Auftreten des Caius Gracchus sehen wir sofort

wieder, wie die politischen mit den wirthschaftlichen Forderungen sich verbinden. Er verlangte eine Veränderung des Stimmrechtes und eine Ueberweisung der Geschworenen-Gerichte, die bisher von den Patriziern besetzt waren, an den Ritterstand. Oder man denke an den Bauernkrieg in Deutschland! Die Bauern erhoben sich gegen die Bedrückung durch die Gutsherren. Ohne diesen materiellen Druck wäre es nicht zum Kampfe gekommen. In den „12 Artikeln", die die Forderungen der Bauern formulirten, war der Nachdruck durchaus auf wirthschaftliche Forderungen gelegt: Die Bauern verlangten Freiheit der Jagd und des Fischfanges, Nutzniessung an den Waldungen, soweit dieselben nicht nachweisbar Eigenthum der Adeligen waren, Herausgabe der Gemeindeweiden und Wiesen seitens der unrechtmässigen Aneigner, Abschaffung des kleinen Zehnten u. s. w. Aber zwischendurch laufen auch politische Forderungen, so verlangen sie die Abschaffung der Leibeigenschaft und das Recht der freien Predigerwahl.

Je näher wir der modernen Zeit kommen, desto häufiger sehen wir, wie die wirthschaftlichen und politischen Momente beim Klassenkampf ineinander greifen. Besonders scharf ausgeprägt erscheint das in revulotionären Zeiten, wo der Kampf stürmisch geführt wird und es den kämpfenden socialen Gruppen besonders klar zum Bewusstsein kommt, dass die Ausdehnung der politischen Rechte das sicherste Mittel ist, die ökonomische Lage zu heben. Aber auch sonst zielt der für die materiellen Interessen geführte Kampf oft zugleich auf eine Eroberung politischer Rechte ab. Es erklärt sich aus den Verhältnissen des modernen Lebens, warum diese Elemente des Klassenkampfes zeitlich und örtlich getrennt sind.

Ein rein wirthschaftlicher Kampf findet statt in der Form von Arbeitseinstellungen der Arbeiter und Lockouts der Unternehmer. Gleichviel, ob der Streik auf ein Unternehmen beschränkt bleibt, oder sich gegen viele Unternehmer, womöglich eines ganzen Industriezweiges, richtet, stets bleibt er ein Kampf um wirthschaftliche Interessen; die Höhe der Löhne, Berechnungs- und Zahlungsmodus derselben, die Dauer der Arbeitszeit, Bestimmungen der Fabrikordnung — das sind die Grundfragen, um die der Streit sich dreht. Daneben geht aber, von diesem rein wirthschaftlichen Kampf losgelöst, der politische Kampf, in

dem Wahlkampf kulminirend. Die Fraktionen in den Parlamenten sind die politischen Vertreter der in der Gesellschaft kämpfenden Gruppen. Arbeiter-Koalitionen werden um so leichter ihre Ziele durchsetzen, je freier das Vereins- und Versammlungsrecht, je demokratischer die ganze politische Verfassung. Nicht mit Unrecht spielt daher das Koalitionsrecht in den politisch-parlamentarischen Kämpfen eine so hervorragende Rolle. Erst die politischen Rechte der besitzlosen Klassen geben ihrem ökonomischen Kampfe den nöthigen Nachdruck. Deshalb wird in allen Ländern Europas, die dieses Recht noch nicht besitzen, das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht von dem Proletariat in erster Reihe gefordert. Je bewusster das Leben der Völker ist, desto enger verknüpfen sich mit den wirthschaftlichen Interessen, die den Kampf herrufen, politische Ziele. Nur bei starker Rückständigkeit der Besitzlosen kann etwa das Bewusstsein dieses engen Zusammenhanges zwischen wirthschaftlichem Fortschritt und politischen Rechten fehlen, nur dann können die Arbeiter glauben, wenn sie durch gelegentliche Streiks hier und da günstigere Arbeitsbedingungen erringen, dass damit allein bereits ein wesentlicher und dauerhafter Fortschritt erzielt sei. Aber bei höherer geistiger Entwicklung des Volkes siegt die Erkenntniss, dass vereinzelte Errungenschaften auf wirthschaftlichem Gebiete, auch wenn sie an und für sich bedeutend erscheinen, nur dann als gesichert gelten können, wenn das Volk zugleich einen entsprechenden Einfluss auf die staatliche Gesetzgebung gewinnt. Je grösser dieser Einfluss, desto grösser die Aussicht auf eine den wirthschaftlichen Interessen des Volkes günstige Rechtsentwicklung. Das Bewusstsein, dass politische Macht ein Hebel für die Erreichung wirthschaftlicher Zwecke sei, ist seit lange den Besitzenden in Fleisch und Blut übergegangen und prägt sich in den politisch-parlamentarischen Kämpfen der herrschenden Klassen deutlich aus. Das Proletariat hat aber erst das Anwachsen der socialistischen Bewegung diese Ueberzeugung verbreitet. Noch im 1. Viertel dieses Jahrhunderts forderte William Cobbett leidenschaftlich das englische Proletariat auf, es müsse „nicht Roastbeef verlangen, sondern Rechte, die die Möglichkeit verschaffen, Roastbeef zu bekommen.“ „Wenn Socialreformen nothwendig sind, — sagt Louis Blanc — so ist eben damit auch die politische Reform nothwendig. Jene ist

der Zweck, diese das Mittel. Es genügt nicht, wissenschaftlich über die Prinzipien der Association zu diskutiren und zu erörtern, wie die Arbeit gemäss den Forderungen der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Humanität zu ordnen sei, vor allem muss man in der Lage sein, das als richtig Erkannte auch zu verwirklichen. Macht ist organisirte Kraft. Die Macht ist gestützt auf die Parlamente, die Gerichtshöfe, die Soldaten, d. h. auf die dreifache Kraft der Gesetze, der Gerichtsurtheile, der Bajonette. Wer diese Waffe nicht in der Hand hat, gegen den wird sie sich immer kehren“ [97]). In den 60 Jahren, die, seitdem Blanc dies schrieb, verflossen sind, ist dieser Gedanke zum internationalen Gemeingut des ganzen kämpfenden Proletariats geworden.

So nimmt der Klassenkampf neben den ökonomischen zugleich nothwendig politische Formen an. Jeder politische Erfolg zieht neuen Machtzuwachs nach sich. Einzelne Forderungen auf dem Gebiete der Politik sind geradezu von fundamentaler, die meisten ökonomischen Detailforderungen weit überragender Bedeutung. Es erscheint aus diesem Grunde zweckmässig, grosse Kraft darauf zu verwenden wo möglich viel für die Massen auf dem Gebiete der politischen Rechte zu erreichen. Die Thätigkeit nach dieser Richtung hin ist auch dann höchst fruchtbar, wenn sie mit keinen Forderungen, die sich auf ökonomische Reformen beziehen, verknüpft ist. Derart sind in erster Linie alle Anstrengungen, die der Demokratisirung des Wahlrechtswillen gemacht worden sind. Wenn nun die unterdrückten Massen um das Wahlrecht kämpfen, brauchen sie diesem rein politischen Kampfe kein ökonomisches Programm beizufügen: der Sieg in so einem Kampfe hat für das ganze Volk einen viel höheren Werth, als einzelne ökonomische Vortheile, die durch den Kampf errungen oder von der Staatsgewalt octroyirt werden. Und von hoher Bedeutung ist ebenso der Kampf für die Rechte der Frauen, der gewissermaassen auch als Klassenkampf aufgefasst werden kann. Auch dieser Kampf hat vor allem einen politischen Charakter. Die Frau strebt rechtliche Gleichheit mit dem Manne an. Das Bewusstsein, dass die Erweiterung der Frauenrechte den Frauen und der ganzen Gesellschaft grosse und mannigfaltige Vortheile bringen würde, macht diesen Kampf zum rein politischen, dem andere Elemente nicht beigefügt werden. Kurz in unserer Zeit wird der Kampf socialer Gruppen nur

dann auf rein wirthschaftlichem Gebiete geführt, wenn diese Gruppen politisch gleich gestellt sind. So die Bodenbesitzer und Kapitalisten in vielen Ländern. Sobald jedoch eine unterdrückte Gruppe an dem Kampf betheiligt ist, die nicht im Vollgenuss aller Rechte steht, über welche die herrschenden Klassen verfügen, so wird im Kampfe neben den wirthschaftlichen Forderungen stets die Forderung politischer Gleichberechtigung aufgestellt; oder der Kampf wird auch gänzlich ein Kampf ums Recht.

Welche Rolle jedoch spielt in diesem Kampfe die Religion, auf die die Streiter sich oft berufen? Man darf ihre Bedeutung in dem Kampfe jedenfalls nicht überschätzen. Sie allein ist nie das ausschlaggebende Moment, hinter der Berufung auf die Religion pflegen immer sehr reale gesellschaftliche Interessen zu stehen. — Der Begründer der christlichen Kirche erlitt den Kreuzestod. Der erbitterte Kampf, den die orthodoxen Juden gegen ihn führten, und die Rachsucht, mit der sie ihn der Kreuzigung überlieferten, hat nicht darin seinen Grund, dass Christus eine neue Religion lehrte, sondern dass er eine andere Lebensweise, andere Sitten verlangte als die mosaische Gesetzgebung. In Judäa gab es zu jener Zeit viele Sekten, deren Vertreter in langathmigen Disputationen miteinander stritten. Aber in Jesu Lehre lag ein sociales Moment und dieses war es, das die wirklich praktische, nicht bloss die theoretische Feindschaft der Pharisäer, der Wortführer der herrschenden Klassen, herausforderte [98]). Der Begründer der neuen Religion predigt wider die Reichen; er erklärt sie als unwürdig, in das Reich Gottes einzugehen, kurz er erschüttert die Grundlagen der bestehenden materiellen Ordnung, die jedenfalls den wohlhabenden Bürgern Judäas theuerer war als Gesetz und die Propheten. Auch das alte Rom, das den Christen den Kampf auf Leben und Tod erklärte, kümmerte sich wenig um die christlichen Dogmen. Das, was hier Aergerniss erregte, war gleichfalls, dass die neue Lehre zur hergebrachten Ordnung der Dinge in Widerspruch trat.

Und so auch später. Man denke an die wüthenden Verfolgungen der Ketzer, z. B. der Albigenser und Waldenser. Auch damals waren es nicht dogmatische Ansichten, die den Kampf heraufbeschworen, wenn gleich die katholische Kirche angeblich zum Schutz des Glaubens ins Feld zog; die wirklichen Gründe waren anderer Art. Geleitet und organisirt wurden die

Verfolgungen von den Spitzen der katholischen Geistlichkeit; und diesen waren jedenfalls die Zehnten der gläubigen Gemeinden wichtiger, als die Dogmen des Glaubens. Der Klerus fürchtete weit mehr die materiellen Folgen der Ketzerei, als die neuen Dogmen derselben. Der König von Frankreich und die französische Ritterschaft, die erbarmungslos über die Sektirer herfielen, wussten sehr wohl, warum sie das thaten. Die Kirche war sozusagen die geistige Schutzwehr ihrer eigenen Macht. Wenn das Volk sich erst erdreistete in anderer Weise als seine Herren zu beten, da konnte man auch gewärtig sein, dass es die Frechheit vielleicht noch weiter trieb und den Gehorsam auch in anderen Punkten, wo es sich um sehr materielle Interessen der Herrschenden handelte, verweigerte.

Aehnlich ist die Reformation zu beurtheilen. Dass es den Führern derselben mit der Religion ernst war, kann keinem Zweifel unterliegen. Luther, ein Mann von tiefer Religiosität und ursprünglich dem Papste rückhaltlos ergeben, war durch die schreienden Missbräuche der katholischen Kirche aufs tiefste in seinem Gewissen verletzt. Als er seine berühmten Thesen an die Schlosskirche in Wittenberg anschlug, und diese in Deutschland bekannt wurden, jubelten alle, die gleich ihm über das Gehaben des damaligen Katholizismus empört waren, dem kühnen Wahrheitskämpfer zu. Jedoch würde die Auflehnung Luthers nicht den furchtbaren Kampf heraufbeschworen haben, der alsbald entbrannte, wenn er allein gegen die Lehren der katholischen Kirche aufgetreten wäre. Nur eine tendenziöse Geschichtsschreibung könnte behaupten, dass Leo der Zehnte und seine lasterhaft üppigen Kardinäle und Prälaten ebenso wie die deutschen katholischen Fürsten etwa bloss gegen die neuen Ceremonien oder den neuen Glauben mit solcher Leidenschaft zu Felde gezogen seien. Das Wesentliche war, dass sich hinter der Verwerfung der Dogmen eine drohende Perspektive erhob: Die Macht und der materielle Reichthum der Geistlichkeit, vor allem der Kirchenfürsten selbst, war durch die neue Bewegung bedroht. Gleichermaassen waren alle jene Kurfürsten, Herzöge und Grafen, die sich gegen den Papismus erhoben und auf Seiten der Reformation traten, nicht sowohl deshalb lutherisch geworden, weil sie plötzlich für dies oder jenes Dogma des Protestantismus Begeisterung empfanden, als vielmehr deshalb,

weil man auf Grund der neuen Lehre sehr bequem die alten Kirchengüter konfisziren konnte.

Aehnlich erklärt sich auch der Kampf der russischen Kirche gegen die „Raskolniki“. Die Raskolniki vertreten offiziell die alten Gebräuche, die Tradition, die dem Durchschnittsmenschen, vor allem dem Ungebildeten, so überaus theuer ist. Mit einem Pfluge pflügen, wie ihn die Väter und Grossväter geführt, auf einem Webstuhl weben, wie ihn die Voreltern schon in Gebrauch hatten, Lieder singen, die von Generation zu Generation sich fortgeerbt, in alter Weise freien, die Tradition auf die Kinder fortpflanzen und dann beruhigt sterben, das ist die einfache, klar bestimmte Norm, von der das Wollen primitiver Menschen beherrscht ist. Alle Neuerungen schrecken und ängsten sie. Das waren die psychologischen Voraussetzungen, aus denen sich die Bewegung der Raskolniki, ihre Auflehnung gegen die vom Patriarchen Nikon veränderten Kirchenbücher erklärt. An sich hätte dieser Zwiespalt das russische Volk nie in blutige Kämpfe stürzen können, wenn nicht der Staat und die ihm willfährige Kirche sich in ihrer Macht und in ihren Interessen durch diese religiöse Volksbewegung bedroht gefühlt hätten. Die Staatsmacht hatte sich einmal in dieser Frage engagirt und liess nun rücksichtslos die alten Bücher vernichten und bestand auf der Abänderung der kirchlichen Ceremonien. Sie wollte, dass ihre Anordnungen, ob sie nun die Steuererhebung, den Bau neuer Festungen, den Krieg gegen die Türken, oder ob sie die Religion betrafen, vom Volke jedenfalls blindlings befolgt würden. Und wie jedermann eine strenge Strafe verdiente, der die vom Zaren auferlegte Steuer verweigerte, so musste auch jeder, der die neuen vom Staate gutgeheissenen Kirchenbücher nicht anerkannte, oder das Zeichen des Kreuzes mit zweien statt mit drei Fingern, wie es befohlen war, schlug, seine Strafe erleiden. So wollte das der Allmachtswahn dieser despotischen Regierung. Und mit ihr war der offizielle Klerus verbündet, der seine alte Machtfülle und die damit verknüpften materiellen Interessen zu vertheidigen hatte. Die materiellen Interessen traten besonders unverhüllt zu Tage, als die erste Zeit des scharfen Kampfes vorüber war. Man wusste aus den Raskolniki, die sich über ganz Russland verstreuten, alsbald regelmässige Einnahmen für die Beamtenschaft und den Kurse zu ziehen.

Die orthodoxe Geistlichkeit, die mit solchem Feuereifer die alte Schrift und die alte Form der Bekreuzigung verdammte, sowie die Bureaukratie liess sich herab, die Ketzer zu dulden, sobald diese sich bereit fanden, mit klingender Münze die Erlaubniss für ihren polizeiwidrigen Glauben zu bezahlen. So war die Duldung, die man den Raskolniki erwies, bis in die letzte Zeit hinein beschaffen, und diese Politik wird bis auf den heutigen Tag vielen russischen Sekten gegenüber befolgt.

Oder man denke an den Kulturkampf gegen die katholische Kirche im deutschen Reich. An sich konnten der deutschen Regierung die Dogmen und religiösen Gefühle der Katholiken ganz gleichgültig sein. Aber der Kampf hatte in Wahrheit einen politischen Charakter. Die Katholiken hatten gehofft, dass das neugeeinte deutsche Reich die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes begünstigen werde. Als dann die Thronrede vom Jahre 1873 sich gegen die Einmischung Deutschlands in die innere Politik fremder Staaten aussprach und damit jene Hoffnungen zu Boden schlug, stimmte das Centrum gegen die Huldigung, mit der der Reichstag die Thronrede beantworten wollte. Die Antwort darauf waren die Maigesetze von 1873 und 1874, die sich gegen keinerlei Dogmen richteten, wohl aber diejenigen Mitglieder des Klerus mit Strafe bedrohte, die bei Ausübung des Kirchendienstes in einer, die öffentliche Ordnung bedrohenden Weise Staatsangelegenheiten besprechen würden; ferner wurde der Jesuitenorden aus Deutschland verbannt, die Civiltrauung eingeführt, die Schule verweltlicht, die Regierung erhielt das Recht, die Priester und Bischöfe zu ernennen und in Preussen wurde ein besonderes königliches Gericht, das über die kirchlichen Angelegenheiten entscheiden sollte, eingesetzt. Mit einem Worte die weltliche sociale Macht der Kirche war bedroht. Treffend hat Ziegler gesagt: „Niemals ist der Katholizismus im ganzen politischer d. h. weniger religiös, niemals streitbarer d. h. dem Geiste des Christenthums ferner gewesen als in den siebziger Jahren. Seine Bischöfe wurden Diplomaten oder Heerführer, seine Pfarrer Fraktionspolitiker und seine Kapläne Agitatoren und Journalisten und selbst die Kanzeln wurden immer aufs neue zu Wahlreden und demagogischen Aufreizungen missbraucht; die sittlich-religiöse Aufgabe der Kirche kam darüber am meisten bei der Geistlichkeit selber und durch sie zu kurz“ [99]).

Wenn alle diese bischöflichen Politiker und Parlamentsredner nicht eigentlich für den Glauben sondern nur für die äussere Macht ihrer Kirche stritten, so bekämpfte andererseits die deutsche Regierung diese kirchliche Macht nur so lange, als das junge Kaiserreich in den Nationalliberalen einen genügenden Hinterhalt zu haben meinte. Sobald das aufhörte, musste die Regierung, um das Centrum zu gewinnen, der katholischen Kirche wieder entsprechende Konzessionen machen.

Je weiter wir uns von der Gegenwart entfernen, desto grösser erscheint die Rolle, welche religiöse Gefühle und Glaubensvorstellungen in den geschichtlichen Kämpfen spielen. Je niedriger das Niveau der geistigen Entwicklung, desto fester hängt der Mensch an bestimmten Glaubensbekenntnissen und Kultusformen. Je mehr wir uns der Neuzeit nähern, desto klarer treten andererseits auch in den sogenannten Religionskämpfen die dahinter verborgenen socialen Verhältnisse und Machtinteressen als das bestimmende Moment hervor. Aber auch bereits in den entlegensten Zeiten war die Grausamkeit des Kampfes wesentlich dadurch mitbedingt, dass diejenigen, die ein neues Glaubensbekenntniss verfolgten, damit zugleich für die Aufrechterhaltung ihrer mit dem alten Glauben verknüpften politischen und materiellen Macht kämpften.

Die Formen des socialen Kampfes hängen vor allem von der politischen Verfassung der Gesellschaften ab und sind dem entsprechend sehr verschieden, was aber nicht ausschliesst, dass in fortgeschrittenen wie in rückständigen Ländern oft in ganz ähnlicher Weise an die physische Gewalt appelliert wird. Die Kämpfenden, ob gebildet oder ungebildet, treten mit den Waffen in der Hand hinaus auf die Strassen von Paris, Berlin, Mailand; die Bevölkerung eines weltverlorenen russischen Dorfes, deren Wuth sich gegen einen benachbarten Gutsbesitzer wendet, zieht mit Flinten, Beilen, Schaufeln gegen die hinzugezogenen Soldaten. Die Rauferei schweizerischer und italienischer Arbeiter auf den Strassen der alten Kulturstadt Zürisch erinnert in ihren äusseren Formen durchaus an die antisemitischen Ausschweifungen unter dem parlamentarischen Regime Oesterreichs und an die Judenhetzen in Charkow, Crementschug, Elisabethgrad. Aber in friedlichen Zeiten sind die Kampfmethoden in der Gesellschaft äusserst verschieden und differenziert.

In rückständigen Ländern, wo das sociale Leben durch den Despotismus in Fessel geschlagen ist, fehlt diese Differenzierung noch fast ganz. Hier giebt es keine Arena, auf der die Wünsche und Forderungen der verschiedenen socialen Gruppen verfochten werden könnten; nur in der Presse kommen die streitenden Gegensätze zu einem konzentrierten Ausdruck. Doch auch diese kann ihrer Aufgabe nur in relativ beschränktem Maass gerecht werden, da jede Kritik der autokratischen Regierung verboten ist.

Im Uebrigen kommen die Gegensätze in den politischen Körperschaften wenigstens in gewissem Maasse zum Ausdruck. So in Russland, in den Zemstwos der verschiedenen Gouvernements. In diesen sind die herrschenden und — wenn auch in sehr beschränktem Umfange — die armen Klassen vertreten. Einzelne aufgeklärte Deputierte aus dem Kreise des Mittel- und Grossgrundbesitzes mit den Abgeordneten des niederen Volkes zusammen treten hier für die Interessen der Bauern, des ländlichen Proletariats und überhaupt für alle kultur- und volksfreundlichen Maassnahmen ein. Wie bescheiden immer der Kreis der Angelegenheiten ist, die der Kompetenz der Zemstwo unterliegen, wie geringfügig die Vollmachten dieser Körperschaften, besonders seit dem Gesetze von 1890 sind, der Kampf wird hier unablässig geführt, und diesem Kampfe ist es dann auch zu danken, dass seit Begründung der Zemstwo die Verhältnisse auf den russischen Dörfern sich einigermaassen gebessert haben.

In ihrem engen Kreise haben diese Körperschaften so manches Tüchtige geleistet. Gleich in dem ersten Jahre des Bestehens der Zemstwo beginnt eine planmässige Thätigkeit auf dem Gebiete der Volksschule und des Medizinalwesens. Die Leistungen sind naturgemäss da am grössten, wo im Zusammenhang mit den besonderen lokalen Verhältnissen in den Zemstwo ein demokratischer Zug herrscht, so in den Gouvernements Watka und Perm. Auch da, wo der städtische Einfluss dominirt und manche tüchtige volksfreundliche Vertreter der bürgerlichen Intelligenz in die Zemstwo gebracht hat (im Gouvernement Moskau), ist mancherlei Gutes durchgesetzt. Die Erfolge der von den Zemstwo errichteten Schulen arbeiten einer späteren Einführung des allgemeinen Schulzwanges vor. Aber selbst da, wo die Wirksamkeit der Zemstwo besonders fruchtbringend ist, wird kein Schritt vorwärts ohne Kampf gemacht. Jeder neue

ärztliche Posten und jede neue Volksschule mussten von den besten demokratisch gesinnten Deputirten gegen den mehr oder minder nachdrücklichen Widerstand der herrschenden Klasse in hartnäckiger Opposition errungen werden. In den Bezirken jedoch, wo die Gutsbesitzer in den Zemstwo überwiegen, ist es mit der Sorge um jene Kulturaufgaben äusserst übel bestellt: so in vielen Bezirken der Gouvernements Pensa, Kaluga, Smolensk u. A. m., wo nur einige wenige Repräsentanten der Bauernschaft und der Gutsbesitzer für die Interessen der armen Klassen eintreten. Aehnliches gilt von der Stellungnahme anderen Problemen des socialen Lebens gegenüber, z. B. gegenüber der Frage, ob und wie der Grundbesitz der Bauern erweitert und eine zweckmässige bäuerliche Landbesiedelung ins Werk gesetzt werden kann? In Gouvernements mit starkem Uebergewicht der Gutsbesitzer, z. B. Pensa, werden diese Fragen überhaupt nicht berührt. Würden sie aufgeworfen, so kann man sicher sein, dass die Versammlungen darüber alsbald zur Tagesordnung übergehen würden. In Gouvernements mit weniger reaktionärer Vertretung, so in Moskau, Twer, Jaroslaw werden diese Fragen nicht nur in den Zemstwo ventilirt, sondern es werden auch immerhin einige Maassnahmen zu ihrer Lösung ergriffen. Auch bei der Frage, wie der Kredit für die ärmsten Bauern und die kleinen Gewerbetreibenden zu organisiren sei, wiederholt sich dasselbe. In der Mehrzahl der Zemstwo wurde darüber verhandelt, in einigen Gouvernements wurden vereinzelte, gewöhnlich sehr bescheidene Maassnahmen in diesem Sinne durchgesetzt. Am meisten wurde für die Erleichterung des Kredits im Gouvernement Perm gethan, welches ein entschieden demokratisch zusammengesetztes Zemstwo mit starker Vertretung der kleinen Leute besitzt. Der Kampf zwischen den fortschrittlichen und reaktionären Elementen in den Zemstwo lässt sich auch in den Debatten über Maassnahmen verfolgen, die allgemeinen Interessen, nicht speziell denen der Armen dienen. So z. B., wenn es sich um statistische Untersuchungen handelt. Man sollte meinen, dass solche Enqueten der Gesammtbevölkerung erwünscht sein müssten, weil ohne sichere statistische Kenntniss die ganze Thätigkeit der Zemstwo gewissermassen in der Luft schwebt. Bis in die statistischen Untersuchungen hinein macht sich der Einfluss der Klasseninteressen bemerkbar. Eine un-

parteiische Statistik muss ihre Untersuchungen auch auf die unbequemen, kompromittirenden Thatsachen erstrecken; also z. B. auch auf die wucherisch hohen Pachtzinsen, die die Grundherren den Bauern abverlangen, auf die Lohnsklaverei der ländlichen Arbeiter, die in Zeiten der Missernte Vorschüsse von den grossen und mittleren Gutsherren nehmen müssen und so in gänzliche Abhängigkeit von ihnen gerathen; auf die Ausnützung der von rechtswegen den Bauerngemeinden zukommenden Ländereien durch die Gutsherren u. s. w. In Gouvernements deren Zemstwo vorwiegend aus Gutsbesitzern, also meist Reaktionären zusammengesetzt sind, z. B. in Pensa, Smolensk, Kaluga, werden auch aus diesem Grunde statistische Arbeiten konsequent abgelehnt. In anderen Gouvernements, z. B. Rjasan, wurden die kaum begonnenen vorzüglichen Arbeiten alsbald durch Majoritätsbeschluss sistirt. In den vorwiegend bäuerlichen Gouvernements, wie Wjatka, oder in Gouvernements mit hervorragender Betheiligung der besten bürgerlichen Elemente — in Moskau, Cherson, Tschernigoff — dagegen geschieht alles zur Förderung der statistischen Untersuchungen.

Man würde sich aber die russischen Verhältnisse viel zu rosig vorstellen, wenn man annehmen würde, dass die Kämpfe in der Presse und in den Zemstwo einen wirklich bedeutenden Einfluss auf die Gestaltung des socialen Lebens ausübten. Man darf nicht vergessen, dass eben der Staat in Russland eine besondere, selbstständige und übermächtige Klasse ist und alles Wesentliche von sich aus und im Interesse der Bureaukratie regulirt.

Sobald eine sociale Gruppe ihre Interessen mit Nachdruck geltend machen will und dabei irgendwie mit den Intentionen der Regierung in Widerspruch geräth, wird die Opposition einfach unterdrückt. Daher ist allen fortschrittlichen Bestrebungen in den Zemstwo ein sehr enger Rahmen gesteckt. Das ist der Grund, warum der Kampf der socialen Gruppen in Russland grossen Theils sozusagen hinter geschlossenen Thüren vor sich geht. Man sucht eben von hinten herum bei der allmächtigen Regierung Einfluss zu gewinnen; dieser Weg führt umso sicherer zum Ziele, je mehr die Interessen der jeweils interessirten Gruppen mit den Interessen der Regierung zusammenfallen. So z. B. sind der russischen Regierung alle Zölle sehr willkommen;

daher finden die Wünsche der Industriellen nach Erhöhung der Schutzzölle immer ein williges Gehör. Zollkämpfe, die in Westeuropa in breitester Oeffentlichkeit ausgefochten werden, entscheidet man hier in den stillen Räumen der Ministerien und Kanzleien.

Ein anderes Beispiel dafür ist die Ausführung der Fabrikgesetze. Obwohl in einem Lande, wie Russland, die Arbeiterschutzgesetzgebung der Willkür der Unternehmer nur sehr geringe Schranken setzen kann, wird sie von diesen doch immerhin übel empfunden. Die Unternehmer wollen die Fabrikgesetze beseitigen; und auch hier handelt es sich nur darum, die Gunst der maassgebenden Beamten zu gewinnen. Die ganze Aktion reduzirt sich darauf, dass die vertraulichen Klagen der bedeutendsten und einflussreichsten Unternehmer gegen die Fabrik-Inspektion vertrauliche Verordnungen der Regierung veranlassen, in denen die Beamten angewiesen werden, nicht zu eifrig bei der Ausführung der Gesetze vorzugehen. Diese einfache aber praktische Kampfesweise, die mit den allerniedrigsten Mitteln persönlicher Beeinflussung arbeitet, ist natürlich nur den besitzenden Klassen zugänglich.

Die Besitzlosen stehen den leitenden Beamten so fern, dass sie nur in ganz vereinzelten Fällen mit ihren Beschwerden bis zu die höchsten Instanzen vordringen können. Die Bauern, da von einer Organisation der ländlichen Bevölkerung überhaupt nicht die Rede ist, führen eine Art gesetzlosen Kleinkrieges gegen ihre direkten Ausbeuter, die Gutsbesitzer. Widerrechtliche Benutzung fremder Wiesen, Holzdiebstahl und Diebstahl überhaupt, sowie Kontraktbruch, sind auf dem Land alltägliche Erscheinungen. Das beweist aber nicht eine sittliche Verkommenheit der Bauern und Landarbeiter, wie es die Besitzenden darzustellen belieben, sondern zeigt nur den gährenden Klassenhass der Unterdrückten gegen die Wohlhabenden. Diese Thatsachen sind an sich allerdings nichts weniger, als erfreulich; aber so schwer sie ins Gewicht fallen, sie werden überwogen durch die Gesetzwidrigkeiten, die sich die Gutsbesitzer der ländlichen Bevölkerung gegenüber zu Schulden kommen lassen. Die industriellen Proletarier, obschon gleichfalls unterdrückt, rechtlos und unwissend, haben gegenüber den Bauern doch wenigstens die Möglichkeit eines solidarischen Vorgehens, weil die Produktion selbst sie vereinigt. Sie können unter Umständen einen Streik

zu Stande bringen, der für sie immerhin noch bessere Chancen als die Methode des bäuerlichen Kleinkrieges bietet.

In der abendländischen Welt tritt dieser Kleinkrieg und das Intriguenspiel in den Kanzleien allmählig in den Hintergrund. Die socialen Kämpfe können sich dort frei und in voller Oeffentlichkeit entfalten. Die Parlamente, die Presse und die mannigfachen Organisationen bürgen dafür. Die Blätter welche die Tagesfragen besprechen, werden von Millionen gelesen. Für das Proletariat ist politische Freiheit — Vereins-, Versammlungs-, Press-Freiheit — die erste Bedingung für Erfolge in diesem Kampfe. „Diese Freiheiten bedeuten Licht und Luft für das Proletariat und wer sie ihm vorenthält, oder die Arbeiter von dem Kampfe um Gewinnung und Erweiterung dieser Freiheiten abhalten will, der gehört zu den schlimmsten Feinden des Proletariats, mag er auch noch so grosse Liebe für dasselbe fühlen oder heucheln, mag er sich Anarchist oder Christlichsocialer oder wie immer sonst nennen“ [100]).

VI.

Lorenz Stein war der Erste, der die Behauptung aufstellte, der Klassenkampf habe im neunzehnten Jahrhundert eine viel schärfere Form als jemals früher angenommen. Stein meint, die Lehre von Adam Smith, wonach die Arbeit die Erzeugerin aller Reichthümer sei, habe hierzu den ersten Anstoss gegeben. Diese Lehre wurde alsbald Gemeingut, und die Arbeiterklasse begann, daraus Folgerungen zu ziehen und die Widersprüche des gesellschaftlichen Lebens zu erkennen. Auf der einen Seite unermesslicher Reichthum, der durch arbeitstheilig organisirte Arbeit geschaffen ist, auf der anderen Seite — die Arbeiterklasse selbst — ewig zur Armuth verdammt. Das musste revolutionirend wirken. Umsomehr da, als die Bürger in ihren politischen Rechten gleichgestellt wurden, diese Gleichheit im denkbar schärfsten Kontrast zu den Ungleichheiten der Einkommensvertheilung stand. Die Arbeiter mussten naturgemäss auch eine Beseitigung des privaten Kapital-Eigenthums und einer Antheilnahme an den Gütern, die auf dem Prinzip der persönlichen

Arbeitsleistung basirt war, fordern. Und die Wucht dieser Forderung musste dadurch verstärkt werden, dass sie für die Oekonomie nur die Konsequenzen aus dem Prinzip der rechtlich freien Persönlichkeit zu ziehen schien. Dieses gemeinsame Bewusstsein schweisst die Arbeiter zu einem Ganzen zusammen[101]).

Als Stein den Klassenkampf in Frankreich studirte, herrschte noch die Anschauung, dass die Bewegung der Gesellschaft und ihrer Gruppen durch Ideen regiert werde. Heute wissen wir, dass der Impuls, der das Proletariat zum Kampfe treibt, in erster Linie von dem wirthschaftlichen Leben selbst gegeben wird. Obwohl die Lehre Smith' zu Beginn des vorigen Jahrhunderts grosse Verbreitung fand, so ist doch ihr Einfluss zweifellos auf die Klasse der Industriellen und Kaufleute beschränkt geblieben und kann die Arbeiter nicht erreicht haben. Und selbst, wenn diese Lehre tief in die Arbeiterschichten eingedrungen wäre, hätte sie immer noch nicht die Wirkung haben können, die Stein ihr zuspricht. Wo Adam Smith von der Arbeit als Schöpferin des Reichthums redet, meint er stets die mit Kapital ausgerüstete Arbeit, immer erkennt er die Rechte der Kapitalisten auf den Profit als legitim und nothwendig an. Deshalb ging die Lehre Smith' vielmehr dahin, dass nicht die Arbeit schlechthin, sondern die Arbeit des Arbeiters zusammen mit den Produktionsmitteln des Kapitalisten den Reichthum schaffe. Auch der weitere, von Stein angeführte Erklärungsgrund besagt wenig. Der Widerspruch, der zwischen der Gleichheit der Staatsbürgerrechte und der Einkommensungleichheit besteht, kann nur bei einem bereits geschulten Verstand zum Bewusstsein kommen. Und in der That, nur sehr allmählich und langsam wurde das Bewusstsein dieses Widerspruchs, so wie es heute der Fall ist, zum Gemeingut der Massen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war jedenfalls das Proletariat nicht so weit entwickelt, um derartige, schon ziemlich komplizierte Schlussfolgerungen zu ziehen. Ausserdem hatte noch bis vor kurzer Zeit das Kleingewerbe eine solche Ausdehnung, dass sehr Viele auch aus den Reihen der Lohnarbeiter eventl. zur wirthschaftlichen Selbstständigkeit gelangen konnten. Noch weniger wird das dritte von Stein angezogene Moment wirken, dass die wirthschaftliche Gleichheit als eine Konsequenz der freien Per-

sönlichkeit erscheine. Derartig komplizierte Gedankengänge können nicht bei der Masse des Proletariats, ja nicht einmal bei der Mehrheit seiner Vorkämpfer Eingang gefunden haben. Die These Stein's ist umso künstlicher, als das Postulat, dass das Einkommen sich nach der persönlichen Arbeit und nur nach ihr richten solle, keineswegs eine logisch zwingende Schlussfolgerung aus der staatsbürgerlichen Gleichheit ist. Aus dieser Rechtsgleichheit und Freiheit können ebensowohl ganz andere Folgerungen gezogen werden, z. B. die Forderung von allerhand Socialreformen, wie sie heute unter lautem Beifall der Nationalökonomen, Politiker und Philanthropen theilweise durchgeführt werden, Reformen, denen ihre begeisterten Anhänger nachrühmen, sie wirkten auf eine Milderung der ökonomischen Ungleichheit hin.

In Wahrheit ist die gesteigerte Intensität des Klassenkampfes im 19. Jahrhundert die Folge davon, dass die neuen Produktionsbedingungen eine neue Klasse, die modernen industriellen Lohnarbeiter geschaffen haben, eine Klasse, die früheren Perioden unbekannt war. Diese neue Gruppe war es, die, mit allen Traditionen der Vergangenheit brechend, den socialistischen Idealen sich zuwandte. Die industriellen Centren, wie die Arbeiterviertel der Grossstädte schufen erst den Boden, auf welchem für das neue Ziel gekämpft werden konnte. — „In den Miethskasernen, in den gewaltigen Fabriken, in grossen Versammlungen und Vergnügungslokalen findet sich der einzelne von Gott und der Welt verlassene Proletarier mit seinen Leidensgefährten wieder zusammen, als Glied zu einem neuen riesigen Organismus. Hier sind neue Gemeinschaften in der Bildung begriffen und diese neuen Gemeinschaften tragen Dank der modernen Technik kommunistisches Gepräge. Und sie entwickeln sich, wachsen, festigen sich, in dem Maasse wie die Reize des individuellen Daseins für den einzelnen schwinden: je öder die Dachkammer in der Vorstadt, desto anziehender die neuen Gemeinschaftscentren, in denen sich der Vereinsamte gleichsam als Mensch erst wieder findet. Das Individuum verschwindet, der Genosse entsteht. Einheitliches Klassenbewusstsein bildet sich aus und die Gewöhnung an kommunistische Arbeit und kommunistischen Genuss“ [102]).

Die neuen Arbeitsbedingungen machten das Klassenbewusstsein und den Klassenkampf schärfer. Wie wirken aber weiter,

diese Frage taucht hier auf, die Aenderungen in der materiellen Lage des Proletariats auf die Kampfweise desselben zurück?

Bisher ist der Streit darüber, ob die Lage der Arbeiter im 19. Jahrhundert sich gehoben oder verschlimmert hat, noch nicht verstummt. In einer berühmten Stelle seines ‚Kapitals' hatte Marx erklärt, mit der Verminderung der Zahl der Kapitalmagnaten „wachse die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten vereinten und organisierten Arbeiterklasse“[103]). Hieran hat die in der socialistischen Litteratur weit verbreitete Auffassung angeknüpft, dass die materielle Lage der Arbeiterklasse in dem Maasse, als die maschinelle Produktion sich ausdehne, immer unerträglicher, der Klassenkampf immer intensiver werden müsse.

Eine nähere Untersuchung der wirthschaftlichen Verhältnisse zeigt aber zweifellos, dass die Entwicklung sich nicht immer in dem gleichen Rythmus fortbewegt. Unter dem verheerenden Einfluss der Kriege und Rassenkämpfe ging das Wohlstandsniveau zuweilen für lange Zeit zurück. So z. B. in der Periode nach dem Sturze des weströmischen Reiches, die von der antiken Welt zum Mittelalter hinüberleitet. Ebenso warf der 30jährige Krieg Deutschland weit hinter das früher erreichte ökonomische Entwicklungsstadium zurück. Jedoch lässt sich, abgesehen von solchen Zeiten der Auflösung, gemeinhin sagen, dass der Wohlstand aller Bevölkerungsklassen, wenn man grosse Zeitabschnitte in Betracht zieht, im Steigen begriffen ist, und dass im letzten Jahrhundert, seitdem die Kriege weniger häufig und langwierig geworden sind, die Unterbrechungen der aufwärts gerichteten Tendenz leichter, als in vergangenen Jahrhunderten überwunden werden konnten.

Ist es nun richtig, dass die Lage der besitzlosen Klassen seit Einführung der Maschinen sich absolut verschlechtert hat und in der Zukunft noch immer ungünstiger zu werden droht?

Offenbar nicht, wenn schon in den kritischen Uebergangs-Perioden, wo die Maschinerie stossweise gewaltig vordrang und die handwerksmässige Produktion lahmlegte, in vielen Produktionszweigen die Lage der Arbeiter sich thatsächlich zeitweise verschlechtert hat. So z. B. in Deutschland in den 40er Jahren

des 19. Jahrhunderts, so in den 20er und 30er Jahren in England. Die Fabrikindustrie war hier bereits bedeutend entwickelt, aber der Absatz (speziell ins Ausland) ihrer Produkte war nicht so umfangreich, dass die Industrie alle ihr zur Verfügung stehenden Hände beschäftigen konnte. In diesen Zeiten fiel der Lohn und kolossal schwollen die Massen der unterstützungsbedürftigen Armen an. Die englische Arbeiterklasse machte von 1820 bis Anfang der 40er Jahre besonders schwere Zeiten durch. Unter dem Eindruck dieser Verhältnisse schrieb der junge Engels 1845 ein Werk: „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“, und dieser Eindruck bestimmte nachhaltig seine Auffassungsweise.

Ueber die materielle Lage der europäischen Bevölkerung wird sich Folgendes, ohne Widerspruch zu finden, feststellen lassen: 1. Der Wohlstand der Handwerker der guten alten Zeit, auf den man sich so oft beruft, wird offenbar stark übertrieben. Professor Bücher[105]) weist nach, dass die Lage der Handwerker in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert sehr gedrückt war. Unter den Handwerkern galten die Bäcker und Metzger als die wohlhabendsten. Aber diese Gewerbe waren derart überfüllt, dass in vielen Städten die einzelnen Meister umschichtig nur 2 oder 3 Mal in der Woche Brot backten oder schlachteten. Die Zahl der Gesellen war so gering, dass in vielen Städten auf 6 Meister nur ein Geselle kam. Daher gab das Handwerk im besten Falle nur eine bescheidene Existenz. Das alte Wort von dem goldenen Boden des Handwerks wird von der Geschichte nicht bestätigt. 2. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich die Lage der arbeitenden Klassen, mit Ausnahme einzelner Perioden, absolut gehoben. Je höher die Produktivität der Arbeit, um so günstiger pflegt auch die materielle Lage der Arbeiter selbst zu sein. In England ist sie günstiger als in Deutschland oder Frankreich, in Deutschland günstiger als in Oesterreich u. s. w.

Ueber die Hebung der Löhne, die durch keine Preissteigerung der nothwendigen Mittel paralysirt ist, haben wir für einzelne Länder sogar ziffernmässige Angaben. Zwischen 1830 und 1880 stieg der Arbeitslohn z. B. in England beständig und verdoppelte sich nahezu in der Landwirthschaft (von 11 auf 18 Shilling wöchentlich für Männer, von 4 auf 7½ Shilling für Frauen); er hat sich mehr als verdoppelt in der Textil-Industrie. In den Spinnereien war der wöchentliche Arbeitsverdienst einer

Familie, bestehend aus 2 Erwachsenen und 3 Kindern, im Jahre 1839/40, 21 Shilling, im Jahre 1887, 41 Shilling, die Ausgaben einer solchen Familie für Nahrung, Wohnung, Kleidung und Heizung stiegen in dieser Zeit von 28 auf 34 Shilling. Von 1860—1891 erhöhte sich der Arbeitslohn in England um 18 bis 20 pCt. bei den Landarbeitern, um 20—50 pCt. bei den Baumwollspinnern und Webern, um 19—35 pCt. bei den Eisenarbeitern u. s. w. Block hat für Frankreich die Angaben über 62 Branchen zusammengestellt und kommt zu dem Schluss, dass von 1853 bis 1887 der Arbeitslohn in diesen Branchen um 64—72 pCt. gestiegen sei. Die gleichen Beobachtungen wurden in anderen europäischen Ländern gemacht. Für die neueste Zeit hat man hinsichtlich der Arbeiterverhältnisse in Württemberg Folgendes festgestellt: der durchschnittliche Jahreslohn, der 1891 566,3 Mk. für einen Arbeiter betrug, stieg in den nächsten Jahren ständig und erreichte 1895 die Summe von 621,1 Mk. Die Untersuchung erstreckte sich auf 68 894 Arbeiter im Jahre 1891 (Minimum) und 73 192 im Jahre 1895 (Maximum). Für 4 Städte Oesterreichs (Wien, Graz, Triest und Prag) werden seit Ende der 30er Jahre Angaben über die Löhne einfacher Tagelöhner gesammelt. Setzt man die Lohnhöhe der Jahre 1839—1847 gleich 100, so bezifferten sie sich für die Jahre 1891—1895 auf 309,5, 244,4 Mk.; 185,2 und 465,4. Die Preise der wichtigsten Gebrauchsgegenstände mit Ausnahme der Wohnung sind aber im Vergleich zu denen der 70er Jahre in ganz Europa gesunken.

Die Steigerung des Standard of Life wird auch durch die Angaben der Konsumstatistik bestätigt. Der Verbrauch von Zucker stieg in England von 13,8 kg pro Kopf in den 50er Jahren auf 35,7 kg in den Jahren 1891—1895; in Deutschland von 2,5 kg in den 40er auf 9—10 kg in den 90er Jahren; in Frankreich war der Konsum von weniger als 3 kg in den 30er Jahren auf 11,5 kg in den 90er Jahren gestiegen. Aehnlich iegen die Verhältnisse beim Fleischkonsum. In England stieg dieser von 100,51 kg pro Kopf im Jahre 1868 auf 121,7 in den Jahren 1891—1895; in Frankreich von annähernd 20 kg in den 30er Jahren auf 35 kg im Jahre 1892. Es betrug ferner der Weizenverbrauch in England in der ersten Hälfte der 50er Jahre nur 138,3 kg, in den 80er Jahren 160 kg; in Frankreich stieg der Weizenverbrauch von 162 kg in den 40er auf 206 pro Kopf

in den 90er Jahren. In Deutschland hat, gleichfalls ein günstiges Zeichen, der Roggenkonsum ab-, der Weizenkonsum aber zugenommen. Aehnlich stellt sich die Bewegung bei anderen Volksbedarfsartikeln dar[106]).

Die allgemeinen Lebensbedingungen der Arbeiter haben sich, so unbefriedigend sie auch heute noch sind, entschieden gebessert. Sie bieten in England z. B. nicht mehr ein so trübes Bild, wie es Engel's in den 40er Jahren, oder Marx in seinem „Kapital“ für die Periode der erstbeginnenden Arbeiterschutzgesetzgebung entworfen hat. Auch ist der Volksschulunterricht und die Bildungsgelegenheit für die Arbeiter seither um vieles besser geworden.

Nur darf man diese Hebung, die wir gerne anerkennen, nicht kritiklos übertreiben, und womöglich, wie es manchmal geschieht, die Arbeiter als kleine Kapitalisten hinstellen. Man beruft sich dabei auf die Thatsache, dass an Aktiengesellschaften sehr viele kleine Aktionäre betheiligt sind, und dass die Hauptsummen der öffentlichen Sparkassen aus kleinen Einzahlungen herrühren[107]).

Mögen die Thatsachen stimmen, damit hört aber doch der Proletarier, der in langen Jahren vielleicht 2—3000 Frcs. erspart hat, und der dieses Geld nun in einer Sparkasse oder in der Aktie irgend eines Unternehmens anlegt, nicht auf, Proletarier zu sein. Dieses winzige Kapital kann sich der Arbeiter, wenn überhaupt, so nur unter den herbsten Entbehrungen abdarben. Jedes Zehnfrankenstück, das er zur Sparkasse bringt, bedeutet einen Abzug an seinen Ausgaben für Nahrung, Wohnung und Kleidung, die ohnehin schon den hygienischen Anforderungen nicht entsprechen. Oefters werden seine Einlagen in die Sparkasse von den Schulden, die er beim Krämer machen muss, mehr als aufgewogen. Das zeigte sich z. B. bei dem Streik der Bergarbeiter in den belgischen Kohlengruben im Frühjahr 1899. Die kleinste Ersparniss freut den Arbeiter und seine Familie, das Kreditnehmen beim Krämer aber ist zur Gewohnheit geworden: der Arbeiter weiss, dass der Detaillist, wenn er von Zeit zu Zeit nur eine Abschlagszahlung erhält, kleine Schulden stundet und richtet sich danach ein. Streiks, die selbst nur kurze Zeit dauern, zeigen, wie unbedeutend diese Ersparnisse

sind, wie lächerlich es wäre, daraufhin von einem kleinen Kapitalistenthum der Arbeiter zu reden.

Wenn sich die Lage der Arbeiter, so schlimm sie immer noch ist, nun aber doch gehoben hat, wie will man da die zunehmende Unzufriedenheit und Verschärfung des Klassenkampfes erklären?

Die Unzufriedenheit ist gegenüber vergangenen Zeiten zweifellos gestiegen. Das wird besonders klar, wenn man die heutige freie Arbeiterschaft mit den Sklaven und Hörigen in der Vergangenheit vergleicht. Bei diesen kann man verschiedene Charaktertypen unterscheiden: 1. den Typus der Unbotmässigen, zur Auflehnung Geneigten, 2. den Typus der Gleichgiltigen, Ruhigen, gemässigt Unzufriedenen, 3. den Typus der treu dem Herrn Ergebenen. Der erste wird unter den Unterdrückten vorherrschen, wenn die Grausamkeit des Herrn jedes Maass übersteigt, wenn das Leben eine Kette ununterbrochener Leiden ist. Der zweite Typus wird der gewöhnliche sein, solange die Tyrannei sich innerhalb gewisser traditioneller Grenzen hält. Der dritte Typus endlich hat bereits menschlichere Beziehungen der Herren zu den Untergebenen zur Voraussetzung. Wenn man der Grausamkeit gedenkt, mit der die Sklaven und Hörigen bei allen Völkern behandelt wurden, so wundert man sich nicht darüber, dass diese revoltirten, sondern nur darüber, dass sie dies so selten thaten. Man wundert sich, dass gewaltthätige Herren immer wieder treu ergebene Diener fanden. Das erklärt sich daraus, dass dem allgemeinen Bewusstsein früherer Zeiten der Unterschied von Herr und Knecht als etwas Selbstverständliches, Naturnothwendiges galt. Und nicht nur der Sklave, der bereit war, sein Leben für den Herrn zu opfern, hatte diese Auffassung, sondern selbst der empörte Sklave; er revoltierte nicht gegen die Herrschaft, sondern gegen die unerträgliche Form, in der die Herrschaft ausgeübt wurde. Sobald aber einmal die Ideen menschlicher Gleichheit in die Gesellschaft eingezogen sind, wird die blosse juristische Form, die Gleichheit vor dem Gesetze, nicht genügen. Das Bewusstsein muss dann unaufhaltsam zu der Forderung treiben, dass die Gleichheit als eine Gleichheit des wirklichen Lebens, der Arbeit und der Genüsse realisiert werde, was nur durch eine radikale Umwälzung aller Verhältnisse möglich ist. Die Arbeiter unserer

Zeit wissen ja wohl, dass ihre Lage besser ist, als die Lage ihrer Vorfahren; aber sie vergleichen das Wenige, das sie gewonnen, mit dem Vielen, was die herrschende Klasse gewonnen hat. Wir hören bereits auf der Schulbank von dem fabelhaften Reichthum der römischen Patrizier, eines Lucullus, Sulla und Crassus, oder von den Schätzen alter Könige. Doch alles das ist wenig im Vergleich mit dem Vermögen der modernen Milliardäre, der Vanderbilt, Astor, Rothschild u. A. Man spricht von der Verschwendungssucht der römischen Grossen, von ihren Gastmählern, die Hunderttausende kosteten. Aber auch die modernen Reichen geben ähnliche Riesensummen für Schmausereien und Festlichkeiten aus; kostet doch der Blumenschmuck der Tafeln allein heute oft viele tausend Mark. Was die Arbeiter in den letzten hundert Jahren auch gewonnen haben mögen, sicher ist die Produktivität ihrer Arbeit in weit höherem Maasse gestiegen. Der Löwenantheil dieses Reichsthums ist einer kleinen Minderheit, besonders den Latifundienbesitzern und den Kapitalmagnaten, zugute gekommen. Die Kluft zwischen dem modernen Proletariat und der privilegirten Minderheit hat so nur zugenommen und das Bewusstsein dieses Abstandes ist es, das — trotz aller materiellen Fortschritte der Arbeiterschaft — vor allem die Unzufriedenheit in ihr stetig schüren muss.

Besondere Umstände müssen den Stachel dieser Unzufriedenheit noch verschärfen. Die Krösusse des Alterthums hatten ihre fabelhaften Reichthümer meist durch allerhand zweifelhafte Praktiken gewonnen: sei es im Krieg, durch Ausbeutung der besiegten Feinde, sei es durch Raub an dem Gemeindeland, sei es dadurch, dass sie als hohe Staatsbeamte die Bevölkerung in den Provinzen brandschatzten. Im Vergleich zu dem so erzielten Gewinn war der regelmässige Handel schon eine bedeutend weniger ergiebige Quelle der Bereicherung und noch weniger brachten relativ Landwirthschaft und Gewerbe ein. Jene wirksamsten Praktiken der Bereicherung aber waren, wenn schon geduldet, so doch keineswegs normal und durch die bürgerlichen Grundgesetze sanktionirt. Man konnte, ohne an eine radikale Umwälzung der gesellschaftlichen Grundlagen zu denken, gegen jene Bereicherungsmethoden protestiren, wie es z. B. Tiberius Gracchus that, als er sich gegen den von den

Reichen betriebenen Raub an den Staatsäckern wandte. Dagegen sehen die Proletarier unserer Zeit, dass die Riesenvermögen unmittelbar unter Schutz und Schirm des Gesetzes völlig loyal angehäuft werden. Auch jetzt kommt es wohl vor, dass Beamte in irgend einer Weise durch Bestechungen sich bereichern, dass für allerhand werthvolle Dienste, die sie einzelnen Unternehmern leisten, — z. B. wenn es sich um Erlangung werthvoller Aufträge und Konzessionen handelt — von diesen grosse Summen empfangen; oder es kommt vor, dass ein Diplomat, der einen Krieg angezettelt hat, oder dass ein siegreicher Heerführer vom Staate reich dotirt wird. Aber das sind Ausnahmefälle, die kaum in Betracht kommen. Das Wesentliche ist heute, dass das Gesetz in allen möglichen Formen das Privateigenthum und die Verträge der Eigenthümer sowie das gesammte Kreditsystem sanktionirt. Und nun erwirbt der und jener unter dem Schutze des Gesetzes Millionen, indem er ein Fabrikunternehmen betreibt, wobei die Arbeiter nur genau soweit ausgebeutet werden, als es das Gesetz gestattet; der eine wird Millionär, weil er die Gelegenheit wahrnahm, grosse Ländereien billig anzukaufen, just vor der Beschlussfassung über den Bau einer Eisenbahn, die jenes Gelände durchschneidet; der Andere benutzt seinen weitgehenden Kredit, um zur rechten Zeit Aktien eines industriellen Unternehmens zum Preis von 100 pro Stück anzukaufen, die nach kurzer Zeit vielleicht zu einem Kurs von 500 oder 1000 von ihm losgeschlagen werden können. So gewinnt man in unserer Zeit die Millionen in friedlichster, äusserlich völlig legaler Weise. Das Gesetz sanktionirt diesen Erwerb. Richter, deren Unpartheilichkeit im ganzen Lande gepriesen wird, Rechtsanwälte mit grosser Erfahrung und Beredsamkeit wachen darüber, dass ja Niemand diesen legalen Erwerb antaste und durchkreuze; Professoren, deren tiefe Gelehrsamkeit und gewinnende Vortragsform gerühmt werden, sprechen mit Begeisterung von der Arbeitsleistung und dem Talent, mit dem die Millionen eines Vanderbilt oder Rothschild zusammengescharrt sind; und selbst die Kirche fordert ihre Gläubigen auf, den Machthabern zu gehorchen, sie tritt für die Erhaltung aller Institutionen der bestehenden Ordnung ein und findet kein Arg darin, dass Einzelne, vom Glück begünstigt, Könige der Börsen, der Eisenbahnen und Goldminen werden. Das Bewusstsein der hierin

liegenden Ungeheuerlichkeit, des klaffenden Widerspruchs zwischen dem Seienden und dem Vernünftigen, muss die Empörung des unter dieser Legalität leidenden Proletariats immer von Neuem anstacheln. Von dem Gedanken einer wahren Gleichberechtigung durchdrungen, stellen die modernen Arbeiter ganz neue, prinzipiell von allen früheren Forderungen unterschiedene, viel weitergehende Postulate auf. Das Proletariat will nicht nur seine materielle Lage unter der Herrschaft des Kapitals bessern, es will endgiltig die Kapitalherrschaft selbst beseitigen. In der Vergangenheit galt der Kampf einem bestimmten Gegner (zum Beispiel dem Gutsherrn so und so) und das Motiv war ein greifbares, naheliegendes Interesse (z. B. Befreiung von der Grausamkeit eben dieses Herrn). Jetzt gilt der Kampf einer ganzen Klasse von Unternehmern und das Motiv ist nicht immer ein naheliegendes Interesse (die Arbeiter fordern z. B. Abschaffung der Ueberschichten um mehr Musse für ihre Selbstbildung zu gewinnen), sondern vielfach ist das Ziel, die ganze Position und Machtstellung der Arbeiterklasse als solcher zu heben und so den Uebergang zu einer societären Weltordnung anzubahnen.

Noch eine Frage wäre hier zu berühren: in welchem Maasse der Klassenkampf zugleich ein Kampf der Rassen ist? Gumplowicz meint, dass dem Klassenkampfe überall Rassenkämpfe zu Grunde liegen. So sei z. B. der Handel ursprünglich ein Mittel zur Ausbeutung fremder Völkerschaften gewesen; das zeige sich noch bei den zahlreichen Betrügereien, durch die die europäischen Kaufleute sich im Handel mit uncivilisirten Völkerschaften bereichern. Gumplowicz ist von der Bedeutung des Rassenkampfes, der die ganze Geschichte der Menschheit erfülle, so durchdrungen, dass er ihn geradezu verherrlicht: „Das ist noch das einzige Trostreiche in der Geschichte, dass Ausbeutung und Zwang immer nur gegen Fremde sich richten — fremde Stämme unterjochte man und zwang sie zur Sklaverei — fremde Stämme beutete man durch Handel und Zwangsarbeit aus.“

In der Allgemeinheit, mit der Gumplowicz seine These hinstellt, wird man ihr nicht beipflichten können. Der Kampf socialer Gruppen innerhalb der Gesellschaft kann, auch wenn die Mitglieder derselben der gleichen Rasse angehören, die schärfsten Formen annehmen, wie die Erfahrung zeigt. Der

russische Gutsbesitzer verpachtet den Boden zum höchsten, überhaupt erreichbaren Wucherzins an die russischen Bauern; er könnte auch die Angehörigen einer fremden Rasse nicht schärfer drücken. Der europäische Händler der bei den Wilden gegen Glasperlen und anderen Tand Gold und Elfenbein eintauscht, würde seine eigenen europäischen Stammesgenossen sicher gern in derselben Weise übers Ohr hauen, wenn er nur die Macht dazu besässe. Und wie der Händler sich kein Gewissen daraus macht, den Hottentotten zu plündern, so wenig Bedenken trägt der gottesfürchtige englische Fabrikant, die Kraft seiner Arbeiter bis zum Aeussersten auszupressen. Ebenso hat der ehrbare Krämer durchaus keine Skrupel, wenn er die Nothlage der bei ihm verschuldeten kleinen Leute ausbeutet, er schlägt ruhig Wucherzinsen auf den Preis. Und so war es auch in der Vergangenheit. Der mittelalterliche Gutsherr quälte die Hörigen, auch die ihm Stammverwandten, bis aufs Blut. Die römischen Patrizier versäumten keine Gelegenheit, um sich auf Kosten ihrer ärmeren Volksgenossen zu bereichern.

Immerhin haben die Rassenunterschiede auch für den Klassenkampf eine gewisse Bedeutung. Wo scharf und deutlich ausgeprägte Rassen neben einander wohnen, zeigt sich das klar. So z. B. in dem Verhältniss der Weissen zu den Negern in den Vereinigten Staaten. Man weiss, mit welcher Verachtung der echte Yankee, ob reich, ob arm, auf den Schwarzen herabblickt. Vor 40 Jahren noch waren die Neger Sklaven; und wenn die feinere amerikanische Gesellschaft jeden Einwanderer aus Ostpreussen, Russland u. s. w., wenn er nur Reichthümer erworben hat, gerne aufnimmt, so sind doch alle Neger unbedingt von ihr ausgeschlossen. Es spukt in dieser Negerverachtung der alte Aberglaube nach, dass die Natur selbst gewisse Völker degradiert und zur Sklaverei bestimmt habe. Auch der amerikanische Arbeiter steht dem arbeitenden Neger, dem Angehörigen einer fremden Rasse und Kultur fremd gegenüber. Die Hautfarbe, die Gesichtszüge, die Lebensweise, alles scheidet ihn von jenem. — Auch den Antisemitismus kann man hier als Beispiel anführen. In Ländern niedriger Kultur spielt dieses Rassenvorurtheil gegen die Juden eine grosse Rolle. In dem Klassenkampf gegen die Besitzenden werden in solchen Staaten die reichgewordenen stammfremden Juden mit ganz besonderer

Schärfe angegriffen, wie die antisemitischen Ausschreitungen zeigen. Aber die jüdischen Kapitalisten und Wucherer sind trotzdem keine schlimmeren Ausbeuter, als ihre christlichen Klassengenossen. Das tritt klar zutage, wenn man Gebiete mit zahlreicher Judenschaft mit solchen, in denen gar keine Juden wohnen, vergleicht. So wird z. B. die Rolle, die in den westlichen Gouvernements Russlands, in russisch Polen und Galizien die Juden spielen, in dem mittleren und östlichen Russland einfach von eingeborenen Russen übernommen. Aus den westlichen Provinzen ertönt die Klage, dass die jüdischen Wucherer die bäuerliche Bevölkerung aussaugen; aber genaue Untersuchungen über die Verschuldung auf dem flachen Lande, die von den Zemstwos im Wolgagebiet angestellt wurden, lieferten den Beweis, dass in diesen Gegenden, wo die Juden fehlen, in den Dörfern bei Samara oder Saratow die denkbar schlimmste Auswucherung herrscht. Es erscheint also klar, dass in den Judenhetzen, die in letzter Zeit in Russland und Oesterreich vorkamen, wie stark da immer die allgemeine Feindschaft der Besitzlosen gegen die Besitzenden mitgespielt hat, vieles auf Rechnung des simplen Rassenhasses zu setzen ist. Die Russen und Polen lassen ihre Wuth nicht nur deshalb an den Juden aus, weil sie in ihnen Ausbeuter sehen, sondern auch deshalb, weil die abschliessende Eigenart der jüdischen Bevölkerung sie reizt.

Auch da, wo in einem Lande fremde Arbeiter den einheimischen fühlbar Konkurrenz machen, mischt sich in diesen Interessengegensatz leicht das Rassenvorurtheil. Das zeigt der Hass der amerikanischen Arbeiter gegen die eingewanderten Chinesen, ebenso wie die Zuzammenstösse zwischen schweizerischen und italienischen Arbeitern in der Schweiz. Aber die Kulturentwicklung führt allmählich dazu, dass das Bewusstsein internationaler proletarischer Solidarität erstarkt und dass dementsprechend die Rassenunterschiede ihren Einfluss auf den Klassenkampf mehr und mehr verlieren.

Die Frage liegt nahe, warum gerade die Juden, so zahlreich in der Socialdemokratie (die Antisemiten sprechen sogar von einer verjudeten Socialdemokratie) vertreten sind? Die Ursachen liegen auf der Hand. Der jüdische Proletarier hat dieselben Gründe, sich der Socialdemokratie anzuschliessen, wie

jeder andere Proletarier. Aber er schliesst sich ihr oft mit doppelter Leidenschaft an, weil er doppelt — als Armer — und als Angehöriger einer verachteten Rasse — zu leiden hat. Die Juden aber, die, selbst wohlhabend, aus altruistischen Motiven heraus sich der Socialdemokratie anschliessen, finden hier gleichfalls volle Befriedigung. Ein reicher Jude wird selbst dann, wenn er seine humane Gesinnung durch eine ausgebreitete Wohlthätigkeit beweist, trotzdem oft nicht als vollwerthig angesehen. Am wenigsten von den Privilegierten, in deren Köpfen die Rassenvorurtheile ja besonders festsitzen. In der Socialdemokratie ist das anders: hier, in diesem Milieu, haben die Prinzipien der Humanität wirklich Realität gewonnen; hier haben alle die auf Rassenabstammung und Völkerhass gegründeten Vorurtheile endgiltig ihren Kurs verloren. Aber nicht nur die altruistischen, sondern auch die ehrgeizigen unter den Juden werden, wenn sie die nöthige Bildung und Begabung mitbringen, in der Socialdemokratie mehr als in anderen Parteien, wo man über die Vorurtheile der Abstammung noch nicht erhaben ist, Befriedigung finden. Hier wird man, was sie leisten, unumwunden und gerne anerkennen. Alle Motive, die die Einzelnen in die Reihen dieser Partei treiben mögen, wirken so bei den Juden mit doppelter Kraft. Die Socialdemokratie aber kann nur gewinnen, wenn sie aus dieser so befähigten Rasse reichen Zufluss erhält.

VII.

Für die Zukunft glauben wir folgendes voraussagen zu können: 1. Es werden auch diejenigen Schichten allmählich in den Klassenkampf hineingezogen werden, die bisher, wie die Hauptmasse der ländlichen Bevölkerung jeder grossen organisierten Massenbewegung fern standen und nur in kleinen Gruppen dann und wann an dem Kampfe theilnahmen. 2. Hand in Hand mit dieser Ausdehnung des Klassenkampfes wird die Schaffung grosser, ganze Klassen umfassender Organisationen gehen. So werden z. B. die Gewerkvereine immer enger miteinander in Verbindung treten und eine centralistische Zusammenfassung erhalten. Es werden sich die ländlichen Arbeiter, die Grund-

besitzer, die Repräsentanten des Kapitalbesitzes, in grossen Verbänden zusammenschliessen. 3. Die Bildung solcher grossen Organisationen wird eine grössere Klarheit, Einfachheit und Planmässigkeit in den Klassenkampf bringen. 4. Mit der Ausweitung und Vertiefung der Organisationen wird der Klassenkampf auch an unnützer Schärfe einbüssen. Heute kennen die streitenden Parteien die Stärke ihrer Gegner nicht genügend, sie unterschätzen dieselbe daher und glauben vielleicht durch ein paar gewaltsame Vorstösse, einen endgiltigen Sieg erringen zu können. Das muss, wenn der Zusammenstoss zu grossen Organisationen das ganze Kraftverhältniss klarer und übersichtlicher gestaltet hat, anders werden. Die kämpfenden Parteien werden dann besser als früher abschätzen können, ob eine Forderung im gegebenen Zeitpunkt erfüllt werden kann, oder ob sie auf unüberwindlichen Widerstand stösst. Im ersten Falle wird man solche Forderungen rücksichtslos durchzusetzen suchen, im zweiten sie noch vertagen. Und umgekehrt: eine sociale Gruppe, die ihre Machtlosigkeit einsieht, wird einen aussichtslosen Widerstand aufgeben und sich zu Konzessionen bereit finden lassen. Diese Zusammenfassung in festgesetzte Organisationen wird aber vor Allem dem Proletariat grosse Vortheile bringen. Wie gross immer die Verbände der Kapital- und Bodeneigenthümer sein mögen, selbst wenn sie nahezu alle Interessenten umfassen, werden sie sich doch nicht mit denen des organisirten Proletariats vergleichen können.

Heute ist das Proletariat noch sehr weit von einer solchen Organisation entfernt. Die englischen Gewerkvereine umfassen nicht mehr als ein Viertel aller englischen Arbeiter; die deutsche Socialdemokratie hat bei der letzten Wahl nicht ganz $2\frac{1}{4}$ Millionen auf sich vereinigt. Andere Länder aber sind noch weit hinter diesen Ziffern zurückgeblieben, wenn gleich in letzter Zeit bedeutende Fortschritte gemacht sind. Im Herbst des Jahres 1899 beschlossen die verschiedenen Fraktionen der französischen Socialisten, sich zu einer Gesammtpartei zu vereinigen. Einen ähnlichen Beschluss haben zahlreiche Gewerkvereine und andere Arbeiterorganisationen in England gefasst. Hier hatte sich schon lange gezeigt, dass die politische Zersplitterung der Arbeiter ihre Kraft ausserordentlich lähme, und dass die alten politischen Parteien die konservative, wie die liberale, das Vertrauen der Arbeiter

nicht verdienten. Und es bricht sich nun die Ueberzeugung Bahn, dass die sehr verschiedenen, bisher getrennten Gruppen der Arbeiterschaft: die Socialisten, die Gewerkvereine und Konsum-Genossenschaften viel gemeinsame Berührungspunkte und Aufgaben haben. Wie sehr auch die Praxis der Gewerkvereine und Genossenschaften von der der politisch socialistischen Partei abweicht, so sind doch — dies kommt immer mehr zum Bewusstsein — die Aufgaben, die jene Organisationen sich setzen, auch vom Standpunkt des Socialismus aus nothwendige, unumgänglich zu lösende Aufgaben. Daher macht sich im englischen Proletariat eine starke Tendenz zur Einigung bemerkbar, einer Einigung, die aber den verschiedenen Organisationen immerhin eine selbstständige und ungehinderte Aktion erlaubt. Immer zahlreicher werden die Stimmen, die eine solche Einigung verlangen. Je eifriger jeder für die allgemeine Sache in seiner Organisation arbeitet, um so kräftiger wird dieselbe gefördert. Die Vereinigung der Socialisten mit den Gewerkvereinen und Konsum-Genossenschaften bedroht übrigens keineswegs die Reinheit der socialistischen Prinzipien. Sie schafft nur die Vorbedingungen, um die socialistische Denkweise den Mitgliedern all' dieser Organisationen näher zu bringen. Es entsprach durchaus der in weiten Kreisen der Arbeiterschaft vorherrschenden Stimmung, dass zu Beginn des Jahres 1900 ein Kongress der Gewerkvereine und der socialistischen Gruppen einberufen wurde. Insgesammt waren 568, 177 Mitglieder vertreten. Nach eingehender Erörterung, in welcher Weise die Forderungen der Arbeiter in den Parlamenten am besten zur Geltung gebracht werden könnten, fasste der Kongress folgende Resolution: 1. Die Anschauungen der arbeitenden Klassen müssen im Parlament von Deputirten, die des Vertrauens der Arbeiter würdig sind, vertreten werden. Solche Kandidaturen sind von den auf diesem Kongress vereinigten Organisationen aufzustellen und zu unterstützen. 2. Im Parlament sollen die Arbeiterdeputirten eine besondere selbstständige Fraktion bilden; dieselbe hat die Pflicht, alle Gesetzentwürfe zu Gunsten der Arbeiter, die jeweils von einer der herrschenden Parteien eingebracht werden, zu unterstützen. 3. Es wird ein ständiges Exekutiv-Komitee gebildet, in dem die Arbeiterverbände und socialistischen Gruppen durch Delegirte vertreten sind. Die Aufgabe dieses Komitees ist es, für den

vom Kongress empfohlenen Zusammenschluss Propaganda zu machen.

Wir glauben, dass die Einigung des Proletariats unaufhörliche Fortschritte machen wird. Verbände internationaler Art, welche die ganze Arbeiterschaft aller Kulturvölker umfassen, wären aber eine so gewaltige Macht, dass die besitzende Klasse von Konzession zu Konzession gedrängt und die Gesellschaft mit Riesenschritten einer socialistischen Reorganisation entgegengetrieben würde, die, einmal befestigt, allen Klassenkämpfen ein Ende bereitet.



Vierte Studie.

Persönlichkeit und Milieu.



I.

„Die Weltgeschichte ist im Grunde genommen die Geschichte der grossen Menschen, die in ihr gewirkt haben“ — behauptet Carlyle. Dieser Satz formulirt nur die Anschauung, die seit Jahrtausenden über das Verhältniss von Persönlichkeit und Milieu üblich war. Es ist die gleiche Anschauung, welche in der Volksdichtung, die den Helden mit allen möglichen idealen Eigenschaften in kindlich naiver Uebertreibung ausstattet, zu Tage tritt. Der Satz Carlyles stimmt ebenso zu der bis auf den heutigen Tag bei den Historikern üblichen Darstellungsweise, die, einseitig auf die Thaten der grossen Männer: der Alexander, Cäsar, Napoleon, gerichtet, die gesellschaftlichen Zustände, die Basis, auf der und durch die jene allein wirken konnten, nur en passant behandelt. Und ebenso entspricht er der in der Litteraturgeschichte herrschenden Richtung, die ihre Aufgabe um so besser zu erfüllen glaubt, je mehr sie in das biographische Detail ihrer Heroen eindringt. Die Art der modernen Goetheforschung ist dafür charakteristisch. Diese Anschauung liegt auch der Lehre Nietzsches vom Uebermenschen zu Grunde . . . .

Carlyle, der eine Reihe trefflicher Portraits grosser geschichtlicher Persönlichkeiten entworfen hat, sieht den Keim ihrer Grösse in der angeborenen genialen Beanlagung. Aber es fragt sich dann, in welcher Sphäre, unter welchen Umständen und Bedingungen sie diese ihre angeborene Natur entwickeln und bethätigen konnten. „Die Natur giesst alle grossen Männer ebenso wie alle anderen Menschen, in ein und dieselbe Form Die Anlagen sind ohne Zweifel verschieden, aber unendlich verschiedener noch die äusseren Umstände; und weit öfter sind es nur die letzteren, die entscheidend wirken. Es ist damit wie bei gewöhnlichen Menschen im Erlernen eines Gewerbes . . . Zu

wem soll er in die Lehre gethan werden? Gesetzt, der Held sei da; soll er Eroberer, König, Philosoph, Dichter werden? Es ist ein unlösbar verwickeltes, strittiges Rechenexempel zwischen der Welt und ihm“ [109])! Es ist danach Carlyles Meinung, dass der Held nur ganz äusserlich von den umgebenden Verhältnissen abhängig sei. Denn unbedingt wird er seine Grösse, wie auch für ihn durch die Umstände die Form der Thätigkeit sei, zum Ausdruck bringen. Er kann nicht in der Menge untergehen. Das Milieu kann niemals seine Kräfte lahmlegen. Durch seine wunderbare Kraft wird es alle widerstrebenden Umstände besiegen. Wer nicht als Sieger aus einem solchen Kampfe hervorgeht, der hat auch nicht jene geniale Beanlagung, die den Helden macht. Das Entscheidende ist also der Erfolg. An ihrem siegreichen Sichdurchsetzen sind die wirklichen Heroen zu erkennen.

Carlyle schrieb sein Buch: „Helden und Heldenverehrung“ vor 60 Jahren, als die Verhältnisse in Europa mehr als gegenwärtig einer solchen Auffassungsweise günstig waren. Stellenweise aber geräth er mit sich selbst in Widerspruch. So z. B. sagt er über Dante: „Die Divina Comedia zählt zu Dantes Schriften; doch in Wahrheit ist sie ein Werk von 10 christlichen Jahrhunderten, nur ihre Niederschrift kommt Dante zu. So ist das immer. Der Handwerker dort, der Schmied mit seinem Metalle, seinem Handwerkszeug, seiner ganzen Geschicklichkeit — wie wenig von alledem, was er schafft, ist eigentlich sein Werk! Alle früheren Erfinder arbeiten mit ihm — wie auch überall mit uns allen — zusammen . . . Diese erhabenen Gedanken Dantes, so furchtbar und so schön, sind Frucht und Erbtheil der christlichen Gesinnung aller derer, die vor ihm dahin gegangen“ [110]). Ueber Shakespeare sagt er: „Sein grosser Geist musste sich, so gut es gehen wollte, dieser bestimmten Form anpassen. Es ging damals mit ihm, wie es mit uns allen geht. Niemand wirkt, ausser unter Bedingungen“ [111]).

Wenn aber das grosse Werk Dantes die Frucht von 10 Jahrhunderten des Christenthums ist, dann ist eben die diese Jahrhunderte ausfüllende geistige Entwicklung die Trägerin Dantes, dann hat sie seinem Genie Richtung und Bahn gewiesen. Dann gehorcht ihr der Genius, den Carlyle sonst immer als freie Schöpferkraft feiert. Und ergiebt sich nicht aus den

Worten Carlyles über Shakespeare, dass, so hoch er auch stehen mag, dass Milieu ihm seinen Stempel aufdrückte, bald seine Schaffenskraft beflügelnd, bald ihr entgegenwirkend?

Auch heute noch trifft man in vielen historischen und sociologischen Werken auf eine übertriebene Schätzung der genialen Persönlichkeit und eine dementsprechende Verachtung der Masse. Um einen von den neuesten Schriftstellern zu nennen, so hat Lebon die Masse ganz besonders niedrig eingeschätzt. Ihr Stumpfsinn, meint er, verrathe sich auf Schritt und Tritt. Die Menge ist so dumm, dass sie sich immer leicht, ja mit Vergnügen betrügen lässt. Ein Steuersystem z. B. das ihr gefallen soll, muss nicht möglichst gerecht, sondern möglichst verzwickt sein; und wenn dann auch die Steuern möglichst hoch sind, so schadet das nichts. Auch begabte Menschen, wenn sie sich zusammenschliessen, um als Masse zu wirken, sinken dabei auf das gewöhnliche niedrige Geistesniveau des Durchschnitts herab. Eine grosse Idee lässt die Masse kalt, oder sie muss wenigstens, um auf die Menge zu wirken, ihre ursprüngliche Erhabenheit abstreifen. Die socialen Ideen, die heute im Volk Kurs haben, sind dürftig und oberflächlich. Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen, so erzählt Lebon, sei der Marschall V. einst in den Louvre beordert, um der Regierung Bericht zu erstatten. Das Volk auf der Strasse bildete sich ein, er habe Pläne von den französischen Befestigungen aufgenommen, um sie an die Preussen zu verkaufen. Es gelang nur, die Menge zu beruhigen, indem man erklärte, dass alsbald eine Untersuchung gegen den Marschall eingeleitet werden solle, der, wenn schuldig befunden, seiner Strafe nicht entgehen würde. Lebon versichert, die Menge würde ohne diese Beschwichtigung, wenn man einfach wahrheitsgemäss erklärt hätte, jene Pläne, die V. sich heimlich verschafft haben sollte, seien in jeder Buchhandlung käuflich, den Marschall zweifellos in Stücke gerissen haben[112]).

Alle derartigen Behauptungen sind derartig kritiklos, dass man sich nur wundern muss, wie sie überhaupt noch irgend welchen Kredit finden. Man brauchte nur die Probe mit einer wirklich gerechten Steuer, z. B. einer progressiven Einkommen- und Vermögenssteuer mit völliger Steuerfreiheit der geringen Einkommen, zn machen, so würde man schon sehen, wie die

Masse zugreift. Die Revolten gegen die Munizipalzölle, die vor Kurzem, im Frühjahr 1898, in Italien stattfanden, beweisen, dass die Menge sich durchaus nicht so leicht mit den indirekten Steuern abfindet, trotz ihrer Komplizirtheit und trotzdem dieselben nach der Theorie nur wenig fühlbar sein sollen. Ebenso falsch ist die Behauptung, dass begabte Menschen, wenn sie sich zu gemeinsamer Massenaktion zusammenschliessen, auf das gewöhnliche, niedrige Durchschnittsniveau herabsinken. Man denke an die Parlamente und Kongresse! Werden da etwa durch die Massenaktion die Mitglieder von hervorragender Befähigung gehindert, ihre spezifischen Geistesgaben voll zur Geltung zu bringen? Wer die Dinge ein wenig kennt, der weiss auch, dass die Mitglieder solcher Versammlungen in der Debatte eben jenen Grad von Befähigung und Wissen an den Tag legen, der ihnen thatsächlich eigen ist, dass die gemeinsame Thätigkeit ihr Können nicht herabsetzt, sondern höchstens dahin bringt, dass sich dasselbe nicht ganz so konzentrirt zeigt, wie bei reinen Privatleistungen. Wenn man die Parlamentsreden eines mittelmässigen Abgeordneten liest, so findet man natürlich viel Phrasen und Banalitäten darin. Wenn man aber über die gesammte Thätigkeit eines solchen Redners einen Ueberschlag machen wollte, würde man sich bald überzeugen, dass sein Thun und Reden auch im Privatleben ganz dieselben negativen Merkmale aufweist. Andererseits bethätigt ein Abgeordneter von hervorragender Intelligenz in den Parlamentsdebatten ganz dieselben Eigenschaften, die ihn auch sonst auszeichnen. Und ebenso sieht man, dass die Fraktionen in den Parlamenten oftmals ganz so konsequent und kaltblütig zu handeln verstehen, wie etwa einzelne hervorragende Individualitäten. Ich erinnere an die Haltung der Socialdemokraten im Deutschen Reichstage bei patriotischen Loyalitätsausbrüchen der Majorität; sie verlassen schweigend den Saal, d. h., sie handeln in den Momenten allgemeiner Erregung genau ihren gewöhnlichen Anschauungen entsprechend.

Indem ich dies sage, bestreite ich keineswegs, dass es Momente und Stimmungen giebt, wo selbst sehr vernünftige, hoch entwickelte Menschen die Möglichkeit einbüssen, klar die Lage der Dinge zu übersehen. Je grösser die Gefahr, je kostbarer die Güter, die auf dem Spiele stehen, desto mehr ist der

Mensch geneigt, das drohende Unheil in Gedanken zu übertreiben. Ein Mensch von hervorragendem Verstande und sehr grossem Wissen verliert häufig den Kopf am Krankenlager ihm nahestehender, theurer Menschen. Daher ist es absolut irreführend, wenn man das Verhalten der Menge danach, wie es in Augenblicken höchster Erregung sich zeigt, beurtheilen wollte. Alle hieraus gezogenen Schlüsse sind voreilig und einseitig.

Milieu und Menge sind nicht dasselbe, aber überall, wo eine Geringschätzung der Menge zutage tritt, pflegt auch der Einfluss des Milieus unter- und die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit überschätzt zu werden. Wenn die Gegner der materialistischen Geschichtsanffassung auf die Verschiedenheit der Menschen, auf den Abstand zwischen Führern und Geführten hinweisen, so rennen sie offene Thüren ein. Der konsequenteste Materialist ist weit davon entfernt, die Gleichheit der intellektuellen Kräfte bei den Menschen behaupten zu wollen, oder den Gedanken zu verfechten, dass alles, was in den Menschen liegt und was von ihnen geschaffen ist, ohne weiteres durch den Einfluss des Milieus erklärt werden kann. Man ist gezwungen, das Milieu als ein äusserst wichtiges Moment in der Entwicklung des geschichtlichen Lebens anzuerkennen, aber das bedeutet nicht ein Leugnen der natürlichen Unterschiede. Die Litteratur des Socialismus und die praktische Thätigkeit der Socialisten beweist, dass die Anhänger des historischen Materialismus ganz ebenso mit den Verschiedenheiten der Beanlagung rechnen, wie die Vertreter jenes Heroenkultus. Die Litteratur des Socialismus ist ungemein gross. Warum aber haben die Namen eines Saint Simon, Fourier, Owen und Marx in ihr einen so besonderen Klang? Weil die Verdienste dieser Männer um die socialistische Theorie so viel grösser sind, als die ihrer Vorläufer und Schüler. Wie zahlreich ist ferner die Masse der in der politischen Propaganda thätigen Socialisten, aber in jedem Lande findet man nur 2—3 allgemein berühmte Namen. Wer einer socialistischen Erinnerungsfeier beiwohnte, der weiss, dass die Socialisten ihre wirklich hervorragenden Vorkämpfer vollauf zu ehren wissen, dass die Bildnisse dieser Männer in Millionen Exemplaren über die ganze Kulturwelt verbreitet sind, dass manche ihrer Aussprüche ein ebenso theures, geistiges Erbtheil für die Massen geworden sind, wie es einzelne Bibelverse für die kirchlich

Gläubigen sein mögen. Ja man kann sagen, dass in der Verehrung, die die materialistischen Socialisten ihren grossen oder auch nur tüchtigen Vorkämpfern gegenüber empfinden, mehr Wärme liegt als in dem bürgerlichen Heroenkultus von Denkern und Dichtern, die nicht in Opposition zu der herrschenden Ordnung getreten sind. Niemand bestreitet, dass ein Kant, Darwin, Lyell, grosse Geister waren. Mag sein, dass jeder von ihnen an Gedankenschärfe sogar einen Saint-Simon übertrifft. Aber wenn man an das Schicksal dieses Mannes denkt, der, auf den Höhen der Gesellschaft geboren, im Elend endete und als Greis durch harte Arbeit sein karges Brot verdienen musste, da wird man von Ehrfurcht für seinen unermüdlichen Idealismus ergriffen. Eben das macht die Persönlichkeit eines Saint Simon so anziehend. Aehnliche Empfindungen erweckt die Persönlichkeit von Marx, der in freiwilliger Verbannung in England lebte und Nöthe des Emigrantenthums auf sich nahm, nur um die Verhältnisse des modernen Proletariats in diesem Mutterlande des Kapitalismus gründlich zu durchforschen und der grossen Sache des Socialismus zu nützen. Und wie viele andere socialistische Vorkämpfer haben schwerste Noth und lange Kerkerstrafe erduldet, während doch die Heroen der blossen Wissenschaft, wie Grosses sie immer geleistet, für ihre Ueberzeugungen nur selten büssen mussten! Auch darin besteht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Vertretern des Heroenkultus und den Materalisten, die dem Milieu entscheidende Bedeutung beimessen, dass die Einen wie die Anderen gern einem Führer folgen, seine Anordnungen acceptiren, seinen Rath hochschätzen. Kommt es doch bei den Socialisten häufig genug vor, dass in praktischen Fragen, die nicht auf Grund hinreichender Erfahrung entschieden werden können, die Meinung eines erprobten Führers den Ausschlag giebt.

Und ebenso sind auch die Materialisten der Ansicht, dass hervorragende Individuen in der That der Gesellschaft neue Bahnen erschliessen. „Confucius, Laotse, Buddha, Zoroaster, Moses, Christus, Muhammed und Luther haben mehr und tiefer eingreifende sociale Thatsachen geschaffen, als Hunderte von kleinen Völkerstämmen. Homer und Hesiod, Aeschylus, Euripides, Sophokles und Aristophanes haben ein litterarisches, Phidias und Praxiteles ein künstlerisches, Platon und Aristoteles ein

philosophisches Milieu geschaffen, das die Struktur der civilisirten Völker wirksamer und entscheidender beeinflusst hat, als Hunderte von Guerilla-Kriegen untergeordneter Stämme“ [113]).

Diese Worte des Professor Ludwig Stein können von jedem Materialisten unterschrieben werden. In der That, wenn man denjenigen Theil der Gesellschaft ins Auge fasst, der bisher ein historisches Leben führte, kann man rückhaltlos behaupten, dass die kleinen Stämme, die nie über primitive und rohe Lebensbedingungen hinausgekommen sind, ohne jede wirkliche geschichtliche Bedeutung geblieben sind. Die Engländer, Franzosen, Deutschen, die in den Territorien der Hottentotten oder der Papuas nur ein neues Gebiet für koloniale Expansion erblicken und die die eingeborenen Stämme nur als ein Menschenmaterial einschätzen, grade gut genug, um Trägerdienste bei den Karawanen zu versehen, ist es absolut gleichgiltig, wie oft diese Eingeborenen sich gegenseitig bekämpft haben, wie viele Menschenopfer dort gefallen sind. Alles das hat gar keinen Einfluss darauf, ob eine neue Kolonie, die auf diesem Territorium entsteht, gedeihen wird, oder nicht, ob die Europäer hier die erhofften Schätze finden werden, ob der Weltmarkt durch die Erschliessung eines neuen Gebietes erweitert wird, das bisher unbestrittener Besitz und Erbtheil primitiver Völker war. Im Hinblick auf entlegene Perioden in der Geschichte civilisirter Völker lässt sich gleichfalls sagen, dass viele der Massenbewegungen jener Zeiten, in denen diese Völker ein nur halb bewusstes Leben lebten, keinen merkbaren Einfluss auf ihr Schicksal, wie es sich in der Geschichte später gestaltete, ausgeübt haben.

Ob etwas mehr oder weniger Zusammenstösse zwischen den germanischen Stämmen zu Beginn des Mittelalters stattgefunden, ob dieser oder jener Stamm Sieger blieb, ob ein paar Burgen mehr oder weniger zerstört wurden, das hatte keinerlei Bedeutung für den allgemeinen Verlauf der Dinge. Ebenso ist es für die gegenwärtige Civilisation Englands absolut gleichgiltig, ob die Stuarts ein paar Feldzüge mehr oder weniger gegen die Barone im 14. und 15. Jahrhundert unternehmen mussten, und wie viele feudale Raubnester sie dabei zerstört haben. Freilich, alle diese Vorgänge mussten wohl gewisse Folgen haben, aber diese Folgen wurden durch andere Vorgänge früher oder später paralysirt. So werden z. B. in Afrika solche Stämme, die durch

einheimische Kriege sehr geschwächt sind, leichter als andere Stämme, die weniger gelitten haben, von den Europäern unterworfen, was für die Kolonialpolitik der betreffenden europäischen Staaten ja nicht ohne jede Bedeutung ist. Aber für das Grosse und Ganze, für das wirthschaftliche Gedeihen der Kulturstaaten selbst sind die Unterschiede belanglos. So hat ferner in Schottland der Kampf der Könige gegen die Barone, von dem die Geschichte dieses Landes in den letzten Jahrhunderten seiner politischen Unabhängigkeit erfüllt ist, den Engländern die Eroberung erleichtert. Man kann also sagen, dass, wenn diese schottischen Wirren noch ärger gewesen und die Macht der schottischen Könige noch wirksamer unterhöhlt hätten, dass dann die Engländer wohl noch einige Jahrzehnte früher ihre Herrschaft über Schottland ausgedehnt haben würden. Aber das wäre der ganze Unterschied.

Ganz andere Bedeutung kommt dem von Stein zitirten Männern zu. Ihre Namen bezeichnen Stufen, die das wissenschaftliche oder künstlerische Schaffen ganzer Völker erreicht hat; oder sie bezeichnen den Uebergang zu neuen Perioden des gesellschaftlichen Lebens, einen Uebergang, der eben deshalb deutlicher erkennbar ist, weil uns die Schriften und Gesetzbücher, welche die neuen Prinzipien verkünden, erhalten sind. Solche neuen Gebote prägen sich um so schärfer ein, wenn sie an den Namen einer historischen oder mythischen grossen Persönlichkeit anknüpfen. So verhält es sich z. B. mit der historischen Bedeutung des Namens Moses. Die neuen Prinzipien die für das sociale Leben der Juden aufgestellt waren, wurden in dem Gesetze Moses wie in einem Kodex zusammengefasst, und dieser Kodex bildet nun gewissermassen eine Scheidelinie, die das geschichtliche Dasein der Juden in eine Zeit vor und nach Moses theilt. Aehnliches wiederholt sich in der Geschichte anderer Völker. Die Nachwelt hält sich an den Namen dessen, der die neuen Gebote wirksam in Gesetzesform zusammenfasst. Wir erinnern an Lycurgos und Solon, auf deren Namen so Vieles aus der spartanischen und athenischen Gesetzgebung getauft ist. Es wäre aber naiv, anzunehmen, dass Lycurgos, Solon oder Moses, deren Namen bis auf den heutigen Tag fortleben, nur durch ihre eigene, unvergleichliche Kraft, ohne Vorläufer und Helfer, ohne ein sie stützendes und tragendes Milieu, wenn auch

die geschriebene Geschichte davon nicht Kunde giebt, ihr Riesenwerk vollbrachten. Das Gleiche gilt von allen anderen grossen historischen Persönlichkeiten. Suchen wir uns nun ein Bild davon zu machen, in welchem Maasse das Milieu auf die Persönlichkeit einwirkt.

II.

Was die Kunst anbetrifft, so hat vor allem Taine mit der ihm eigenen Klarheit und Kraft den Einfluss der Umgebung nachgewiesen. Der Künstler schafft immer unter den Bedingungen eines gegebenen Milieus, gegebener Sitten und Anschauungen. Nehmen wir an, sagt Taine, dass eine allgemeine Niedergeschlagenheit unter der Bevölkerung eines Landes herrscht, wie es nach schweren Heimsuchungen: Hunger, Fremdherrschaft, verheerenden Seuchen so oft der Fall ist. Die Eindrücke, die der Künstler dann empfängt, der Anblick zerstörter Bauten, verlassener Fluren, bettelnder und hungernder Menschen, die Gespräche, die er über diese Vorgänge mit seinen Mitbürgern führt, müssen ihn zu melancholischer Stimmung prädisponiren. Ist sein Talent nun überhaupt so geartet, dass es dieser allgemeinen Seelenstimmung einen Ausdruck zu geben vermag, so wird es durch das Milieu sicher in diese Bahn gedrängt werden und unter dem Einfluss desselben vielleicht Grosses schaffen. Schliesslich kommt es darauf an, welches Publikum das Werk vorfindet. Dieses Publikum fördert die schöpferische Kraft des Künstlers durch seinen Beifall, oder es hemmt seine Kraft durch Gleichgiltigkeit und Tadel. In dem von uns angegebenen Falle wird alles dahin wirken, melancholisch gestimmten Schöpfungen den Boden vorzubereiten. Solche Werke finden Sympathie beim Publikum und diese Sympathie beseelt den Künstler mit neuer Kraft, spornt ihn an, auf der beschrittenen Bahn weiter zu gehen. Und umgekehrt würde in einer solchen Zeit ein Kunstwerk, das von Lebensfreude sprüht, das Publikum kalt lassen. Der Künstler

würde sich vereinsamt sehen und sein Talent würde Gefahr laufen, zu verkümmern[114]).

Und wie das künstlerische Schaffen, stehen auch alle anderen Arten individueller Bethätigung unter dem Einfluss des Milieus. Ein Mensch, der mit bedeutenden Fähigkeiten ausgestattet ist, kann diese nur unter der Bedingung voll entwickeln, wenn ihm das Milieu, d. h. die Gesammtheit der Verhältnisse, unter denen er lebt, günstig, resp. nicht zu ungünstig ist. Alles Mögliche kommt hier in Betracht: die physische Beschaffenheit des Landes, die Bevölkerungsdichtigkeit, die Produktionsverhältnisse, die Höhe der wirthschaftlichen Entwicklung, die Rechtszustände, die Sitten, der Stand von Wissenschaft und Kunst, kurz die Gesammtkultur des Landes. Doch so würde die Betrachtung sich freilich ins Grenzenlose verlieren. Wir kommen zu einer fruchtbaren Formulirung, wenn wir sagen, dass unter dem Milieu, welches die Entfaltung des Individiums bedingt, die Gesammtheit derjenigen Bedingungen des socialen Lebens zu verstehen ist, die am unmittelbarsten und wirksamsten die einzelnen Persönlichkeiten beeinflussen. Die Erscheinungen, die durch ihr Zusammenwirken das Milieu bilden, sind ungemein viel gestaltet. Von den einschlägigen Thatsachen sind bald die einen, bald die anderen bedeutungsvoller für das Wirken einer bestimmten Persönlichkeit.

Wir können inhaltlich verschiedene Arten des Milieus: wirthschaftliches, militärisches, religiöses, wissenschaftliches, künstlerisches Milieu unterscheiden. Andererseits, wenn man die Unterschiede in der Extensität in Betracht zieht, kann man von einem lokal begrenzten, nationalen und schliesslich einem internationalen Milieu sprechen. Ist z. B. von dem ökonomischen Verhalten der Menschen die Rede, so werden wir ihre Handlungen in erster Reihe aus dem wirthschaftlichen Milieu zu erklären haben. Handelt es sich dagegen um einen Schriftsteller oder um einen Künstler, so werden wir vor Allem bemüht sein, die Gesammtheit der Beziehungen festzuhalten, die sein wissenschaftliches oder künstlerisches Milieu ausmachen. Doch ist klar, dass z. B. die Kenntniss des Einflusses, den Byron, Schiller, Goethe auf Puschkin ausübten, d. h. die Kenntniss des geistigen Milieus, welches den russischen Dichter bei seinem Schaffen mitbestimmte, den eigenthümlichen Charakter seiner Werke noch

nicht erklärt. Dazu müssen ebensowohl auch andere Bedingungen: die socialen und politischen Verhältnisse Russlands, unter denen Puschkin lebte, in Betracht gezogen werden.

Wie sehr das lokal begrenzte Milieu die Menschen speziell bei ihrem wirthschaftlichen Verhalten bestimmt, liegt auf der Hand, aber ebenso wirken hier entferntere Verhältnisse: das nationale und internationale Milieu mitbestimmend ein. Man denke an einen Kapitalisten, der durch hervorragenden Unternehmungsgeist ausgezeichnet, ein Syndikat in einem bestimmten Industriezweige errichten will. Ein solcher Plan kann nur Erfolg haben, wenn eine ganze Reihe von Bedingungen erfüllt ist. Es muss in diesem betreffenden Industriezweige der Grossbetrieb vorherrschen, Schutzzölle müssen die ausländische Konkurrenz fern halten, die sonst alle Berechnungen des Syndikats über den Haufen werfen könnte; es müssen die Unternehmer in diesem Lande bereits an gemeinschaftliches Handeln gewöhnt sein. Das Milieu, von dem in diesem Falle der Erfolg des Unternehmens abhängt, besteht also aus einer Reihe von Bedingungen, die mit den ökonomischen Zuständen des ganzen Landes eng zusammenhängen. Wären diese Bedingungen nicht günstig, dann würde auch der Unternehmungsgeist eines John Law oder eines Lesseps nicht das Werk zu Stande bringen. Ebenso können gewisse wirthschaftspolitische Maassnahmen in einem Lande nur durchgesetzt werden, wenn es die Lage des Weltmarktes erlaubt. So ist der nationale Geldmarkt von den Verhältnissen des internationalen Geldmarkts durchaus abhängig. Das zeigte sich z. B. Ende 1899 in Russland. Der hohe Zinsfuss lähmte die Börsengeschäfte und gefährdete eine Masse sonst gut fundirter und bedeutender industrieller Unternehmungen. Der russische Finanzminister unterstützte einige derselben aus den Mitteln der Reichsbank; durch wiederholte Erklärungen suchte er das Publikum zu besänftigen und ihm einzureden, dass die Geschäftslage günstig sei, dass die Erschütterung der Börse keine Zerrüttung der allgemeinen Lage bedeute. Durch einen besonderen Ukas billigte sodann der Zar die Maassnahmen seines Finanzministers und versprach der russischen Industrie in Zukunft Unterstützung. Aber die erhoffte Wirkung blieb aus[115]). Die Geschäftslage verbesserte sich nicht, Geld blieb nach wie vor in Russland theuer. Das war in den Verhältnissen des

internationalen Geldmarktes begründet, der sich als das bestimmende Milieu hier durchsetzt. Selbst ein Colbert würde dagegen vergebens angekämpft haben.

Erscheinungen der Oekonomie bilden das engere Milieu für Thatsachen dieser Art. Die anderen Seiten des socialen Lebens stehen manchmal in keinem direkten Zusammenhange mit der Bethätigung der Einzelnen auf dem ökonomischen Gebiete. Oft ist es schwer zu ermitteln, welchen Einfluss die Entwicklung der Wissenschaft und Kunst in betreffendem Lande auf den Erfolg einer wirthschaftlichen Unternehmung haben könne.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: die Misserfolge der englischen Armee in den ersten Monaten des Krieges in Südafrika. Man hat keinen Anlass, anzunehmen, dass die englischen Generale, die dort so viel schwere Niederlagen erlitten, unter dem Durchschnittsniveau gestanden hätten, dass die Führer der Boeren ihnen im hohen Maasse überlegen gewesen wären. Das Milieu, welches die Misserfolge der Engländer erklärt, sind die englischen Soldaten. Nach den allgemeinen kulturellen Verhältnissen sollte man freilich annehmen, dass diese Nation auch über eine vorzügliche Streitmacht verfüge. Der Volksreichthum erlaubt gewaltige Ausgaben für militärische Zwecke. Auch die körperliche Tüchtigkeit der Engländer ist allgemein anerkannt. Die Entwicklung der Wissenschaften, — auch der militärischtechnischen — lässt auf eine genügende Durchbildung der höheren Chargen schliessen. Andererseits aber wirken in England Bedingungen, die militärische Tüchtigkeit nothwendig herabsetzen müssen. Der Freiheitssinn der Engländer hat sich gegen die allgemeine Wehrpflicht immer als eine unerträgliche Last gesträubt. Die insulare Lage Englands und die Sicherheit einem auswärtigen Feinde gegenüber tragen dazu bei, die Meinung zu befestigen, dass England eines stehenden Volksheeres nicht bedürfe. Die Leichtigkeit, mit der Kolonien an allen Enden der Welt erworben wurden, lieferte anscheinend einen schlagenden Beweis dafür, dass das Werbesystem allen militärischen Anforderungen vollauf genüge. So wurde die Konskription beibehalten. Ein Söldnerheer ist jedoch ein Milieu, das für die Entwicklung hervorragender Feldherren weit ungünstiger ist, als eine aus Bürgern, auf Grund der allgemeinen Dienstpflicht gebildete Armee. England ist an Bevölkerungszahl, Reichthum,

Entwicklung der Technik, Bildungsniveau, kurz in seiner ganzen Kultur, Transvaal unendlich überlegen. Aber was die Armeen betrifft, so ist diese Ueberlegenheit Englands aus den angeführten Gründen bei Weitem nicht so stark. Immerhin war aber die Truppenmasse, die England ins Feld marschiren lassen kann, so gross, dass trotz der qualitativen Tüchtigkeit der Boerenheere England der Sieg sicher zufallen musste. Wären aber die südafrikanischen Republiken etwas grösser, hätten sie eine Bevölkerung nicht von 300 000, sondern von etwa $1^1/_2$ Million Weissen, dann könnte man wohl annehmen, dass sie ihre Selbstständigkeit behaupten.

Bei unfreien Völkern wird das engere, in der Politik entscheidende Milieu, durch kleine Gruppen gebildet. In einer solchen Lage ist Russland. Die schwierigen Verhältnisse, in denen sich die Presse befindet, sind günstig für die Beamtenschaft und zum Theil für die herrschenden Klassen überhaupt. Die gesammte Beamtenschaft ist aus Klasseninteresse gegen die Pressfreiheit. Aber dieses Milieu als Masse vermag nur passiven Widerstand zu leisten. Es handelt nicht, es ergreift nicht die Initiative. Das aktive Milieu welches die Presse darniederhält, das sind die obersten Spitzen der Beamtenschaft, die Minister und sonstigen hohen Regierungsbeamten. Angenommen einmal dass der Minister, zu dessen Ressort die Pressangelegenheiten gehören, wahrhaft liberalen Anschauungen huldigte und gewillt wäre, die Pressfreiheit in etwas zu erweitern. Das wäre zweifellos ein sehr bedeutsames Unternehmen und der Beifall aller Vernünftigen wäre ihm sicher. Womit würde nun ein solcher Mann zu rechnen haben? Die Berufung darauf, dass Russland eine höhere wirthschaftliche Entwicklung erreicht habe, bei der andere Länder längst ein bei weitem grösseres Maass von Pressfreiheit besassen, die Berufung darauf, dass eine freie Presse unter Umständen gerade auch den Zwecken der Regierungen sehr dienlich sein könne, die Berufung auf die wachsende Zahl der Zeitungen und Journale, auf das wachsende Bedürfniss nach Lesestoff . . . würde bei Durchführung der Reform wenig nützen. Denn ein solcher Minister hätte einzig mit dem politisch entscheidenden Milieu, d. h. mit einigen Dutzend höherer Beamten zu rechnen. Fände er unter diesen noch einige Männer, die energisch für die Reform einträten, so könnte dieselbe ver-

wirklicht werden. Wenn dagegen jene Beamten der Pressfreiheit theils gleichgiltig, theils direkt feindlich gegenüberstehen so würde der Minister nichts erreichen können, sein Plan würde an dem Widerstande dieses Milieus scheitern.

Man sieht, das Milieu, welches auf den Einzelnen einwirkt, ist je nachdem bald sehr ausgedehnt, bald sehr begrenzt. Es kommt dabei auf die Zwecke des Individums und auf die besonderen Bedingungen an, unter denen das betreffende Volk lebt. Das Gleiche gilt von der Wirkung des Milieu auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Religion.

Wenn wir von dem Milieu sprechen, welches auf das Entstehen und die Verbreitung religiöser Vorstellungen, wissenschaftlicher Einsichten und künstlerischer Schöpfungen einwirkt, denken wir zum Theil an die Gesammtheit der jeder solchen ideologischen Bethätigung zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse, zum Theil an die besonderen Bedingungen, die das wissenschaftliche, künstlerische und religiöse Milieu selbst darbietet. „Um die geistige Verfassung in jeder kritischen Zeit kennen zu lernen — sagt Beltoff — um zu verstehen, warum in einer Epoche eben diese und nicht andere Lehren aufkamen, müssen wir auf die geistigen Strömungen in der vorhergehenden Periode zurückgehen, müssen wir wissen, welche Lehren und Richtungen damals maassgebend waren. Ohne diese Kenntniss werden wir auf keinen Fall das geistige Leben der betreffenden Zeit ergründen, wie genau wir auch über ihre wirthschaftlichen Zustände Bescheid wüssten“ [116]). Hier macht sich eine gewisse Internationalität geltend. Die Masse der Bevölkerung eines wirthschaftlich zurückgebliebenen Landes unterscheidet sich in ihrem materiellen Leben sehr bedeutend von der Bevölkerung eines wirthschaftlich vorgeschrittenen Landes. Man denke z. B. England und die Vereinigten Staaten einerseits, Russland andererseits. Unter solchen Bedingungen geht die Wechselwirkung auf ökonomischem Gebiete nur langsam vorwärts. Dagegen ist die Wechselwirkung in der Wissenschaft unter Umständen sehr rasch und energisch. Ein wissenschaftliches System, das in dem einen Volke ausgearbeitet worden, kann unmittelbar die Forscher eines anderen Volkes befruchten und von ihnen weiter geführt werden. Das Gleiche gilt auf dem Gebiete der Kunst.

„Der Einfluss der Litteratur des einen Volkes auf die Litteratur eines anderen — lesen wir bei Beltoff — steht im direkten Verhältniss zu der Aehnlichkeit der socialen Verhältnisse in den beiden Ländern. Ein Einfluss findet überhaupt nicht statt, wenn jene Aehnlichkeit gleich Null ist . . . Der Einfluss ist einseitig, wenn das eine Volk dem andern in Folge seiner Rückständigkeit weder in Bezug auf Form noch Inhalt etwas zu geben hat . . . Der Einfluss ist gegenseitig, wenn in Folge der Gleichheit der socialen Lebensbedingungen, und daher der kulturellen Entwickelung, jedes der beiden Völker dem anderen etwas entlehnen kann . . . Wir haben dann gleichsam eine einzige Litteratur, die der gesammten civilisirten Menschheit gemeinsam ist. Wie jedoch eine zoologische Art in Gattungen eingetheilt werden kann, so zerfällt auch die Weltlitteratur in die Litteratur der einzelnen Völker. Jede litterarische Strömung, jede philosophische Idee erhält in jedem einzelnen der civilisirten Länder ihre besondere Nuance . . . Hume hatte entscheidenden Einfluss auf Kant, den er — nach Kant's eigenem Geständniss — aus dem dogmatischen Schlummer erweckte. Aber die Philosophie Kant's ist desshalb doch verschieden von derjenigen Hume's"[117]).

Immer inniger wird die Annäherung auf diesem Gebiete Wir sind überzeugt, dass intellektuelle Wechselwirkung zu einer wirklich internationalen Wissenschaft hinstrebt, während die wirthschaftliche Besonderheit der Nationen auf absehbare Zeiten hinaus sich noch erhalten wird. Suchen wir das an der Hand einiger geschichtlicher Thatsachen zu erläutern.

III.

Beginnen wir mit Christus. — Die Entstehung des Christenthums und seine schnelle Verbreitung können einerseits wohl aus der Persönlichkeit Jesu, vor allem aber aus dem Milieu, in welchem sein Leben und Wirken sich abspielte, erklärt werden. Gerade Judea war wie geschaffen zum Schauplatz seines Wirkens.

Viele Generationen hindurch war Judea von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Die privilegirte Minderheit zwar wusste sich gegen das Elend zu schützen, aber um so schwerer lastete dasselbe auf der Volksmasse. Wir brauchen das Bild der Verheerungen, unter denen das Land jahrhundertelang litt, hier nicht auszumalen. Wir erinnern nur daran, dass während des letzten halben Jahrhunderts vor Christi Geburt Judea fortwährend in Kriege verwickelt war. Pompejus unterwirft das Land der römischen Oberherrschaft; das Gebiet wird in fünf Distrikte aufgetheilt; der hohe Priester Hyrkon büsst alle seine weltlichen Funktionen ein. Antipater buhlt um die Gunst der Römer und hilft ihnen den Aufstand niederzuwerfen, den die auf Befehl des Krassus vorgenommene Plünderung des Tempels heraufbeschworen hat. Er schliesst sich an Cäsar an, gewinnt seine Gunst, erwirbt einige der alten Rechte für Judea zurück und wird Herrscher über das Land. Darauf entbrennt blutiger Kampf zwischen ihm und anderen Kronprätendenten. Dann verwüsten die Parther das Land und erst um 714 nach der Erbauung Roms kommt das Land unter Herodes dem Grossen einigermaassen zur Ruhe. Herodes hält seine Herrschaft 40 Jahre hindurch aufrecht, indem er sich abwechselnd immer dem Stärkeren — sei es Cäsar, Brutus und Cassius, Antonius oder Augustus — anschliesst. In diesen vier Jahrzehnten, in denen das Land von äusseren Kriegen verschont bleibt, wird dafür das Volk zu umso schwereren Steuerlasten herangezogen. Ein Cirkus und ein Theater werden in Jerusalem, Festungsbauten an den Grenzen, in vielen Städten Tempel für die Imperatoren aufgeführt. Die Opfer, die das Volk hierfür zu bringen hat, sind ebenso schwer, wie die, welche früher der Krieg verlangte. Kaum ist Herodes todt und das Reich zwischen seinen beiden Söhnen getheilt, als abermals Wirren ausbrechen, die von den Römern ausgenutzt werden, um mit Judeas Selbstständigkeit völlig aufzuräumen. Obwohl es im Interesse der römischen Centralgewalt liegen mochte, das unterjochte Volk möglichst milde zu behandeln, so waren doch sicher die Willkür und die Missbräuche der römischen Verwaltung hier nicht geringer, als in den anderen Provinzen. Schon zu Beginn der Herrschaft des Tiberius klagten Judea und Syrien über die Steuerlasten; und die langjährige Statthalterschaft des Pontius

Pilatus drückte schwer auf die Unterjochten[116]). So häufte das Schicksal Ungemach über Ungemach auf Judea. Erst die Kriegsnoth, dann die tolle Bauthätigkeit, die dem Ehrgeiz des neugebackenen Königs schmeichelte aber das Land übermässig belastete, dann wieder innere Wirren und Willkür der römischen Beamten. Das alles wirkte dahin, eine Stimmung zu erzeugen, die nothwendig nach Worten des Trostes sich sehnen musste. Christus war der Tröster. Das Milieu, das Jahrhunderte vor ihm allmählich geschaffen hatten, war wunderbar vorbereitet, um seine Erlösungslehre in sich aufzunehmen.

Die Juden besassen in den Gesetzbüchern und den Propheten eine reichhaltige Litteratur, die einer ethischen Weiterentwickelung ebensowohl fähig als bedürftig war. Diese dem Fassungsvermögen des Volkes zugängliche Litteratur war Gemeingut geworden und blieb nicht ohne Einfluss auf Denken und Fühlen der Masse. Andererseits aber bemächtigte sich eine verknöcherte Gelehrsamkeit der Ueberlieferung: man kommentirte die einzelnen Satzungen und spann auf Grund derselben eine verzwickte, wortklaubende Kasuistik aus; die Scholastik schoss ins Kraut; sie kam zum Ausdruck in den haarspaltenden und unfruchtbaren Disputationen der Schriftgelehrten und Pharisäer, die Christus erst in ihrer ganzen Hohlheit aufdeckte.

Ein freier und grosser Geist aber konnte aus den heiligen Schriften wirklich tiefe Weisheit schöpfen. Sie lenkten den Sinn auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, auch der grossen Staaten. Sie zeigten, dass die Schläge, die Babylon und Assyrien gegen Judea geführt, auch den Siegern verhängnissvoll geworden. Wie gross und mächtig immer ein Nebukadnezar in der Beschreibung nicht etwa eines Heiden, sondern eines der grössten jüdischen Propheten — Daniel — erscheinen mochte, auch dieses Reich stürzte zusammen. Mitten beim prunkenden Gastmahl wurde der Nachfolger Nebukadnezar's vom Verhängniss ereilt. Auf einen Menschen von lebhafter Phantasie musste so Manches aus den Prophezeiungen Daniels unauslöschlichen Eindruck machen. So die prophetische Schilderung des „greulichen furchtbaren und sehr starken Thieres“. Es „frass um sich und zermalmte und das Uebrige zertrat es mit seinen Füssen“ und eines seiner vielen Hörner „hatte Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das redete grosse Dinge“. Aber die Kraft und

der Uebermuth stürzten in Nichts zusammen, als „der Alte“ kam. Und dieser gab dem Menschensohne „Gewalt, Ehre und Reich, dass ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nie vergeht und sein Königreich hat kein Ende“ [119]). Eben so eindrucksvoll ist das Gleichniss von dem Kampf zwischen Widder und Ziegenbock, das sich auf die Könige der Meder, der Perser und der Griechen bezieht. Der Sieger vernichtet viele und er „erhebt sich in seinem Herzen“ und „wird sich auflehnen wider den Fürsten, aber er wird ohne Hand zerbrochen werden“ [120]).

Jesus, in dem entlegenen Nazareth geboren, stand dem Getriebe des politischen Lebens völlig fern und so mochte er kein klares Bild von der Macht des römischen Weltreichs haben Aber auch wer nur wenig von Rom wusste, musste das Gleichnis von dem Thier mit den zehn Hörnern auf Rom beziehen. Doch wie gross und mächtig auch das Reich sein mochte, nach der Schrift war es vergänglich, und es musste kommen ein neues Reich, das „Alle Zungen“ umfassen wird. Mit welchen Waffen wird es siegen? Die Geschichte zeigte, dass Schwert und Speer nur eine ungewisse Macht sind. Mit den Waffen wirft der Starke den Schwachen zu Boden, um alsbald selbst unter den Schlägen eines Stärkeren zusammenzubrechen. Dass Schwert und Speer den Menschen keine endgiltig sichere Macht verleihen, zeigt, dass dem bösen Willen der blossen Gewalt unüberschreitbare Schranken gesetzt sind. Und die Worte des Propheten, wonach der letzte König, der mächtigste „ohne Hand zerbrochen wird“ weisen darauf hin, dass eine andere Macht lebt, die endlich den Sieg davon tragen wird, eine Macht, die der der blossen Gewalt entgegengesetzt ist: die Macht des Guten. Das mochten die Gedanken sein, die das Buch des Propheten Daniel in Jesus wachriefen. Auch zum Gewissen der Einzelnen redeten die Propheten mit machtvollen Worten. Der Prophet Jesaia klagte, dass das Volk Israel in Gesetzlosigkeit versunken sei, dass „von der Fusssohle bis aufs Haupt nichts Gesundes an ihm“ sei. Es sei so in Sünden verkommen, dass Gott sich von den Opfern der Juden abwende. „Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fetten von den Gemästeten und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke . . . Bringet nicht mehr Speiseopfer so vergeblich. Das

Räucherwerk ist mir ein Greuel; der Neumonden und Sabbathe da ihr zusammenkommt, und Mühe und Angst habt, der mag ich nicht.“ „Waschet, reinigt euch, thut böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen“ — verlangt der Herr. „Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet die Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und helfet der Wittwe Sache.“ Vor den Augen des Herrn ist die Macht des Guten so gross, dass wo der Sünder in sich geht, alle Sünden verziehen werden. Wenn die Sünden roth sind wie Blut, wird Gott sie rein waschen wie Schnee[121]).

So ist das Milieu beschaffen, in dem Jesus aufwuchs Dieses Milieu musste auf seinen lebhaften Geist einwirken. Durch Geburt und durch die Eindrücke seiner Kindheit dem Volke nahestehend musste er mit den Armen tiefes Mitgefühl empfinden, und die heilige Schrift musste dies Gefühl verstärken. Die wenigen Zeilen im Buche Jesaias, wo die Menschen angerufen werden, die Opfer zu lassen und den Armen und Verlassenen zu helfen, werden auf den echt menschlichen Sinn Jesu einen tieferen Eindruck gemacht haben, als alle jene Stellen, die von der äusseren Sabbathheiligung handeln. Ebenso fanden jene wenigen Zeilen, in denen der Prophet Jesaia gleich am Eingang seiner Prophezeihung die heuchlerische Frömmigkeit der Herrschenden geisselt, bei Jesus lebendigen Widerhall. Hat er doch wie kein Anderer gewaltige Anklagen gegen die Reichen und Vornehmen, gegen die Wucherer, Schriftgelehrten und Priester erhoben! Und die Prophezeihungen Daniels, dass aus den Trümmern vieler grossen Reiche ein neues entstehen werde, das alle Zungen umfasst, konnte ihm die Hoffnung erschliessen, dass in jener glücklichen Zukunft alle Menschen zu einer friedlichen Gemeinschaft sich vereinen würden.

Das sind die Verhältnisse, die auf Jesus einwirkten und wesentlich den Inhalt seiner Lehre bestimmten: die Menschen zu lieben, Gutes zu thun, die irdischen Güter zu verachten, mit den Armen die Habe zu theilen. Die Liebe und die guten Werke werden für das Reich Gottes wirken. Was war in Jesu Sinne dieses Reich Gottes? Nicht nur ein Reich jenseits des Grabes, sondern auch hier auf Erden bereits die Vereinigung der Menschen in Liebe, die gegenüber dem Unrecht, der Sünde,

der Gesetzlosigkeit siegen, und „Friede und Wohlgefallen“ den Menschen bringen würden[122]).

Die Lehre Christi hätte sich nicht mit so grosser Schnelligkeit verbreitet, wenn das Milieu nicht im höchsten Grade zur Aufnahme derselben vorbereitet gewesen wäre. Die Armen, Enterbten, Bedrückten hörten begeistert die Worte des Trostes und wurden die eifrigsten Anhänger der neuen Lehre. Auch hier wurden wie immer die Worte und Prophezeihungen von den Hörern verschieden gedeutet. Die einfachsten Gemüther verstanden, indem sie Jesus den Sohn Davids nannten, unter dem „Reiche Gottes“ einen neuen, überschwänglich glanzvollen, jüdischen Nationalstaat, den Jesus auf den Trümmern der römischen Macht begründen würde. Die mehr mystisch Gestimmten mochten die Verheissungen des Meisters auf die Seligkeiten des Jenseits beziehen, während die Reifsten das „Reich Gottes“ vor Allem als das Reich der Menschenliebe und des Friedens im Sinne Jesu erfassten.

Die armen Klassen Judeas mussten für die neue Lehre Jesu äusserst empfänglich sein. Der unterdrückten Masse bot sich sonst nirgends ein Hoffnungsschimmer. Die Jahrhunderte dauernden, inneren Wirren zeigten, dass das jüdische Volk nichts zu erwarten habe von den Reichen und Vornehmen, sowie von denen, die das Gesetz und die Propheten auslegten und die Ausführung der alten Gebote bewachten. Noch weniger war von den Römern, den Beherrschern der Welt, den in ihrer Sprache, in ihren Sitten und im Glauben fremden Eroberern etwas zu hoffen. Wie mussten da in dieser allgemeinen Hoffnungslosigkeit die sanften Worte Jesu erlösend klingen! Man vernahm in diesen Worten ganz andere Töne als in der harten Wortklauberei, mit der die Schriftgelehrten und Hohepriester Judäa regierten; diese Worte klangen anders als das Jubelgeschrei, das dem Zuge der Römer folgte. Die neue Lehre verhiess eine bessere Zukunft, für die ein jeder durch Nächstenliebe und gute Werke arbeiten konnte.

Die Gebote Christi lebten ziemlich lange nur innerhalb eines kleinen Kreises von Menschen, die den Meister selbst gekannt und unter dem Zauber seiner Persönlichkeit gestanden hatten. „Das wesentliche Werk Jesu bestand darin, dass er einen kleinen Kreis von Schülern um sich sammelte, dass er

unendliche Liebe in ihnen erweckte, und den Samen seiner Lehre in ihre Seelen versenkte. Dass er diese tiefe Begeisterung für sich zu erwecken wusste, dass selbst nach seinem Tode diese Liebe noch fortlebte, darin liegt das Hauptwerk Jesu und das war es, was seine Zeitgenossen besonders bewunderten“ [123]).

Jesus kam nie über Judea hinaus. Wie war es denn aber möglich, dass seine Lehre dann später das ganze römische Reich eroberte?

Auch hier sehen wir, dass die socialen Verhältnisse diesem Eroberungszug der neuen Heilslehre in die Fremde hinein aufs wirksamste vorgearbeitet haben. Im römischen Reich waren damals die alten überlieferten Zustände längst erschüttert. Die ökonomische und Handelsentwicklung hatten riesige Vermögen und verschwenderischen Luxus, auf der anderen Seite aber maassloses Elend und furchtbare Bedrückung gezeitigt. Der römische Proletarier lebte in dem Glauben, dass die staatliche Macht Roms alles jemals dagewesene übertreffe; er war stolz darauf, dass alle Völker der Erde sich vor Rom beugten. Aber gleichzeitig sah er, dass weder die Ausdehnung der Grenzen noch der ungeheure Reichthum, den die römischen Legionen aus allen Weltgegenden her nach Rom für die römischen Patrizier zusammenschleppten, seine Lage im Mindesten verbessern könne. Aber die millionenköpfige Masse, versklavt oder frei, musste an irgend etwas glauben, das Rettung aus dem Elend verhiess. Die alte Religion war todt. Die steigende Macht des Staates gab den Armen nichts. Seine Gesetze zielten nur darauf, die Grundlagen des Privateigenthums zu befestigen, die Macht der herrschenden Klassen zu schützen, die Kleinen hülflos der Ausbeutung der Grossen auszuliefern. Hier brachte das Christenthum Trost. Es riss den Reichen die Maske herunter; es schloss sie aus von dem Reiche Gottes und wandte sich dafür mit warmer Liebe an alle Armen und Leidenden. Das neue Wort, das in Judea zuerst gesprochen war, fand so Widerhall in jedem Theile des Imperiums, denn überall gab es Millionen Menschen, die arm und trostbedürftig waren wie die ersten Anhänger Jesu.

Es ist charakteristisch, dass gerade in Afrika das Christenthum starke Fortschritte machte, ja erst durch die Vermittelung Afrikas eigentlich zur Weltreligion wurde. Woran lag das?

Wohl daran, dass in den afrikanischen Gebieten das sociale Elend der Massen, denen nur eine Hand voll Millionäre gegenüberstand, noch krasser war, als in anderen Provinzen des römischen Imperiums. Der gesammte Boden in Afrika war in der Hand weniger enorm reicher Grundherren. Diese, durch ihren Reichthum und ihren Einfluss in Rom allmächtig, wussten alle Lasten auf das Volk abzuwälzen, während sie selbst sich einem zügellosen Genussleben hingaben. Karthago war die Hohe Schule aller Laster. Und neben dieser reichen Minderheit konnte die hungernde Masse kaum ihr Leben fristen[124]).

Endlich hat der lebhafte Verkehr innerhalb des römischen Reiches die Ausdehnung der neuen Lehre ausserordentlich erleichtert. Seit jeher hatten die Römer auf gute Landstrassen gesehen. Viel war in dieser Hinsicht schon zu Zeiten der Republik gethan worden; und die römischen Kaiser sorgten noch besser dafür. Alle römischen Provinzen wiesen gute Strassen auf, ganz besonders aber Afrika. Schon im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt gab es hier einige kaiserliche Strassen, die die grössten Städte mit dem Meer verbanden; im zweiten Jahrhundert wurden auch gute Verkehrswege zwischen den kleineren Städten geschaffen. Die Strassen erleichterten den Verkehr der Legionen, der Waaren und — der Ideen, in allen Theilen des Imperiums.

Es ist also die Entstehung ebenso wie die Ausbreitung des Christenthums ganz wesentlich aus dem Milieu zu erklären. Sicher würde Jesus, wenn er innerhalb eines anderen Milieus aufgetreten wäre, nicht diesen Erfolg gehabt haben. Ein Milieu materiell günstig gestellter, intellektuell entwickelter, nicht pessimistisch niedergedrückter Menschen hätte seine Religionslehre nicht annehmen können. Zwar sie hätten die Grösse derselben wohl begriffen, und wären einzelnen Sittengeboten vielleicht auch in gewisser Hinsicht gefolgt, aber sie hätten dem Christenthum nicht jene aufopfernden Anhänger stellen können, von denen uns die Geschichte berichtet. Bringt man die allgemeinen Lebensbedingungen richtig in Anschlag, die einen so grossen Einfluss auf das Entstehen und die Ausbreitung des Christenthums ausübten, so erscheint der persönliche Antheil Jesu an dem Siegeslaufe seiner Lehre geringer als man gewöhnlich annimmt.

Freilich er vereinigt die höchsten sittlichen Eigenschaften in seiner Person. Doch kann man nicht sagen, dass keine anderen Menschen ihn an sittlicher Vollkommenheit je erreicht hätten. Man rühmt mit vollstem Recht sein liebevolles, mildes Herz, seinen inbrünstigen, unerschütterlichen Glauben an das Reich Gottes, seine Enthaltsamkeit und seinen Opfermuth; aber auch andere waren gross in solchen Tugenden. Man denke an den grossen Sokrates. Aber auch in der Geschichte des Christenthums finden wir viele berühmte, wie unberühmte Märtyrer der Menschenliebe, die an sittlicher Kraft nicht hinter ihm zurückstanden, wie er bereit, das Leben für ihren Glauben hinzugeben. In der Geschichte eines jeden Landes endlich sehen wir unter den Kämpfern für die Rechte des Volkes nicht wenig Männer und Frauen von höchster sittlicher Vollkommenheit. Ich wiederhole, die Persönlichkeit Jesu ist erhaben, aber sie steht in moralischer Hinsicht nicht unvergleichlich in der Geschichte da. Wir sehen nicht, warum man Christus als Persönlichkeit unermesslich höher stellen sollte, als diese Anderen. Es sind die Verhältnisse, die ihm die Alles überragende Bedeutung zugewiesen haben. Die Hauptbedingung, auf die der Ruhm Jesu gegründet ist, war, dass er in einer Uebergangsperiode wirkte, in der die Geister für die Aufnahme seiner Lehre besonders empfänglich waren.

Wer die maasslose Uebertreibung der Bedeutung der Persönlichkeit, wer die Willkür, die ganze Epochen nach einzelnen, wenn auch hervorragenden Individuen benennt, ablehnt, der braucht darum aber noch nicht die wirkliche Bedeutung der grossen Individualitäten zu leugnen und sie etwa, wie Prof. Ludwig Stein in seiner Polemik sagt als „Marionetten, Nullen und mechanische Ziffern“ anzusehen [125]). Jede bedeutende geschichtliche Persönlichkeit besass Eigenschaften, die sie über das Durchschnittsniveau erhoben. Diese Eigenschaften sollen nicht bestritten werden: es handelt sich nur darum, möglichst der Wirklichkeit entsprechend, den Einfluss derselben zu bestimmen, zu zeigen, was, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, diesen Eigenschaften zuzuschreiben ist, und was andererseits aus den Verhältnissen der Zeit erklärt werden muss, in der die betreffende Persönlichkeit wirkte. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, desto ausgeprägter tritt uns in den Be-

richten der Zeitgenossen die Neigung entgegen, geschichtliche Ereignisse und Komplikationen, auch grosse sociale und geistige Massenerscheinungen, als das persönliche Werk einzelner grosser Männer aufzufassen.

An Beispielen aus unserer Umgebung können wir diesen psychologischen Prozess, der eine naive Geschichtsauffassung charakterisirt, nachprüfen. In einem weltentlegenen Dorfe entsteht vielleicht ein neues Unternehmen — eine Fabrik, die den Leuten Verdienst schafft, oder eine Schule, in der ihre Kinder Unterricht geniessen. Der Gründer der Fabrik oder der Schule wird alsbald in der Erinnerung der Dorfleute wie mit einem Nimbus umgeben sein, sein Name erhält sich. Weder die Zeitgenossen noch ihre nächsten Nachkommen fragen darnach, welchen weiteren Umständen denn die neue Institution ihre Entstehung verdankte, warum sie gedeihen und auf die Bevölkerung segensreich wirken konnte, und ob denn wirklich der Gründer die ihm nachgerühmten hervorragenden Eigenschaften besass, u. s. w.? Eine neue Thatsache ist da, und ein Name hat sich an sie geknüpft . . . Das genügt schon, um den Träger des Namens und seine Bedeutung über jedes vernünftige Maass hinaus in der Erinnerung zu idealisiren.

So war es auch bei den relativ kleinen Gruppen, die um einen neuen Religionsstifter sich schaarten, bei der Zusammenfassung bestehender Satzungen in neue Gesetzbücher u. s. w. Wenn Moses wirklich existirt hat, so ist jedenfalls die Idealisirung seiner Person auch dadurch erleichtert worden, dass die Zahl der Juden, die unmittelbar Zeugen seines Wirkens waren, gering war. Die Ueberlieferung erbte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und that das Ihrige: alsbald erschien Moses ihr nicht nur als derjenige, der die bereits bestehenden Satzungen den Zeitbedürfnissen entsprechend zusammenfasste, sondern als Schöpfer dieser Satzungen selbst. Sein Name lebte fort, während das Milieu, innerhalb dessen er wirkte, die Vergangenheit, auf der er fusste, vergessen wurde. Das Gleiche gilt von Christus. Das Milieu, in dem er wirkte, war beschränkt. Die wenigen Tausende Menschen, die seine ersten Anhänger waren, standen nicht nur unter dem Einfluss seiner Lehre, sondern auch unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit. Dieser Umstand wirkte dahin, dass die neue Lehre sich unzertrennlich an

seinen Namen knüpfte und als eine vollständige Neuschöpfung dieses einzelnen Menschen erschien. Wenn es einen König gab, der Lykurg hiess, so war er bei der geringen Ausdehnung Spartas sicher allen seinen Unterthanen persönlich bekannt, und dieser unmittelbare Eindruck seiner Persönlichkeit war es, der ganz sicher dazu beigetragen, dass das ganze gesetzgeberische Reformwerk auf diesen einen Namen getauft wurde.

So entscheidet sich auch die Frage, ob die Persönlichkeit ein neues Milieu schafft. Die Persönlichkeit kann bedeutend überhaupt nur wirken in einem Milieu, das der Entwicklung ihrer Kraft günstig ist: daher kann man nicht eigentlich von der Schaffung eines neuen Milieus durch grosse Persönlichkeiten, sondern nur von einer Umgestaltung des bereits gegebenen Milieus durch dieselben reden, von einer Umgestaltung, deren Vorbedingungen in jenem früheren Milieu selbst schon enthalten waren. Man darf nicht übersehen, dass, wenn von der Schaffung eines neuen Milieus oder von einer grundlegenden Aenderung des alten gesprochen wird, dabei gewöhnlich der Abstand zwischen dem Neuen und dem Alten in der Phantasie sehr übertrieben wird. So vor Allem auch, wenn es sich um das Christenthum handelt. Indem wir die socialen Ereignisse zur Entstehungszeit des Christenthums uns näher vergegenwärtigen, erhalten wir erst die Möglichkeit, die Grenzen dieses Einflusses festzustellen. Man thut so, als ob das Christenthum die römische Gesellschaft gänzlich umgewälzt habe. Ist dem aber wirklich so? Haben wohl, nachdem das Christenthum in allen Gegenden des römischen Imperiums bekannt geworden war und Anhänger in allen socialen Schichten gefunden hatte, die Reichen und die Machthaber ihre Untergebenen minder hart und grausam behandelt, als zur Zeit des Heidenthums? Haben wohl die Stadthalter in den römischen Provinzen im vierten Jahrhundert weniger geplündert, als im zweiten Jahrhundert? Waren wohl die Kriege, die die christlichen Imperatoren führten, weniger grausam, als die ihrer Vorgänger? Werden nicht schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums von den Frommen Anklagen wider die Geistlichkeit erhoben, dass sie mehr nach den heidnischen Sitten als nach den Geboten Jesu handlen? Wie enge Grenzen waren also, den landläufigen Behauptungen entgegen, dem Wirken des Neuen auch hier gesetzt! Allerdings,

es gab auch unter den besitzenden Klassen der römischen Gesellschaft Einzelne, die von dem Alten sich losreissend, begeistert von dem neuen Glauben, zu voller Selbstverleugnung gelangten und den Märtyrertod auf sich nahmen. Und das Christenthum kann auf solche Anhänger stolz sein, umsomehr, da das allgemeine Milieu solchen Gesinnungen und Thaten den äussersten Widerstand entgegensetzte. Aber nur dann, wenn in der Masse der Besitzenden und Herrschenden unter dem Einfluss des Christenthums sich eine solche radikale Umwandlung vollzogen hätte, könnte man sagen, dass das Christenthum das Milieu wirklich von Grund auf umgewälzt hätte. Das aber war nicht der Fall. Nur Einzelne wandelten sich innerlich um. Das allgemeine Milieu aber blieb, was die Privilegirten betraf, ganz dasselbe, was es zu Jesu Lebenszeit gewesen. Doch vielleicht hat das Milieu der unteren Schichten, der Armen, Geknechteten und Enterbten, sich durch das Christenthum geändert? Hat sich die Aenderung etwa in gesteigerter Arbeitsfähigkeit und intellektueller Entwicklung gezeigt? Dafür liegen nicht die mindesten geschichtlichen Beweise vor. Im Gegentheil, insofern das Christenthum in dieser Beziehung überhaupt einen Einfluss auszuüben vermag, konnte derselbe nicht günstig sein. Das Gebot Christi, nicht für den nächsten Tag zu sorgen und dem Beispiel der Vögel unter dem Himmel nachzuahmen, das ganze Denken der künftigen Glückseligkeit zuzuwenden, musste Gleichgiltigkeit gegen die irdischen Güter erzeugen, die Arbeitsenergie lähmen und einer passiven Kontemplation, einen Zustand intellektueller Trägheit erzeugen. Wenn überhaupt, so hat hierin das Christenthum also nur negativ gewirkt. Und wenn dieser negative Einfluss sich nicht, oder doch wenigstens nicht bedeutend geltend gemacht hat, so nur deshalb nicht, weil die Arbeit, damals in erster Linie Sklavenarbeit, unter der beständigen Aufsicht der Herren und Inspectoren vor sich ging, die jedem Sinken der Arbeitsleistung mit grausamen Strafen begegnet wären. Und ferner, ein ungünstiger Einfluss des Christenthums auf die intellektuelle Entwicklung der Masse konnte deshalb nicht stattfinden, weil das intellektuelle Niveau der Masse überhaupt schon das denkbar niedrigste war. Freilich giebt es im Leben der besitzlosen Klassen jener Zeit einen Zug, der auf eine gänzliche Umgestaltung des Milieu durch den

Einfluss der Persönlichkeit Jesu hinzudeuten scheint: die Begeisterung der Masse, die Leichtigkeit, mit der Tausende und aber Tausende für den neuen Glauben in den Tod gingen. Aber man kann dies nicht als Anzeichen einer fortschrittlichen Bewegung ansehen. Das Beispiel wirkt ansteckend: der Tod einiger Tausende rief in den Anderen den Wunsch zur Nacheiferung wach. Der Tod wurde ihnen leicht. Der Keim irgend einer fortschrittlichen Entwicklung ist darin nicht enthalten. Wissen wir doch aus der Beobachtung der Gegenwart, dass der Mensch um so unerschrockener dem Tod entgegengeht, je niedriger die Kultur, je gröber die Bedürfnisse, je kärger die Mittel zur Befriedigung derselben sind. Und umgekehrt — je komplizirter die Kultur, je mannigfacher die Bedürfnisse, je höher der materielle Wohlstand, desto schwerer wird es dem Menschen, vom Leben zu scheiden. Nur der wahrhaft Weise wird auch dann den Tod nicht fürchten. Es ist bekannt, dass die Soldaten leichter in den Tod gehen, als die Offiziere, die Wilden leichter, als die Civilisirten, die Krieger eines halb barbarischen Volkes leichter, als die Soldaten eines Kulturlandes. Der Mann aus dem Volke in den ersten Jahrhunderten des Christenthums schätzte das Leben um so geringer, ging um so leichter in den Tod, als ihm im Jenseits ewige Glückseligkeit verheissen war. — Indem wir also die Wirkung des Christenthums als weniger weitgehend ansehen, wie es sonst für gewöhnlich geschieht, führen wir seinen Einfluss in erster Linie darauf zurück, dass das Milieu zur Zeit der Geburt Christi bereits alle Elemente aufwies, die dann in dem späteren Christianisirungsprozess sich bethätigt haben. Die Lehren Jesu kamen diesen Elementen entgegen und wirkten eben darum relativ so stark; aber behaupten, dass Christus das Milieu, in welchem sein Leben hinfloss, vom Grund aus umgestaltet habe, das hiesse, die Augen vor der geschichtlichen Wirklichkeit verschliessen.

IV.

Für die Männer der Wissenschaft hat naturgemäss speziell das wissenschaftliche Milieu entscheidende Bedeutung.

Darwins Name, berühmt wie nur einer, ist das Losungswort einer ganzen wissenschaftlichen Richtung geworden. Sein

Verdienst ist gross. Aber es wäre undankbar, das, was seine Vorgänger geleistet, zu ignoriren. Die Lehre Darwins behauptet: 1. Einheit alles Bestehenden, folgerichtige Entwickelung der höheren Formen, und an ihrer Spitze der Menschen, aus den niederen, und 2. natürliche Zuchtwahl, welche die Erhaltung der am besten angepassten Individuen ermöglicht und so die Fortbildung der einfachsten Arten zu den höheren fördert, als allgemeines Prinzip der organischen Entwickelung. — Die Naturwissenschaften — das wissenschaftliche Milieu, aus dem Darwin hervorging — haben zweifellos ein halbes Jahrhundert lang seiner Theorie vorgearbeitet.

Schon 1799 hat Goethe in seiner „Metamorphose der Pflanzen" die grundlegenden Gedanken der Entwicklungstheorie ausgesprochen. — Indem er nach der Urform der Pflanzen suchte, aus der heraus die Vielgestaltigkeit der Pflanzenwelt und die Fülle der Farbenskala sich ableiten liess, meinte er dieselbe in der Blattform gefunden zu haben. Die Mikroskopie war damals noch wenig entwickelt; darum konnte Goethe nicht bis zu der eigentlichen Urform, der Zelle, vordringen; sein Gedanke aber, dass es eine solche geben müsse, war richtig. Ebenso bewegt sich die andere berühmte Hypothese Goethes, dass der Schädel des Menschen, wie der anderer Wirbelthiere, speziell der Säugethiere, als eine Fortbildung des Rückenwirbels aufzufassen sei, in derselben Richtung. Später wurde diese Hypothese wesentlich umgestaltet; doch war sie für die vergleichende Anatomie jener Zeit ein grosser Fortschritt. Wenn Körpertheile, die scheinbar so verschieden sind, wie Schädel und Rückgrat, einen gemeinsamen Ursprung haben, so liegt der Gedanke nahe, dass auch die verschiedenen Arten durch Fortbildung auseinander entstanden seien. Durch die Entdeckung des Zwischenkiefers gab Goethe eine interessante Ergänzung seiner naturwissenschaftlichen Studien. Sie diente ihm als ein weiterer Beweis für die nahe Verwandtschaft des Menschen mit den höchsten Säugethieren. Früher hatte man angenommen, dass dieser bei den höheren Säugethieren vorhandene Knochen bei den Menschen fehle, und man hatte sich u. A. auch darauf als auf ein Beweisstück für die selbstständige Entstehung der Arten berufen. Dem Organismus, lehrte Goethe, ist eine innere centripetale Bildungskraft eigen; sie wird fortgeerbt und hält

den ursprünglichen Typus fest. Daneben wirkt eine äussere centrifugale Kraft, der Variationstrieb; dieser zeigt sich in der Anpassung des Organismus an die äusseren Umstände und es ist diese Anpassung, die zu der unendlichen Vielgestaltigkeit der Formen führt. Schon Goethe war davon, dass die verschiedenen Arten sich auseinander entwickelt hätten, überzeugt, und er hat das wiederholentlich offen ausgesprochen (zum ersten Male 1796).

Gleichzeitig mit Goethe verfocht der Berliner Naturforscher Treviranus ähnliche Anschauungen. Seiner Auffassung nach kann ein Organismus auf zweierlei Weise entstehen: entweder aus der amorphen Materie oder durch Umbildung der Form. Jedem Lebewesen ist die Tendenz zur unendlichen Umgestaltung der Form immanent; jedes kann sich der äusseren Welt anpassen. Diese Thätigkeit wirkt unablässig und führt dazu, dass die Lebewesen der niedrigsten Ordnung allmählich und stufenweise zu höherer Organisation aufsteigen. Für Treviranus war das Weltall ein monistisches Ganze; der Zusammenhang zwischen den Gliedern dieses Ganzen wird gebildet durch den Uebergang der unteren zu den oberen Formen.

Als bedeutendster Naturforscher in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts gilt Oken. Im Jahre 1809 stellt er die These auf, dass die Lebensfunktionen aller Organismen sich aus dem „Urschleim“ entwickelt hätten. Dieses Urelement des Lebens besitze die Fähigkeit, die verschiedenartigen Formen zu erzeugen durch Einwirkung auf die Materie und Anpassung an die äusseren Bedingungen. Die These Okens vom Urschleim hat die moderne Zellentheorie vorbereitet. Hierzu kam die Lehre Okens, wonach die organische Welt eine unendliche Zahl von niedrigen Lebewesen, Infusorien, als Zwischenglied voraussetzt, dass die höheren Formen aus den niederen sich entwickeln und dass auch der Mensch in diesem Prozess rastloser Evolution entstanden sei. An diese Denker schliesst sich eine ganze Reihe anderer Naturforscher an, die ähnliche Anschauungen vertreten.

Auch in Frankreich war die Grundlage zu einer monistischen Weltauffassung bereits im Beginn des 19. Jahrhunderts gelegt. Lamark sprach seine Grundgedanken im Jahre 1801 aus und begründete sie eingehender im Jahre 1809. Die Klassen

und Arten der Lebewesen, die wir unterscheiden, erklärte er, sind nicht als ein von Urbeginn an fest Bestehendes aufzufassen; vielmehr sind die komplizirten Arten aus den primitiveren entstanden. Die Differenzen in den Lebensbedingungen, der Gebrauch der Organe, oder die Vernachlässigung derselben führt zur Modifikation der Organismen. Die Entwicklung der Erde und die der Organismen, die die Erde bevölkern, geschah allmählich. Kataklismen haben nicht stattgefunden. Die einfachsten Lebewesen aber entstanden durch Urzeugung. Ganz im Sinne einer konsequent monistischen Weltanschauung führte Lamark die Verstandsthätigkeit auf Bewegung im centralen Nervensystem zurück. Alle Umwandlungen im Weltall erklärt er aus Vererbung und Anpassung. Indem Lamark seine Theorie im Einzelnen entwickelte, brachte er einige Beweise, für die Abstammung des Menschen von den höheren Affen vor; er erklärte, wie die Aenderung in den Lebensgewohnheiten der höheren Affen allmählich zur Entstehung eines neuen Wesens mit menschlichen Eigenschaften hätte führen können? Schüler und Nachfolger Lamarks war Geoffroy St. Hillaire.

In der Heimath Darwins hatte gleichfalls eine ganze Reihe von Männern seiner Lehre vorgearbeitet. Sein Grossvater Erasmus Darwin hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts Anschauungen vertreten, die denen Goethes und Lamarks verwandt waren. Ebenso eine Anzahl Naturforscher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In den 50er Jahren entwickelte dann Herbert Spencer ähnliche Ideen. Endlich musste Darwin durch die Umwälzung der Vorstellungen in der Geologie stark beeinflusst werden. Indem Lyell die Haltlosigkeit der Katastrophentheorie nachwies und siegreich die Hypothese verfocht, dass die Formation der Erde u. s. w. unter ganz allmählich wirkenden, Millionen Jahre dauernden Umwandlungen sich gebildet habe, hatte er damit zugleich einer evolutionistischen Auffassung in der Biologie vorgearbeitet.

Das ist das wissenschaftliche Milieu, aus dem Darwins Lehre von der Entstehung der Arten erwuchs. Seine Lehre vom Ueberleben des Passendsten im Kampf ums Dasein war speziell durch Malthus Bevölkerungstheorie angeregt. — Jene Entwicklungsideen, die Darwin vorarbeiteten, waren übrigens nicht das Eigenthum nur weniger Auserwählter. Der

leidenschaftliche Streit, der im Jahre 1830 zwischen Cuvier und St. Hilaire in den Sitzungen der französischen Akademie ausgefochten wurde, beweist, dass damals bereits die Frage von der Einheit der Abstammung eine sehr bedeutende Rolle in dem wissenschaftlichen Milieu gespielt hat[126]).

V.

Marx ist bei denen, die die Bedeutung der Persönlichkeiten in der Geschichte übertreiben, ein beliebtes Beispiel. Wenn das Milieu grössere Bedeutung hat, als die hervorragende Persönlichkeit, meinen sie, warum wird dann von den Socialisten, die möglichst alles aus dem Milieu erklären wollen, so grosses Aufsehen von Marx gemacht? Hier zeige sich schon die Inkonsequenz dieser Auffassung. Prüfen wir also einmal die Beziehung zwischen Marx und dem Milieu, in welchem seine Lehre entstand.

Wer die Geschichte des Socialismus kennt, weiss, dass schon einige Generationen vor Marx sich eine Umwandlung in der Auffassung der gesellschaftlichen Zusammenhängung angebahnt hatte. Indem wir die neuen Prinzipien generalisiren, die gewöhnlich mit dem Namen Marx verbunden werden, können wir folgende Sätze feststellen: Auf dem Gebiet der ökonomischen Theorie besteht sein Hauptverdienst in der Formulirung und konsequenten Durchführung seiner Werth- und Mehrwerththeorie, derzufolge die Arbeit allen Werth schafft, auch den, der in Form von Profit und Rente von den Kapitalisten, scheinbar durch blosse Preisaufschläge, angeeignet wird. Als Sociolog und Geschichtsphilosoph endlich hat er die entscheidende Bedeutung der Oekonomie in der gesellschaftlichen Bewegung nachgewiesen: die Bedeutung der aus der ökonomischen Struktur herauswachsenden Klassenkämpfe, wie die Bedeutung der der ökonomischen Struktur jeweils zu Grunde liegenden technischen Basis. — Alles was in den letzten dreissig Jahren für die Fortbildung der Marx'schen Lehre geschehen ist, lässt sich zurückführen auf die Bemühungen, diese Grundgedanken zu entwickeln, vor allem die verschiedenen historischen Formen des Klassenkampfes zu unter-

suchen, und den Zusammenhang zwischen der Technik und der ökonomischen Struktur sowie den höheren Kulturerscheinungen, Wissenschaft, Kunst, Religion klar zu legen. Man darf behaupten, dass Marx's Lehre durch ihren Einfluss das wissenschaftliche Milieu wesentlich geändert hat. Die Verdienste eines Marx sind jedoch wahrlich gross genug, um aller Uebertreibung entrathen zu können. Gerade die Anhänger von Marx sollten am wenigsten die grossen Verdienste seiner Vorgänger, die bestimmende Anregung, die Marx von ihnen erhalten, bestreiten.

Beginnen wir mit seiner Lehre, dass die Arbeit allein Werth und somit auch den Mehrwerth schaffe, der von den Kapitalisten in der Form von Profit und Rente angeeignet werde. Abgesehen noch von den Bemerkungen älterer Autoren, zeigt sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts in der Wissenschaft bereits ganz deutlich das Bestreben, Profit und Rente als nur abgeleitete, nicht eigentlich selbstständige Einkommenszweige aufzufassen. Wir begegnen dieser Ansicht bereits in dem Buch des Engländers Hall über den „Einfluss der Civilisation auf das Volk in den europäischen Ländern". Im Jahre 1834 entwickelte Thompson mit voller Klarheit die Lehre, dass Profit und Rente die von den besitzenden Klassen angeeigneten Bruchtheile der von den Arbeitern geschaffenen Werthe seien[127]). Allgemein bekannt ist, dass die Saint-Simonisten, Louis Blanc, Proudhon und Rodbertus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, theilweise gleich zu Beginn desselben ähnliche Theorien vertraten. Wie viel man auch in der neuen Litteratur an Proudhon herumkritisirt hat, so erhält sein Aperçu: „Eigenthum ist Diebstahl" doch offenbar schon den Keim der von Marx in der Mehrwerth-Theorie weiter entwickelten Gedanken. — In welcher Weise war nun aber die Marx'sche Theorie des Näheren durch die französischen und englischen Socialisten vorbereitet?

Thompson verlangt das ganze Produkt der Arbeit für den Arbeiter. Aber diese Forderung ist nicht realisirbar, solange die heutigen Rechtsinstitutionen — vor Allem das Privateigenthum an Boden und Kapital — besteht. Diese Prinzipien können nur unter der Bedingung verwirklicht werden, dass man die rechtlichen Grundlagen der Gesellschaft von Grund aus abändert. An der These festhaltend, dass die Arbeit alle Werthe schaffe, kommt Thompson, im Gegensatz zur bürgerlichen

Oekonomie, zu dem Schlusse, dass die Arbeiter, die den Werth durch ihre Arbeit geschaffen, das ganze Produkt zu beanspruchen haben. In der bestehenden Gesellschaft erhalten die Arbeiter bei Weitem weniger, als sie mit ihrer Arbeit geschaffen, sie erhalten nur, was zu ihrer Existenz nothwendig ist. Der ganze Ueberschuss geht als Rente und Profit an die Bodeneigenthümer und Kapitalisten. Thompson räumt ein, dass die Arbeiter den Eigenthümern für Benutzung ihrer Gebäude, Geräthe, Rohstoffe ein Entgelt schulden. Dieses Entgelt dürfe jedoch nur eine Vergütung der wirklichen Abnutzung sein und keinen Zins enthalten. Der Antheil an dem Produkt, auf den die Bodenbesitzer und Kapitalisten ein Recht haben, darf nicht den höchsten Arbeitslohnsatz, der gezahlt wird, übersteigen. In der modernen Gesellschaft ist eine solche Vertheilung freilich nicht möglich Die gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen der Boden- und Kapitalbesitzer selbst; alle Ueberschüsse über den Arbeitslohn hinaus, der nur die nothwendigsten Bedürfnisse der Arbeitenden deckt, annektirt die herrschende Klasse als den ihr von Rechts wegen zukommenden Antheil — als Rente und Profit. Um den vollen Ertrag ihrer Arbeit den Arbeitern zu sichern, ist nach Thompson die Gründung kommunistischer Gemeinden nothwendig[128]).

Solche Gedanken tauchten also in England bereits im Jahre 1824 auf. Etwas später begegnen wir ihnen in Frankreich. In den Vorträgen, die Bazar im Einverständniss mit anderen Saint-Simonisten hielt, wird das Recht des Arbeiters auf den gesammten Arbeitsertrag anerkannt. Dieses Recht wird nicht so direkt, wie bei Thompson und einigen anderen englischen Autoren formulirt, aber es ist in dem Satze der Saint-Simonisten enthalten, dass in einer gesunden socialen Ordnung jeder seinem Verdienst nach gelohnt werden müsse. Dass das Eigenthumsrecht in seiner jetzigen Gestalt durch andere Institutionen ersetzt werden müsse, ist nur die unmittelbare Schlussfolgerung aus diesem Prinzip. Die Saint-Simonisten erklären in ihrem Programm: wir wollen die Abschaffung aller Privilegien ohne Ausnahme; wir wollen die Befreiung der Arbeiter und die Abschaffung des Müssigganges; wir wollen, dass Ehre, Achtung und Wohlstand nur denen zu Theil wird, die das Volk ernähren, es bilden, es begeistern, das heisst den Produzenten, den Ge-

lehrten, den Künstlern; wir wollen dass wer da säet, auch ernte, dass die Früchte der Arbeit nicht von der Klasse der Müssiggänger geraubt werden, die nichts thun, nichts wissen, niemand lieben, ausser sich selbst . . . Wir wollen die allmähliche Abschaffung aller Abgaben, welche von der Arbeit, sei es unter dem Titel des Grund- oder des Kapitalzinses, für den Müssiggang erhoben werden[129]).

Gleichzeitig mit den Saint-Simonisten, die eine zahlreiche Gruppe bildeten, entwickelt Buchez ähnliche Ideen: das wirthschaftliche Dasein der zukünftigen Gesellschaft wird sich dadurch von der bestehenden Ordnung der Dinge unterscheiden, dass kein Privateigenthum an den Produktionsmitteln mehr bestehen wird. Alle Menschen werden als Mitarbeiter das gemeinschaftliche Kapital benutzen, jeder Einzelne wird entsprechend seinen Leistungen entlohnt werden. Buchez erwartet die Verwirklichung eines solchen Zustandes erst in ferner Zukunft, und empfiehlt als Uebergangsmaassregeln die Gründung von Produktivgenossenschaften, die der Sache der allgemeinen Befreiung der Arbeiterklasse dienen sollen. Die Untheilbarkeit und Unveräusserlichkeit des Kapitals dieser Genossenschaften soll bewirken, dass dieselben eine stets wachsende Zahl von Arbeitern in ihre Reihen aufnehmen und sie so der privatkapitalistischen Ausbeutung entziehen können[130]).

Die Anschauungen Buchez' wurden zu Beginn der 30er Jahre bekannt. In den 40er Jahren dringen sie in die Wissenschaft. Louis Blanc entwickelt in seiner „Organisation du travail“ keine besonderen ökonomischen Theorien wie etwa Thompson u. A.; er erklärt einfach, ohne weitere Analyse, die bestehende sociale Ordnung als total verkehrt und unhaltbar. Eine Neuorganisation sei nur durch Produktivgenossenschaften, die, nach und nach sich ausbreitend, allmählich die gesammte Bevölkerung umfassen würden, möglich. Louis Blanc denkt an eine friedliche Entwicklung: die Kapitalisten sollen die Möglichkeit haben, mit ihrem Kapital sich an den Genossenschaften zu betheiligen; diese würden ihnen den üblichen Zins zahlen. Allmählich würden die Genossenschaften die privaten Unternehmer völlig verdrängen und die gesammte Industrie beherrschen[131]).

Deutschland blieb in der ökonomischen Entwicklung hinter England und Frankreich zurück; und darum dringen diese Ideen auch erst bedeutend später in die geistige Bewegung des deutschen Volkes ein. In den Briefen Rodbertus an v. Kirchmann — aus dem Anfang der 50er Jahre — sind Gedanken ausgesprochen, die an die Lehren Thompsons und der Saint-Simonisten erinnern. Rodbertus beleuchtet die gegenwärtigen Verhältnisse durch einen Vergleich mit der Sklavenwirthschaft. Der Boden, alle Produktionsmittel und die Produzenten selbst gehörten vormals den Sklavenherren. Natürlich musste der gesammte Ertrag, der als Ueberschuss der Gutswirthschaft nach der Ernährung der Sklaven verblieb, den Herren zufallen. Nun aber wird der Sklave frei. Die Freiheit ändert die Lage des Produzenten, social und juristisch aber bleibt sein Verhältniss zu den Produkten seiner Arbeit unverändert. Das Eigenthumsrecht an Boden und Kapital bedingt, dass das Produkt dem Eigenthümer gehöre, während der Arbeiter in Form des Geldlohns nur einen geringen Antheil am Produkt enthält. Der Arbeiter leistet dem Unternehmer ein Quantum Arbeit, sagen wir n, und erhält als Arbeitslohn nur $\frac{1}{2}\, n$ zurück. Es kann gar nicht anders sein; und die freien Arbeiter sind machtlos dagegen. „Die Arbeiter sind nackt oder in Lumpen freigelassen worden, mit Nichts als ihrer Arbeitskraft. Auch war mit der Aufhebung der Sklaverei oder der Leibeigenschaft die moralische oder rechtliche Verpflichtung des Herrn, sie zu füttern oder für ihre Nothdurft zu sorgen, fortgefallen. Aber ihre Bedürfnisse waren geblieben; sie mussten leben. Wie sollten sie mit ihrer Arbeitskraft für dies Leben sorgen? Von dem in der Gesellschaft vorhandenen Kapital nehmen und damit ihren Unterhalt produziren? Aber das Kapital in der Gesellschaft gehörte schon Anderen als ihnen, und die Vollstrecker des „Rechts“ hätten es nicht gelitten. Mit nackten Händen aus dem Schoosse der Erde sich das Material graben, um sich daraus erst ein eigenes neues Kapital zu bilden? Aber wenn dies auch gelungen wäre, selbst der Boden, auch der unbebaute, gehörte schon Anderen als ihnen, und die Vollstrecker des „Rechts“ hätten es abermals nicht gelitten. Was blieb ihnen also in dieser Lage zu thun übrig? Nur eine Alternative: entweder das Recht der Gesellschaft umzustürzen, oder unter den ungefähren früheren wirth-

schaftlichen Bedingungen, wenn auch in veränderter rechtlicher Stellung zu ihren früheren Herren, den Grund- und Kapitalbesitzern zurückzukehren und als Lohn zu empfangen, was sie früher als Futter bekommen hatten!“ [132])

So fällt also ein Theil des nationalen Gesammtproduktes den Nichtarbeitenden zu. Aneignung der Rente und des Profits ist wirthschaftlich nur möglich, weil die Arbeit infolge ihrer steigenden Produktivität Ueberschüsse über das zur Erhaltung der Arbeitenden selbst Nothwendige liefert; sie ist juristisch möglich durch das Eigenthumsrecht der Nichtarbeitenden an Boden und Kapital.

Solche Ideen waren in der Zeit, als Marx seine „Kritik der politischen Oekonomie“ schrieb, schon in weitere Kreise vorgedrungen. Die englischen Verhältnisse, die Marx zuerst durch Vermittelung von Engels, dann aber durch eigene Anschauung kennen lernte, mussten gleichfalls in hohem Maasse bestimmend auf ihn einwirken. Engels „Lage der arbeitenden Klasse in England“ war für Marx's Entwickelung sicherlich von grosser Bedeutung. Der junge Engels wurde, als er aus Deutschland nach England kam, von der Ausdehnung des Grossbetriebes überrascht. Indem er das England der 40 er Jahre mit dem damaligen Deutschland vergleicht, schildert er dieses als ein Land des Handwerks- und Kleinbetriebes, mit rückständiger Technik und unbedeutenden Städten. Dagegen war die englische Industrie in raschestem Tempo vorgeschritten. Im Laufe weniger Jahrzehnte war das Land mit einem Netz von Kanälen ausgestattet worden, Eisenbahnen verbanden London mit den bedeutendsten Städten; die Zahl der Dampfschiffe betrug 500 und mehrere Städte, die vor Kurzem noch ganz unbedeutend, hatten sich zu gewaltigen Industrie- und Handels-Centren entwickelt; die Landwirthschaft dominirte nicht länger, zwei Drittel der Bevölkerung lebte in Städten. Alles war neu und unerhört in dieser seit dem 18. Jahrhundert gewaltig vorwärts drängenden Entwickelung.

Die Steigerung des bürgerlichen Reichthums zeigt sich überall in den Städten. An den Peripherien, fern von den Fabrikschloten erheben sich die Paläste mit allem modernen Komfort ausgestattet. Und die Arbeiter? Engels schildert ihre

Lage in verschiedenen Städten. Er wandert durch die Arbeiterviertel Londons, beobachtet die Lage der Armen in dem wundervoll gelegenen Dublin, in Edinburg, in Glasgow, Nottingham, Birmingham, Leeds, Bradford u. s. w. — überall sieht er das Bild grauenhaften Elends. Engels führt uns nach St. Giles; von breiten glänzenden Strassen umgeben, liegt dieses Viertel mitten im bevölkertsten Theile Londons. Drei und vierstöckige Häuser bilden eine unordentliche Masse mit krummen und schmutzigen Gassen; diese Häuser sind vom Keller bis zum Dach hinauf mit Menschen angefüllt. Schmutzig von innen und aussen, ein abstossender Anblick. Aus den Kellerfenstern blicken bleiche, elende Kindergesichter. Zehntausende wohnen in den Räumen, wo Männer, Weiber und Kinder, Verwandte und Wildfremde ohne jede Rücksicht auf Alter und Geschlecht zusammengeworfen sind. Auf den Bänken unter den Bäumen, die ganz nahe vor den Fenstern des königlichen Palastes sich erheben, schlafen jede Nacht Tausende, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Ebenso steht es in Dublin. Ganze Arbeiterviertel starren von Schmutz. In 400 kleinen Kammern hausen 1300 und mehr Bewohner. Bei der Beschreibung Edinburgs glaubt sich der Leser in ein elendes, russisches Dorf versetzt; auf den Bettladen nächtigen Hühner; Hunde und Pferde theilen vielfach den Wohnraum mit den Menschen; nahezu alle Arbeiterwohnungen strotzen von Schmutz und Ungeziefer. Da in diesem Stadttheil keine Kloaken, nicht einmal Abtritte in den Häusern sind, so füllt der Unrath von 50 000 Menschen die Strassen. Glasgow übertrifft an Scheusslichkeit der Arbeiterviertel noch die verrufensten Theile Londons, Dublins und anderer Städte. Die Arbeiterviertel sind „ein Labyrinth enger Gassen, in welche auf Schritt und Tritt Höfe und Sackgassen ausmünden, die von alten, schlecht ventilirten, hochgethürmten, wasserlosen und verfallenen Häusern gebildet sind. Diese Häuser sind förmlich vollgestopft mit Einwohnern. Drei oder vier Familien — vielleicht 20 Personen — hausen in jedem Stockwerk: zuweilen ist jedes Stockwerk an Schlafstellen vermiethet, sodass 15—20 Personen in einem einzigen Zimmer aufeinandergepfercht, man kann nicht sagen untergebracht sind. Diese Distrikte beherbergen die ärmsten, depravirtesten und werthlosesten Mitglieder der Bevölkerung und sind als die

Quelle jener furchtbaren Fieberepidemien zu betrachten, die von hier aus Verwüstung über ganz Glasgow verbreiten“ [133]).

Aehnlich ist die Charakteristik aller anderen, dem Verfasser bekannten Städte. In Manchester, das Engels besonders genau kannte, ist das Wohnungselend in manchen Vierteln unglaublich.

So wohnt der englische Arbeiter. Wie lebt er im Uebrigen? Er muss sich mit Lebensmitteln schlechtester Qualität begnügen; bei seinem geringen Einkommen muss er mit schlechter Waare vorlieb nehmen. Statt frischen Fleisches verkauft man ihm gepökeltes; statt Zucker ein Gemisch von Zucker mit gestossenem Reis und allerhand Abfällen; statt Kaffee Cichorie und allerhand Kehricht; statt Tabak allerhand verfälschtes Zeug u. s. w. — So schilderte Engels, dem es auf objektive Wahrheit ankam, die Verhältnisse, die den Arbeiter bedrücken, und ihn theilweise auch demoralisiren müssen. Er verschweigt nicht, wie weit verbreitet Trunksucht und geschlechtliche Zügellosigkeit gerade in den armen Schichten sind [134]).

Man sieht, dem Werk, das Marx vollbringen sollte, war überall vorgearbeitet worden. Die Anschauungen, die seit 30 Jahren immer häufiger in der Litteratur zum Ausdruck kamen, gaben ihm werthvolle Anregungen, ebenso wie England ein reiches Thatsachenmaterial zur Nachprüfung aller aufgestellten Hypothesen lieferte. Die hohe Entwickelung der Technik, Reichthum und Luxus auf der einen, Elend, Unkultur, Bedrückung auf der andern Seite, bewiesen deutlich genug, dass die Latifundienbesitzer und Fabrikantenmillionäre ihren Reichthum der Aneignung des Ertrages fremder Arbeit verdankten.

Es wäre falsch, zu glauben, dass die neue Lehre nur von vereinzelten Schriftstellern vorbereitet wurde und auf einen geringen Kreis beschränkt blieb. Zahlreiche Broschüren und Zeitschriften verbreiteten die neuen Ideen bei dem weiteren Publikum und schufen einen empfänglichen Boden. —

Auch auf anderen Gebieten arbeitete die gesellschaftliche Entwickelung Marx vor. In der Mitte des 19. Jahrhunderts tritt die Thatsache, dass der Profit aus der Ausbeutung fremder Arbeit fliesst, immer deutlicher hervor. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts waren die kapitalistischen Betriebe noch fast durchweg in der Hand einzelner Privaten. Die Kapi-

talisten selbst waren persönlich die Leiter der Unternehmung. Von ihrer Geschäftskunst schien das Floriren der Unternehmungen direkt abzuhängen; der Profit konnte zur Noth als eine Entlohnung ihrer Tüchtigkeit ausgelegt werden. Erst um die Mitte des Jahrhunderts beginnt die Ausbreitung der Aktien-Gesellschaften. Bei diesen wird der Kapitalist zum reinen Dividendenschlucker; die Verwaltungsarbeit wird von bezahlten Direktoren und Beamten geleistet. Hier zeigt sich klar, dass das Kapitalisteneinkommen — also auch das der selbstthätigen einzelnen kapitalistischen Unternehmer nach Abstrich eines Theils, der als Lohn für geleistete Verwaltungsarbeit gelten kann — auf das Eigenthum und die damit verbundene Ausbeutungsmöglichkeit, nicht auf persönliche Leistungen basirt ist. Diese aus der industriellen Entwicklung selbst hervorgehenden Erscheinungen, werden u. A. der Grund sein, dass Marx die Lehre vom Mehrwerth und der kapitalistischen Ausbeutung um Vieles gründlicher darstellen konnte, als Thompson, der in den 20 er Jahren schrieb.

Erinnern wir noch an ein anderes Moment! Die Grundrente, das wussten bereits die französischen Physiokraten im 18. Jahrhundert, repräsentirte ein von jeder persönlichen Arbeit des Rentenaneigners unabhängiges Einkommen. Aber damals galt das Privateigenthum an Grund und Boden, worauf die Rente basirt ist, noch als eine selbstverständliche, so zu sagen ewige Institution der menschlichen Gesellschaft. Erst im 19. Jahrhundert hat die geschichtliche Forschung ganz objektiv die Entwicklung des Grundeigenthums näher beleuchtet und mit jenen naiven Vorstellungen aufgeräumt. Sie zeigte, wie sich der Uebergang von dem Gemeinbesitz zum Privatbesitz vollzogen hat, wie da nicht die Vernunft, sondern brutale Herrschsucht und Gewalt die entscheidende Rolle gespielt. Die Geschichtsforschung legte klar, dass die Auffassung der Rente als einer selbstständigen Art des Nationaleinkommens ein abgeschmacktes Vorurtheil sei, das in das Museum der Alterthümer gehört, dass die Produktivkräfte des Bodens an sich noch keine Rente schaffen, dass sie gar nicht zu erklären vermögen, warum Grund und Boden Objekt des Privateigenthums sein müsse. Saint-Simon hatte im Sinne seiner Zeit das Privateigenthum an Grund und Boden aus der Gesetzgebung erklärt, aber zugleich die historische

Wandelbarkeit aller solcher Gesetze hervorgehoben. Proudhon hatte auf Grund allgemeiner und oft recht nebelhafter historischer Vorstellungen das Eigenthum als Diebstahl denunzirt. Marx dagegen gab in seiner berühmten Darstellung der „ursprünglichen Akkumulation“ einen grossartigen Ueberblick über die Entwicklung des Grundeigenthums in den letzten Jahrhunderten der englischen Geschichte.

Wie die Marx'sche Doktrin durch das wissenschaftliche Milieu vorbereitet war, so wirkte sie andererseits auf dasselbe zurück. Man kann sagen, dass in den 60er und 70er Jahren die Marx'sche Doktrin einen nur beschränkten Einfluss ausübte. Andererseits aber arbeitet die Geschichtsforschung jener Zeit einer vorurtheilsfreien Gesellschaftskritik vor. Es erscheinen in den 70er Jahren in rascher Reihenfolge zahlreiche Untersuchungen, die die Lage der Arbeiter in unserer Zeit scharf beleuchten, die Entstehung des Privateigenthums am Boden aus dem Gemeinbesitz klarstellen, die Gewaltthätigkeiten schildern, mittels deren die herrschenden Klassen im geschichtlichen Verlauf die Herrschaft über die Besitzlosen an sich rissen. In der Wirthschaftsgeschichte, der Geschichte des Rechts und der Statistik, überall ist eine starke wissenschaftliche Bewegung, die mit überlieferten Vorurtheilen bricht und — wohl oder übel — in der Arbeit die Erzeugerin des von den herrschenden Klassen angeeigneten Reichthums erkennen lässt.

Aehnliches gilt von Marx geschichtsphilosophischen Ansichten. Er gilt als der, welcher die fundamentale Rolle des Klassenkampfes in der Geschichte zuerst klar erkannte. Zweifellos ist sein Verdienst in dieser Hinsicht ein ausserordentliches. Aber es wäre sehr ungerecht, wollte man die Vorgänger, die dieser Lehre den Boden geebnet, vergessen. Auch die Bevölkerungstheorie des von Marx so heftig bekämpften Malthus wäre hier zu erwähnen. Malthus hat treffend den Kampf, den einzelne Menschengruppen um die Existenzmittel führen und die Folgen dieses Kampfes charakterisirt. Das hat ein helles Licht auf die Vorgänge in der Dämmerung der Geschichte, sowie auch auf das heutige Leben primitiver Völkerschaften geworfen. Die Verdienste Malthus bei der Zusammenstellung und Klassifizirung der Thatsachen sind nicht zu bestreiten; er hat den ursprünglichen Kampf ums Dasein richtig geschildert,

aber seine Erklärung ist insofern unzutreffend, als dieselbe nicht auf die wechselnden Formen der Gesellschaftsstruktur eingeht, und den Widerspruch zwischen den Tendenzen der Bevölkerungszunahme und der Kargheit der Natur als einen absoluten und für alle Zeiten geltenden hinstellt. Malthus Ideen waren werthvoll, aber nicht genügend durchgearbeitet; er lieferte fruchtbares Material für eine neue Bearbeitung des Klassenkampfes, als eines geschichtlichen Kampfes, d. h. eines Kampfes, der untrennbar mit den gegebenen socialen Einrichtungen zusammenhängt und durch die hier sich vollziehenden Aenderungen modifizirt wird. — Der Socialismus, der die Gegensätze der Interessen hervorhob, musste sozusagen mit Naturnothwendigkeit auf die Theorie der Klassenkämpfe stossen. Bei Louis Blanc erscheint diese Theorie bereits relativ entwickelt. Wenn schon er nirgends den Kampf, der in der Gesellschaft stattfindet, ausdrücklich als Klassenkampf formulirt, so zeigt doch seine Auffassung, dass nur durch die politische Reformen, durch die Erweiterung der politischen Rechte eine ökonomische Umgestaltung möglich sei, deutlich genug, wie sehr er sich der Bedeutung des Klassenkampfes bewusst war. Wenn die Umgestaltung der socialen Ordnung in einem der grossen Masse günstigen Sinne die Erringung weitgehender, politischer Rechte durch die Masse zur Voraussetzung hat, so ist eben der Klassenkampf der Unterdrückten gegen die Unterdrücker der einzige Weg zur Besserung. Es liegt darin der Gedanke, dass das Volk, sobald es im Besitz der politischen Rechte ist, gegen die herrschenden Klassen kämpfen, dass es danach streben muss, in die gesetzgebenden Körperschaften Vertreter seiner eigenen Interessen zu entsenden. — Als unmittelbarster Vorgänger Marx erscheint Considérant. Er veröffentlichte im Jahre 1847 ein Manifest der Demokratie des 19. Jahrhunderts, worin er das Wesen des Klassenkampfes in scharfen Zügen gezeichnet hat[135]).

So war bereits lange vor Erscheinen des kommunistischen Manifestes der Klassenkampf in der Litteratur erörtert worden. Das Leben selbst lieferte ausgiebiges Material, um diese Theorie nachzuprüfen und fester zu begründen. Vor allem kommen hier auch die Erfahrungen der Revolution von 1848 in Betracht. In dieser revolutionären Bewegung wurden alle die verschiedenen

Klassen mobilisirt; sie bot ein Beispiel, wie man es für die Erläuterung und Begründung der Theorie nicht besser wünschen konnte.

Das sind die Umstände, die Marx die Formulirung seiner Lehre erleichterten. Das wissenschaftliche Milieu hatte ihm vorgearbeitet. Aber auch in Marx trefflicher Formulirung hat die Theorie des Klassenkampfes lange Zeit gebraucht, um in das allgemeine Bewusstsein tiefer einzudringen. Marx's Ansichten über den Klassenkampf sind vor Allem in den Arbeiten der Jahre 1845 („Elend der Philosophie“) bis 1851 („Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“) entwickelt; am eindrucksvollsten im „Communistischen Manifest“. In seinen späteren Werken hat er dem nur wenig hinzugefügt. Es vergingen, wie gesagt, viele Jahre, ehe diese Lehre das wissenschaftliche Milieu umgestaltete. Das Auftreten Lassalles zeigt, wie wenig im Allgemeinen doch das wissenschaftliche Milieu noch vorbereitet war, um die neue Auffassung sofort verständnissvoll aufzunehmen. Lassalle, der unter dem Einfluss der Marx'schen Schriften stand und mit Marx selbst bekannt war, glaubte noch im Jahre 1863—64, also 20 Jahre nach Veröffentlichung der bahnbrechenden Arbeiten von Marx, ganz ernsthaft daran, die preussische Monarchie für eine radikale ökonomische Umwälzung gewinnen zu können. Eine Staatsanleihe von 100 Millionen Thalern zu Gunsten der Produktiv-Associationen sollte — das war seine Meinung — die neue Aera einleiten. Ueberhaupt war der sonst so scharfsinnige Geist in dieser Beziehung merkwürdig befangen; hätte er das Wesen der modernen Klassengegensätze und Kämpfe klar erfasst, so hätte er von der Monarchie einen solchen Schritt, durch den sie als Organisation der kämpfenden Klassen sich selbst aufgegeben haben würde, nie erwarten können. Im Gegensatze zu Schulze-Delitzsch bestritt Lassalle, dass das Loos der Arbeiter durch Selbsthilfe wesentlich gebessert werden könnte; er verlangte Staatshilfe für die Leidenden. Hierbei aber zeigte sich seine unklare Vorstellung vom Klassenkampf. Er glaubt, mit hundert Millionen Staatskredit Produktiv-Associationen ins Leben rufen zu können, die sich siegreich ausdehnen und die gesammten Produktionsverhältnisse zu Gunsten der Arbeiter umwälzen würden. Freilich, Lassalle hielt die Produktiv-Associationen nicht für das letzte Mittel der wirthschaftlichen Umgestaltung;

sie sollen nur den Anfang machen; die kommenden Generationen würden alsdann das Werk auf dieser Grundlage weiter fortführen. Aber die von Lassalle vorgeschlagene Maassregel konnte, wie die Dinge lagen, gar nicht zur Verwirklichung kommen. Vor allem sucht Lassalle nachzuweisen, dass es dem preussischen Staate leicht sein müsse, diese 100 Millionen zu finden, verfüge er doch über die Mittel, um mit grösseren Summen die Bourgeoisie bei ihren industriellen und kommerziellen Unternehmen zu fördern. Mehr noch: der Staat findet weit grössere Mittel, wenn es gilt Krieg zu führen, und wie viele Kriege waren nicht aus ganz geringfügigen Anlässen unternommen! Es könne also keinem Zweifel unterliegen, dass der Staat die Mittel werde beschaffen können, um die Produktiv-Associationen der Arbeiter zu unterstützen. Wird aber der Staat darauf eingehen? Die agitatorische Thätigkeit Lassalles war wesentlich darauf gerichtet, die Arbeiter zum Kampfe für das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht, das ihnen allein die wirksamen Mittel zur Vertretung ihrer Klasseninteressen würde bieten können, anzufeuern. Wenn nun Lassalle auch behauptete, dass die Ausdehnung des Wahlrechtes auf alle Bevölkerungsklassen dahin führen müsse, den Proletariern 80—90 pCt. aller Sitze im Parlamente zu verschaffen, so wusste er doch, dass ein solches Uebergewicht der Besitzlosen in der nächsten Zeit nicht zu erreichen sei. Der Plan der Produktiv-Associationen aber war auf die Tagesordnung gestellt; es wurde damit gerechnet, dass die preussische Regierung unverzüglich, vor der Umgestaltung des Wahlrechtes die Verwirklichung dieses Planes fördern würde. Das wird bewiesen durch die grosse Bedeutung, die Lassalle dem Empfang der Deputation schlesischer Weber durch den König beimass. Die Antwort ging nicht über allgemeine Redensarten hinaus, aber Lassalle beeilte sich, sie dahin zu deuten, der König habe das Bestehen einer Arbeiterfrage anerkannt; er las aus der königlichen Antwort das Versprechen heraus, diese Frage auf dem Wege der Gesetzgebung zu lösen und die Noth der Arbeiter zu lindern. Lassalle hat im höchsten Grade die Bereitwilligkeit der preussischen Regierung, den Arbeitern zu helfen, überschätzt. Dass diese Regierung den Arbeitern Kredit zur Gründung von Produktiv-Associationen gewähren werde, glaubte er daraus entnehmen zu können, dass Bismarck die Ansicht geäussert hatte,

den Maschinenbauern für eine Association 30 000 Thaler zuzuweisen. Das Vertrauen Lassalles zu der preussischen Regierung fand in seiner allgemeinen Auffassung vom Wesen des Staates einen Rückhalt. Er war zu klug und zu gebildet, um nicht die inneren Wandlungen zu erkennen, die die Staaten im Laufe der Zeiten durchgemacht. Er hatte an der Revolutionsbewegung von 1848 theilgenommen und hatte dann aus eigener Erfahrung sich überzeugen können, dass der moderne Staat ganz und gar nicht an eine Alliance mit dem arbeitenden Volke dachte. Aber die Hegel'sche Rechtsphilosophie trübte sein klares Urtheil. Ihm galt der Staat, seiner Idee nach, als Verkörperung der menschlichen Vernunft selbst. Lassalle unterscheidet zwischen den Formen, in denen der Staat innerhalb der verschiedenen Geschichtsperioden auftritt. Die Arbeiterklasse, sagt er, habe von dem Staat eine durchaus andere Vorstellung als die Bourgeoisie. Aber die rechtsphilosophische Befangenheit wird er darum nicht los: trotz alledem bleibt ihm der Staat ein mysteriöses, auch gegen den Willen der jeweils Regierenden durch die sittliche Idee bestimmtes Wesen[136]). Dieser Glaube schliesst den anderen ein, dass der Staat gewissermaassen von sich aus, also auch ohne Klassenkampf, die Tendenz verfolge, eine Ordnung der Gerechtigkeit und Harmonie zu verwirklichen.

Das ist nicht weiter auffallend, denn wenn Leben und Wissenschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts bereits die Klassenkampftheorie hatten entstehen lassen, so war die Verbreitung der neuen Theorie doch noch immer eine relativ beschränkte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lieferte das Leben immer mehr Material für die Befestigung und Popularität dieser Lehre. Die Arbeitsverbände entwickeln sich rapid. Gewaltige Streiks werden in Scene gesetzt und verbessern die Position der Arbeiter. In Ländern mit allgemeinem und direktem Wahlrecht wächst die socialdemokratische Partei. Sie ist noch weit entfernt vom Siege, aber sie schickt eine stets zunehmende Zahl von Vertretern in die gesetzgebenden Körperschaften und kreuzt dadurch die engherzig bornirte Klassenpolitik der Privilegirten. Die Thatsache des Klassenkampfes muss, sowie die Verhältnisse sich von Jahr zu Jahr weiter entwickeln, auch den einfachen Durchschnittsmenschen zum Bewusstsein kommen lassen. In der Vergangenheit, da

wurden öfters fortschrittlich-volksfreundliche Maassnahmen (so z. B. die Aufhebung der Leibeigenschaft in den meisten Ländern) ohne eine aktive zielbewusste Bewegung der Masse durchgeführt. Das Volk setzte den Leibeigenschaftsverhältnissen einen nur passiven Widerstand entgegen, indem es unter der Fuchtel des Grundherren möglichst schlechte Arbeit lieferte. Die herrschenden Klassen konnten von den Bauern keine intensivere Arbeitsleistung erzwingen. Die Initiative zur Beseitigung dieser verfahrenen Zustände hatte die Regierung, die an der ökonomischen Fortentwicklung schon durch ihre fiskalischen Bedürfnisse mitinteressirt war, ergriffen. Unter solchen Umständen schleppt sich der Klassenkampf schwerfällig kaum bemerkbar hin. Seine grundlegende Bedeutung für die geschichtliche Bewegung tritt nicht klar hervor. Ganz anders, wenn grosse Massen sich zu geschlossenen, politischen und gewerkschaftlichen Organisationen zusammenthun, um planmässig vorzudringen. Dann tritt der Klassenkampf jedem Auge sichtbar an die Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens.

Unter anderem hat später auch die Ausbildung des Darwinismus die Geister für die Aufnahme der Klassenkampftheorie empfänglicher gemacht. Im Darwinismus galt ja der Kampf ums Dasein als die allgemeine Voraussetzung, unter der sich die Entwicklung der Organismen zu immer höheren Arten — bis zum Menschen hin — vollzog. War der Kampf aber in der Geschichte der Natur ein unerlässliches Moment, so doch sicher auch in der Geschichte der Menschen, als der höchst entwickelten Naturwesen. Der Kampf war unerlässlich, damit unsere Vorfahren von dem Kulturniveau der Steinzeit auf die Höhen der modernen Civilisation aufsteigen könnten. Nur die Formen des Kampfes mussten je nach dem durchaus verschieden sein.

Es heisst das grosse Verdienst von Marx wahrlich nicht herabsetzen, wenn man die Rolle, welche das Milieu — das gesellschaftliche wie das wissenschaftliche — bei der Formulirung und Verbreitung der Klassenkampftheorie gespielt hat, mit entsprechendem Nachdruck betont.

Ebenso verhält es sich mit der materialistischen Geschichtsauffassung von Marx, dieser grossen Konception, von der die Klassenkampftheorie nur ein Moment darstellt. Hier hatte die

Philosophie vorgearbeitet. Insbesondere hat der ökonomische Materialismus, wie er von Marx ausgestaltet wurde, zu Vorläufern die Encyklopädisten und andere Schriftsteller, die als wichtigste Faktoren der Kultur das geographische Milieu, die Technik und die Aenderung der Sitten bezeichneten[137]). Die Verhältnisse, unter denen Marx sein System koncipirte, wiesen ihn dagegen mit aller Macht darauf hin, in der Oekonomie die tragende und bestimmende Grundlage aller gesellschaftlichen Lebensäusserungen zu sehen. Marx analysirte in erster Reihe die socialen Zustände Englands. Dasselbe eignete sich, dank seiner wirthschaftlichen Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert, besser als irgend ein anderes Land zum Studium der ökonomischen Erscheinungen in all ihrer Vielgestaltigkeit. Die Entwicklung der Parteien, der Presse, der socialen Organisationen in England, durch die politische Freiheit gefördert, zeigte dem Forscher, dass hier überall die wirthschaftlichen Interessen die erste oder doch wenigstens eine ganz ausserordentlich wichtige Rolle gespielt haben. Hier in diesem regen, immer bewegten Milieu, trat der Zusammenhang zwischen der Gesetzgebung und den ökonomischen Bedürfnissen der verschiedenen Klassen aufs Deutlichste hervor. Die Organisation der englischen Arbeiter in grossen Verbänden — und das vollzog sich vor den Augen der letzten Generation — war ein Exempel, wie es sich der ökonomische Materialismus nicht besser wünschen konnte. In der Entstehung und der Entwicklung der Arbeiterverbände zeigt sich ihr Zusammenhang mit der Grossindustrie, wie mit den gewaltigen technischen Umwälzungen, die im 19. Jahrhundert ihren Anfang nahmen. Diese Verbände aber, die aus der Gestaltung des ökonomischen Lebens herauswuchsen, wirkten entscheidend auf die Gestaltung des Rechts, ebenso wie auf andere Kulturerscheinungen ein. Sowohl die Streiks, als die friedlichen Verhandlungen zwischen Unternehmern und Arbeitern führten zu ganz neuen Verhältnissen. Dazu kommt die kulturelle Hebung des Proletariats, seine geistige Hebung durch Mittel, für die die Verbände beträchtlichen Aufwand machen.

Ein neuer socialer Menschenschlag entsteht, der bisher nicht nur den wirthschaftlich rückständigen Ländern fremd war, sondern auch in den nicht organisirten Industriebranchen der fortgeschrittenen Ländern fehlte. Seit Anbeginn der Geschichte

hat die sociale Bewegung nicht aufgehört. Selbst in dem Zeitraum, den man gewöhnlich als eine Epoche gänzlichen Stillstandes betrachtet, vom 5. bis zum 13. Jahrhundert, gingen allmähliche Aenderungen in der europäischen Gesellschaft vor sich. Aber niemals, selbst in den glänzendsten Epochen der Vergangenheit, war das Tempo der Bewegung so stürmisch, wie in dem 19. Jahrhundert. Die Denker früherer Jahrhunderte erfassten nur die geographischen Verhältnisse als die materiellen Entwicklungsfaktoren der Menschheit, sie anticipirten höchstens in einem genialen Aperçu, wie dem, dass der Mensch „ein Werkzeug verfertigendes Thier sei", das wissenschaftliche System, das jetzt die Geister zu beherrschen beginnt. Im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und Telegraphen aber musste es jedem klar werden, dass diese — also technische — Momente die Umwälzung des wirthschaftlichen Lebens bestimmen und auch alle sonstigen Lebenssphären aufs stärkste beeinflussen. In den vier Jahrzehnten von 1830 bis 1870 erfuhr die europäische Gesellschaft grössere Aenderungen, als früher in ganzen Jahrhunderten. Hier musste nothwendig die Einsicht in die ökonomisch technische Bedingtheit aller socialen Verhältnisse sich Bahn brechen.

In den Schriften, in denen Marx in grossen Umrissen die Theorie des Klassenkampfs entwarf, hat er bereits auch auf die Produktionsweise als die bestimmende Grundlage des gesellschaftlichen Lebens hingewiesen. Zum ersten Male sind diese Gedanken ausgesprochen in seiner Polemik gegen Proudhon „Misère de la philosophie". Es vergingen 30 Jahre, die wissenschaftliche Thätigkeit von Marx war beendet; Engels Schrift gegen Dühring, in der die Marx'schen Ideen so trefflich und klar popularisirt waren, wie auch Engels Buch über den „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates" waren erschienen — und nun erst beginnt die Marx'sche Geschichtsauffassung in breiteren Schichten zu wirken und das wissenschaftliche Milieu umzugestalten. Eine Reihe von Schriftstellern arbeitete sich in diese Auffassungsweise hinein und suchte, dieselbe historisch weiter zu verwerthen und auszubauen. Andere blieben, zwischen den alten Anschauungen und der neuen Auffassung hin und her schwankend, im Eklecticismus stecken. Andere wieder setzten sich gegen den neuen Eindringling, der alle bisherige Geschichts-

wissenschaft auf den Kopf zu stellen schien, energisch zur Wehr. Kurz es vergingen einige Jahrzehnte, ehe eine Aenderung des wissenschaftlichen Milieus eintrat. Aber in diesem relativ langen Zeitraum äusserte sich der Einfluss der Produktionsweise auf alle Gebiete der Kultur nur um so stärker und vielseitiger. Die Grossstädte wuchsen immer gewaltiger an, massenhaft strömte das Landvolk in die Städte; und der Typus sowohl des Städters als des Landbewohners wurde ein anderer. Es entwickelte sich ein kosmopolitischer Verkehr, und die Handelsverträge begannen einen bestimmenden Einfluss auf die Beziehungen der Staaten zu einander auszuüben. Der Einfluss der technischen Entwicklung auf die Untersuchungsmethoden der Wissenschaft, speziell der Astronomie, der Biologie, trat klarer als jemals früher hervor. Die Fortschritte in der Produktion der Werkzeuge und Maschinen ermöglichte den Bau riesiger Teleskopen, die Errichtung grossartiger Laboratorien, Kliniken u. s. w. Eine ganz neue wirthschaftliche Gesetzgebung erstand.

Rufen wir uns in kurzen Zügen die Umwälzung ins Gedächtniss, die in diesem Zeitraum vor sich gegangen ist und das wissenschaftliche Milieu für die Ideen des ökonomischen Materialismus vorbereitete.

Vor Allem kommen da die Vorgänge auf dem Gebiet der Volkwirthschaft in Betracht. Wenn man die Daten der 50er und der 90er Jahre vergleicht, erstaunt man darüber, welche bedeutenden Aenderungen in allen Zweigen der Volkswirthschaft vor sich gegangen sind. Im Jahre 1855 hatte Europa kaum 34 052 Kilometer Eisenbahnen, Amerika 31 693, Asien 350, Australien 38; im Jahre 1890 waren die entsprechenden Zahlen 224 017, 354 001, 34 481 und 20 548; d. h. selbst in Europa, wo die Entwicklung relativ geringer war, ist die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes um das siebenfache gestiegen. Ein noch grösserer Fortschritt ist in der Schifffahrt zu verzeichnen: Die Dampfschiffe der Handelsflotte hatten im Jahre 1860 einen Fassungsraum von 764 600 000 Tonnen, im Jahre 1890 dagegen von 9 043 200 000 Tonnen, d. h. zwölfmal mehr. Dementsprechend entwickelte sich der internationale Handel: Im Jahre 1860 überstieg der Werth des Waarenumsatzes im internationalen Verkehr nicht die Summe von 30 Milliarden Mark, im Jahre 1890 da-

gegen waren es 70 Milliarden; dabei waren die Waarenpreise im Vergleich zu 1860 im allgemeinen um 20—30 pCt., die Preise des Roheisens und der Eisenprodukte aber nahezu um die Hälfte gesunken. Kolossal ist auch die Ausdehnung des Weltmarktes gewachsen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war der Aussenhandel der Vereinigten Staaten noch recht unbedeutend. Er repräsentirte kaum ein Zehntel des Werthes, den er im Jahre 1890 erreichte. Die südamerikanischen Staaten exportirten früher fast gar nichts; zu Beginn der 90er Jahre aber hatte schon der Aussenhandel Argentiniens allein den Werth von über 700 Millionen Mark (190 Millionen Pesetas) erreicht. Noch schlagender ist der Eindruck, den die Entwicklung Australiens macht. Die australischen Kolonien erhielten erst in den 50er Jahren ihre Staatsverfassung. Ihr Aussenhandel war in den 60er Jahren noch ganz unbedeutend. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts aber nehmen sie bereits einen ganz respektablen Platz in dem Welthandel ein; Ausfuhr und Einfuhr beziffern sich auf einen Werth von mehreren Hundert Millionen; auf einen Bewohner der kleinen Kolonie Victoria entfällt durchschnittlich ein Aussenhandel im Werth von über 400 Mark, d. h. bedeutend mehr, als in irgend einem Lande der alten Welt. Noch schneller war der Fortschritt in Japan. In den 60er Jahren wusste man von diesem Lande nur, dass es Ausländer ungerne hereinlasse; zu Beginn der 90er Jahre belief sich der Werth des Aussenhandels bereits auf über 600 Millionen Mark (180 Millionen Yen). Dabei waren die Exportartikel sehr mannigfach: nicht nur Thee, Reis, Rohseide, Kampfer, sondern auch Kupferwaaren, Baumwollstoffe, Zündhölzer, Schirme. — In der alten Welt hatte die Bewegung schon viel früher eingesetzt, aber der Abstand der 90er von den 50er Jahren ist trotzdem gewaltig. Vor allem springt die grossartige Entwicklung einzelner Industriezweige in die Augen: so des Maschinenbaues, dessen Aufschwung den Fortschritt der anderen Branchen bedingt und der in charakteristischer Weise den Uebergang vom Kleinbetriebe zum Grossbetrieb markirt. Abgesehen von den Kapitalmassen, die im Eisenbahnbau festgelegt wurden, nehmen wohl in Europa die Kapitalanlagen im Maschinenbau die erste Stelle ein: von den Neugründungen entfallen auf diese Anlagen 10—20 pCt. Besonders rasch hat sich auch die Elektrotechnik entwickelt. In Deutschland, das auf diesem Gebiete

am weitesten fortgeschritten ist, wurden von den 88 Millionen Mark, die für Neugründungen im Jahre 1894 aufgewandt wurden, 23 Millionen in der Elektrotechnik investirt, im Jahre 1897 : 96 von 254 Millionen. Wer die socialen Vorgänge in Europa betrachtet, dem muss vor Allem auch das rapide Wachsthum der Grossstädte auffallen. London und Paris galten seit altersher schon als Weltstädte. Aber auch das Wachsthum der anderen Städte, die bis vor Kurzen eine nur untergeordnete Bedeutung hatten, ist frappant. Berlin ist zu einer Weltstadt geworden; Petersburg, Moskau, Hamburg, Brüssel haben an Einwohnerzahl ungemein zugenommen. In jedem grösserem Lande kann man gut ein Dutzend Städte aufzählen, die sich zu grossen Industrie- und Handelsplätzen entwickelt haben.

Materielle Fortschritte sind auch in früheren Zeiten gemacht worden, aber langsam und sporadisch. In der Gegenwart aber, in den letzten 2—3 Jahrzehnten weist die ganze Produktionsweise Umwälzungen auf, die an Intensität und Umfang nicht ihres Gleichen in der Geschichte haben. Da aber nach der Nutzbarmachung der Dampfkraft und Elektricität alle technischen Errungenschaften in kurzer Zeit Gemeingut werden, so kommt man nothwendig zum Schlusse, dass namentlich Umwälzungen in der Produktionsweise einen so mächtigen Einfluss auf das sociale Leben ausüben.

Ueberall tritt die Bedeutung der Technik hervor. Noch vor Kurzem dominirten in der Journalistik fast ausschliesslich die politischen Fragen. Nur was mit der sogenannten hohen Politik im Zusammenhang stand, schien der Beachtung werth: die diplomatischen Beziehungen der Staaten zu einander, Kriege und Friedensverhandlungen, Kämpfe der liberalen und konservativen Partei, Aenderungen in den Ministerien — Alles andere wurde nur nebenher abgehandelt, insbesondere auch die Fragen der Technologie. Nur einige wenige Zeitschriften über Landwirthschaftswesen und Industrie existirten. Dagegen sehen wir, wie am Ende des 19. Jahrhunderts eine ungemein umfangreiche Buchlitteratur über alle Zweige der Technologie und eine grosse Menge technischer Zeitschriften entsteht. Besonders in England und Amerika geschieht sehr viel für die Popularisirung technischen Wissens. Das Interesse dafür ist ungemein — viel-

leicht schneller, als das Interesse für die meisten anderen Fragen — gestiegen.

Gesetzgebung und Verwaltung zeigen einen veränderten Charakter. Mit jedem Jahrzehnt bricht auf diesem Gebiet sich mehr und mehr die Einsicht Bahn, dass die wirthschaftlichen Interessen in erster Reihe Berücksichtigung verdienen. Wenn man die Jahresarbeit eines beliebigen Parlaments überschlägt, sieht man, wie wenig an Kraft und Zeit solchen Fragen, die nicht in direktem Zusammenhange mit der Oekonomie stehen, zugewandt wird, wie sehr das ganze Interesse sich auf das Oekonomische konzentrirt. Welch ein Kontrast zwischen den modernen Parlamenten und den gesetzgebenden Versammlungen der grossen französischen Revolution, in denen so viel und so leidenschaftlich über die angeborenen Menschenrechte und alle einzelnen Verfassungsfragen debattirt und gestritten wurde! Die rein wirthschaftlichen Fragen, in denen von hoher „Politik“ ganz und gar nicht die Rede, rufen heutzutage die heftigsten Zusammenstösse der Parteien hervor; sie tragen den Streit selbst in die Reihen der allerloyalsten Unterthanen. Man denke an das Schicksal der Kanalvorlage in Preussen! Wir wollen nicht des Näheren von den Parteikämpfen reden, die das Projekt, einen Kanal zwischen Elbe und Rhein zu bauen, zur Folge hatte. Ein solcher Kanal wäre den Landwirthen, besonders den Grossgrundbesitzern, nachtheilig, dagegen für die übrige Bevölkerung offenbar vortheilhaft, weil er dahin wirken würde, dass die landwirthschaftlichen Produkte und andere Massenartikel mit geringeren Transportkosten auf den Markt geworfen werden könnten. Besonders charakteristisch ist es, dass die Regierung soweit ging, einzelne Beamte, die im Landtage gegen die Regierungsvorlage gestimmt hatten, im Uebrigen höchst loyale Unterthanen — ihrer Aemter zu entheben.

Auch der Umstand, dass in den Beziehungen der Staaten zu einander die wirthschaftlichen Interessen überwiegende Bedeutung erhalten, verdient einige Beachtung. Die Handelsverträge erscheinen heute als der wichtigste Bestandtheil des Völkerrechts. Wir erinnern an die Erregung, die in Deutschland der Abschluss der Handelsverträge zu Anfang der 90er Jahre hervorrief. Die damit inaugurirte Milderung des Schutzzollsystems wurde ebenso stürmisch gefeiert, wie angefeindet.

In der Geschichte der internationalen Beziehungen war vielleicht die „orientalische Frage" die letzte Angelegenheit, bei der die wirthschaftlichen Interessen hinter politischen, und diese wieder hinter religiösen sich verstecken konnten. Nicht nur hatten die Fragen, die in den letzten Jahrzehnten auftauchten, vorwiegend wirthschaftliche Bedeutung, sondern sie wurden auch offen und ohne Verschleierung als solche anerkannt und behandelt. Bei den chinesischen Wirren handelt es sich für die grossen europäischen Mächte offenkundig um Handelsinteressen. Aehnlich liegen die Dinge in Persien. Es fragt sich, werden die Engländer, die Franzosen oder die Russen hier die meisten Eisenbahnkonzessionen, den besten Absatzmarkt u. s. w. erhalten?

Diesen Beispielen liesse sich eine ganze Reihe anderer hinzufügen. Endlich ist es auch von Bedeutung, dass der steigende internationale Verkehr die Menschen selbst verändert. Der Kosmopolitismus hat in den letzten Jahrzehnten in gewisser Hinsicht grosse Fortschritte gemacht. Jemand, der sein Geburtsland verlässt und sich in der Fremde ansiedelt, bringt in die neue Heimath bei weitem weniger Vorurtheile als früher mit. Ein moderner Franzose findet das Leben in Russland weniger unbequem, als es seinen Vätern erscheinen mochte; ein Deutscher kommt nach Japan und findet dort, wo eben erst die Thore der europäischen Civilisation geöffnet sind, doch schon viele verwandte und ihn anziehende Elemente. Selbst China, dessen jahrhundertlange Abgeschlossenheit sprichwörtlich geworden, musste in letzter Zeit von seinen Traditionen abweichen und den Europäern Einlass gewähren. Eine fortschrittliche Bewegung, die die Anschliessung des gewaltigen Reiches an die europäische Kulturwelt verlangt, ist dort entstanden und gewinnt Anhänger sogar in den Kreisen der Regierenden. Kurz der Geist des Kosmopolitismus erfasst allmählich ganze Völker und ändert vom Grund aus ihren altüberlieferten Charakter. Dieser Kosmopolitismus dokumentirt sich darin, dass die Völker in immer engere kulturelle Berührung treten, dass Verschiedenheiten der Nationen sich mehr ausgleichen und dass der Fremde nicht mehr wie früher mit so viel Ueberhebung und Hass betrachtet wird.

Was hat nun diese neuen Charakterzüge hervorgebracht? Offenbar nicht irgend welche Moralpredigten. Die Lehre, dass

die Menschen einander lieben sollen, wird ihnen schon seit vielen Jahrhunderten gepredigt, was aber bekanntlich die engherzigste Feindschaft der Völker untereinander in keiner Weise gehindert hat. Diese feindlichen Gefühle haben nur darum nachgelassen, weil die verknüpfenden Bande zwischen den Völkern stärker geworden sind. Das aber ist in erster Reihe der Vervollkommnung der Verkehrsmittel zu danken. Die Annäherung ist nicht so wohl durch die Missionäre, die den Wilden das Christenthum brachten, als durch die Techniker, die Ingenieure, die Industriellen, Kaufleute, Arbeiter und Reisenden zu Stande gebracht. Massenhaft führen Eisenbahnen und Dampfschiffe grosse Menschenmengen nach entfernten, früher wenig bekannten Ländern. Und mit neuen Eindrücken, neuen Anschauungen kehren diese dann in die Heimath zurück.

Das etwa ist die Gesammtheit der Erscheinungen, die zugleich auch die Empfänglichkeit für die Anschauungsweise des ökonomischen Materialismus befördert haben.

Auch die nicht ökonomische Litteratur hat vorgearbeitet, um das wissenschaftliche Milieu umzugestalten und dem ökonomischen Materialismus die Bahn zu ebnen. Wir erwähnen die Arbeiten eines Maine, Morgan, Mac-Lennan, Tylor und Anderer, die in ihren Forschungen über die primitiven Gesellschaften nachgewiesen haben, dass die ökonomischen Thatsachen in entscheidender Weise das sociale Leben beeinflussen. Erinnert sei auch daran, wie viel in dieser Beziehung die historische Litteratur geleistet hat.

Das Angeführte zeigt wohl zur Genüge, dass neue Ideen die in das wissenschaftliche Milieu eindringen, dieses nicht auf den ersten Schlag umwälzen, wie auch, dass das Leben selbst Erscheinungen zeitigt, die auf das wissenschaftliche Milieu bestimmend zurückwirken und der Verbreitung der neuen Ideen vorarbeiten. Eine neue sociale Theorie, von einem hervorragenden Kopfe koncipirt, eilt in gewissem Sinne den Thatsachen voraus; sie erfasst und formulirt die neuen Tendenzen, ehe diese sich noch in vollem Umfange entfalten. Aber die Theorie dringt erst durch, wird erst anerkannt, und unterwirft sich erst das wissenschaftliche Milieu, wenn die realen Tendenzen, auf die die betreffende Theorie sich stützt, in der Folgezeit mit unabweisbarer Klarheit hervortreten, und wenn zugleich dieser

Theorie verwandte Gedankenrichtungen auf anderen Gebieten des Wissens sich durchsetzen. Das Alles wirkt zusammen, der neuen Lehre die Herrschaft über die Geister zu sichern.

VI.

Es giebt bedeutende Umwälzungen in dem socialen Leben, die auf keine Weise aus dem Einflusse einer Persönlichkeit oder selbst einer ganzen Gruppe von Persönlichkeiten erklärt werden können, eine Thatsache, die für sich allein schon beweist, wie sehr die Historiker und Sociologen alten Schlages die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte übertrieben haben. Wer auch immer hinter dem Namen eines Moses oder Zoroaster verborgen sein mag, wir werden immer diese Namen im Gedächtniss behalten und sie mit der Gesetzgebung der Juden und Perser verknüpfen. Mit wessen Namen aber ist nun z. B. die Befreiung der Bauern in Russland verknüpft? Die, welche der Meinung sind, dass die kürzeste Antwort auch immer die beste sei, werden kurzer Hand sagen, dass die Bauernemanzipation an den Namen Alexanders II. anknüpfe. Aeusserlich haben sie natürlich Recht; Alexander II. hat das Gesetz vom 9. Februar 1861 sanktionirt und darum kann man, wenn man Lust hat, diesen Akt der Gesetzgebung nach seinem Namen benennen. Aber wir fragen nach der machtvollen Persönlichkeit, welcher der Urheber dieser Reform war. Doch man weiss nicht, wem diese Ehre zuerkannt werden sollte? Kein Cäsar, kein Napoleon, kein Heros existirt, dem man dieses grosse, tief einschneidende Befreiungswerk von Rechts wegen zuschreiben könnte. Alexander II. war ein durchaus mittelmässiger Kopf. Die Hauptförderer der Reform, Milutin, Rostovzeff, Sollowjeff u. A. waren klug und fleissig, aber nichts mehr. Dasselbe gilt von denen, die in der Provinz für das Werk thätig waren, von Ssamarin, Unkowskij, Fürst Tscher-

kasskij u. A. Kurz, unter den Leitern der Bauernemanzipation kann man 1 oder 2 Dutzend kluger, pflichttreuer und tüchtiger Männer nennen, aber keinen einzigen wirklich bahnbrechenden grossen Geist. Sieht man die Litteratur durch, die in den 40er und 50er Jahren die russische Gesellschaft auf die Reform vorbereitete, so findet man auch hier die Spuren mancher anerkannten Talente — Nekrassoff, Turgenjeff, Bjelinski, Grigorowitsch. Diese Schriftsteller haben mit am meisten dazu beigetragen, die russische Gesellschaft von der Verkehrtheit und Rückständigkeit der Leibeigenschaft zu überzeugen. Es sind bedeutende Denker und Dichter, aber doch von wirklich schöpferischer Genialität weit entfernt. Dass die Männer, die die Gesetze über die Bauernbefreiung auszuarbeiten hatten, sich nicht durch grossen staatsmännischen Scharfblick auszeichneten, zeigt sich schon darin, dass sie die Schwierigkeiten der nächsten Zukunft, die sich bereits nach 15—20 Jahren geltend machten, nicht vorauszusehen vermochten. Sie hätten damit rechnen müssen, dass die Technik der Landwirthschaft, speziell der bäuerlichen Wirthschaft, nur sehr langsam Fortschritte macht, und dass in Folge dessen bei der wachsenden Bevölkerung die Landzuweisungen in dem von der Regierung vorgesehenen Maasse bald nicht mehr genügen würden, dass also Maassnahmen ergriffen werden mussten, um den Bodenantheil der Bauern zu erhöhen und durch eine rationelle innere Kolonisation die Bauern selbst zweckmässiger über das Land zu vertheilen. Aber nicht einmal diese Probleme der nächsten Zukunft wurden vorausgesehen und berücksichtigt. Freilich, solche Gedanken und Bedenken hätten, wenn sie bei der Ausarbeitung des Gesetzes von 1861 geäussert worden wären, praktisch darum doch nichts geändert. Die Interessen der Gutsherren waren allzu wirksam vertreten, als dass Bestrebungen, den Bauern mehr Land zuzuweisen, Erfolg hätten haben können. Wenn aber die Männer, die das Reformwerk leiteten, die Weiterentwicklung des russischen Dorflebens vorausgesehen haben würden, so hätten solche Gesichtspunkte doch wenigstens bei den Verhandlungen u. s. w. ausgesprochen und hervorgehoben werden müssen.

Der Einfluss der Bauernemanzipation auf das Leben Russlands ist so oft geschildert, dass jedes weitere Eingehen darauf sich hier erübrigt. Das Befreiungswerk wirkte als ein

mächtiger Anstoss für die Fortentwicklung der russischen Oekonomie aus der Natural- zur Geldwirthschaft. Wie konnte eine so weittragende Reform durchgesetzt werden, wenn bei ihrer Verwirklichung keine grossen und genialen Menschen halfen? Sie konnte durchgesetzt werden, weil die Zeit dafür reif war, weil die Hörigkeit veraltet war und dem russischen Wirthschaftsleben unerträgliche Fesseln auferlegte. Die vollständige Desorganisation des russischen Staates, die beim Krim-Krieg sich offen gezeigt hatte, schrie nach Abhilfe. Es musste etwas gethan werden, um die Produktivkraft der Arbeit, diese Quelle des Reichthums, zu heben. Und so wurde das Reformwerk durchgesetzt von Menschen, wie sie eben vorhanden waren, mit Fleiss und Energie, aber ohne geniale Initiative. Der Gedanke der Bauernbefreiung beschäftigte übrigens bereits Nikolaus I.; unter den Politikern und Rathgebern seiner Regierung gab es solche, die an Befähigung den Männern, die später die Reform durchführten, nicht nachstanden. Wir nennen nur Kissjeleff. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, die Verhältnisse noch nicht reif.

Noch ein Beispiel aus der Geschichte Russlands. Schon in den ersten 10 Jahren der Regierung Alexanders I. hatte es den Anschein gehabt, als solle Russland die ersten Schritte zu einem konstitutionellen Regime machen. Alexander I. von Laharpe erzogen, neigte von Jugend auf zu liberalen Anschauungen. Diese Neigungen wurden gefördert durch die abstossende, launenhafte Strenge Paul's I. und andererseits durch den Einfluss eines Kotzschubej, Nowossiltzeff, Czartorysky, die von den Ideen der französischen Revolution erfüllt waren; ebenso auch durch Speransky, einen wirklich bedeutenden Geist. Es ist auch bekannt, dass die Neigung Alexander's I. zum Liberalismus — eine Neigung, die bei so vielen Thronfolgern wiederkehrt — bis zum Kriege von 1812 anhielt; dass er Speransky seine konstitutionellen Pläne mittheilte und dass dieser einen ausführlichen Verfassungsentwurf ausarbeitete. Aber was war der Erfolg? Die Publikation von gelehrten Materialien, nichts weiter. Es fehlte in der damaligen russischen Gesellschaft noch völlig an den Kräften und Bedingungen für eine solche Reform. Weder die Begeisterung Alexander's I. für die französischen Encyklopädisten noch der Einfluss seiner liberalen Freunde, noch die

absolutistische Gewalt des Zaren konnten daran etwas ändern. Alles blieb so wie es war.

Es liessen sich aus der Geschichte noch manche Beispiele dafür erbringen, dass die Entwicklung ganzer grosser Gebiete der Gesetzgebung ohne die Initiative besonders hervorragender Persönlichkeiten erfolgt ist. Das gilt u. A. auch von der Arbeiterschutzgesetzgebung. Wir sind überzeugt, dass diese Gesetzgebung an kultureller Tragweite kaum der Bauernemanzipation nachsteht. Diese trägt, indem sie den Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft beschleunigt, in hohem Maasse zur Entwicklung der landwirthschaftlichen Technik bei, aber sie lässt vorerst das geistige Niveau der Bevölkerung ziemlich unberührt. Es vergeht noch lange Zeit, bevor die Landarbeiter von der absoluten Macht der Gutsherren befreit, an dem geistigen Leben der Nation theilnehmen und ein gesundes Selbstgefühl bethätigen. Die Arbeiterschutzgesetzgebung aber, welche die persönliche Freiheit der Arbeiter bereits voraussetzt, verschafft, indem sie die Plackerei der Arbeit abkürzt, den Arbeitern einige Mittel zur weiteren Fortbildung und damit zugleich auch zur Entwicklung und Vertiefung ihres Klassenbewusstseins. Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist eine der Vorbedingungen für die Herausbildung der Organisationen, in denen die Arbeiter dann weiter kämpfen. Erst von der Industrie aus verbreitet der neue demokratische Geist sich dann auch auf das Land. Die Beobachtung der Wirkungen der Fabrikgesetze in einem beliebigen Lande, z. B. in England, in dem Zeitraume von den 30er bis zu den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts zeigt, dass diese Gesetze wesentlich zur Hebung der Arbeiterklasse beigetragen haben. Tritt aber in diesem 40jährigen Zeitraum auch nur ein einziger Mann auf, als dessen persönliches Werk diese Reform etwa bezeichnet werden könnte? Die Geschichte der englischen Fabrikgesetze nennt eine ganze Reihe von Industriellen, Arbeiterführern, Philantropen, Ministern, Fabrikinspektoren, zum Theil edle, kluge Männer, die an der Einführung und strikten Ausführung dieser Gesetze gearbeitet haben. Sie alle waren zum Gedeihen des Werkes nothwendig, aber Niemand ist im Stande, unter ihnen einen Einzelnen hervorzuheben, dem wirklich der Ruhm schöpferischer Initiative gebührte. Auch hier hat man es mit einer durch den Druck

der Verhältnisse erzeugten Bewegung zu thun, in der kluge und gewissenhafte, aber durchaus nicht hervorragende Männer das Nothwendige durchsetzten.

Die ersten zaghaften Versuche einer Einschränkung des Arbeitstages datiren aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Diese Versuche — von einigen Philantropen, die die Ausbeutung der Kinderarbeit einschränken wollten, unternommen, — enthielten kaum erst eine Andeutung dessen, was mit der Zeit aus der Arbeiterschutzgesetzgebung werden sollte. In den nächsten 30 Jahren kommt das Werk kaum vom Fleck. Erst in den 30er Jahren und den 40er Jahren schlägt die Fabrikgesetzgebung ein schnelleres Tempo ein, weil damals den Bestrebungen einzelner wohlwollender Männer durch grosse gewerkschaftliche Arbeiter-Organisationen erst der nöthige Nachdruck gegeben wurde. Je mehr diese Arbeiterverbände erstarken, desto mehr müssen die herrschenden Klassen mit den Forderungen derselben rechnen. Die Konservativen und Liberalen suchen bei ihren Kämpfen gegeneinander die Unterstützung der Arbeiter zu gewinnen, indem auch sie ihnen helfen, die Fabrikgesetze weiter auszubauen.

Die verschiedenen Phasen in der Entwicklung der Arbeiterschutzgesetzgebung lassen sich etwa folgendermaassen charakterisiren: Das Milieu, für welches die Gesetze geschaffen wurden, — das ist die Klasse der Fabrikarbeiter — erscheint zuerst als eine schwerfällige unzugängliche Masse. Auf ihr lastete bleischwer der Druck der Unternehmer. Die Aussenstehenden — wir meinen die Philantropen, die die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Fabriken richteten, — waren entrüstet über den Verkauf von Waisenkindern an die Fabrikanten, welche die armen wehrlosen Geschöpfe oft zu 18stündiger Arbeit zwangen, d. h. zum langsamen Tode verurtheilten. Diese Form der Ausbeutung gab als die empörendste den ersten Anstoss zu gesetzgeberischen Eingriffen. Das Milieu ruft die staatliche Invention sozusagen nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung der Philantropen hervor, die die entsetzliche Hinmordung der Kinder anklagen — ein Massenmord, der sogar nicht einmal im Interesse der Unternehmer selbst liegt, der auf keinen Fall Bedingung der grossen durch die neue maschinelle Entwicklung ermöglichten Profite war. Das Milieu —

die Arbeitermasse — selbst aber schweigt noch. Erst später regt sich in ihr das Bewusstsein der furchtbaren Erniedrigung. Dieses Bewusstsein giebt dann den Arbeitern die Spannkraft für den Zusammenschluss zu grossen Organisationen und zur Durchsetzung ihrer weiteren Forderungen. So wird allmählich die Fabrikgesetzgebung geschaffen.

VII.

Betrachtet man in der Geschichte das Verhältniss der grossen Männer zu dem gesellschaftlichen Milieu, aus dem sie hervorgehen, so wird man finden, dass, da durch die kulturelle Entwicklung dieses Milieu immer mehr gehoben wird, der geistige Abstand zwischen ihnen und ihrem Milieu sich verringert. Schon darum muss auch mehr und mehr der blindgläubige Herrenkultus früherer Zeiten verschwinden. Es giebt keinen Anhalt für die Annahme, dass die natürliche Begabung der grossen Männer im Laufe der socialen Entwicklung sich gesteigert habe. — Unter den Welteroberern, deren Kriege nachhaltig in die sociale Entwicklung eingegriffen haben, werden vor Allem drei Namen genannt: Alexander, Cäsar, Napoleon. Die beiden ersten gehören dem Alterthume an; ein Zeitraum von 3 Jahrhunderten trennt sie. Der letzte Name gehört der Neuzeit, 18 Jahrhunderte nach Cäsar tritt Napoleon auf. Napoleon wird an Geisteskraft nicht hinter Cäsar zurückgestanden haben, doch liegt kein Grund zur Annahme vor, er habe ihn an Begabung übertroffen. Wenn wir uns dem Gebiete der Wissenschaft und Philosophie zuwenden, so ist klar, dass ein Plato, Aristoteles, Archimedes in keiner Weiser hinter einem Spinoza, Leibnitz, Kant, Newton zurückstehen. Die grossen Bildhauer des Alterthums erreichten eine Vollkommenheit, die in der Neuzeit nicht überboten worden ist. Sophokles kann es mit Shakespeare aufnehmen. Mit einem Wort, die Geschichte der Menschheit vom 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag giebt keinen Anlass zu der Behauptung, dass im Laufe dieser 24 Jahrhunderte ein höherer Typus des Genies sich herausgebildet habe. Das ist um so auffälliger, wenn man bedenkt, das hinter einem Alexander von Macedonien

einem Cäsar, einem Aristoteles nur eine relativ kurze kulturhistorische Vergangenheit, die Kultur nur weniger Völker liegt, während ein Napoleon oder ein Kant sich auf die Kultur von mindestens 30 Jahrhunderten, auf das Resultat der ganzen mittelalterlichen und neuzeitlichen Civilisation stützen konnte.

Andererseits — wie schnell hat sich das sociale Milieu geändert, wie rapid vollziehen sich hier die Umwälzungen in den letzten Jahrzehnten! Allerdings, wenn man von dem socialen Milieu spricht, ist nicht zu vergessen, dass die Bevölkerung eines Landes nicht ein homogenes Ganze bildet. Die Evolution erfasst die Gesammtmasse der Bevölkerung nicht gleichmässig. Zweifellos aber erweitern sich in den Kulturländern des Westens beständig die Schichten der Aufgeklärten, Gebildeten und Befähigten, die sich vor keiner noch so imposanten Autorität mehr kritiklos beugen. Auch heute noch wird die grosse Masse in jedem Lande leicht eingeschüchtert von allem, was sich auf irgend eine Weise, durch hervorragende sociale Stellung oder Reichthum als äussere Autorität aufspielen kann. Aber in dieser Masse bilden sich immer grössere Kreise, die ein relativ hohes geistiges Niveau repräsentiren, die mit Bewusstsein handeln und sich keiner Autorität blind unterwerfen. Je mehr der demokratische Geist, auf die steigende intellektuelle Entwicklung der Massen gestützt, an Ausdehnung und Kraft gewinnt, desto kraftvoller erstarkt auch der kritische Geist, desto schwerer werden es selbst bedeutende Persönlichkeiten von unzweifelhaftem Verdienst zu allgemeiner Verehrung bringen. Schlagende Beweise dafür bietet z. B. die Geschichte des Deutschen Parlaments. Bismarck hatte wohl Hervorragendes geleistet, und doch sank seine Autorität im Reichstage von Jahr zu Jahr. Die Kritik der Socialdemokraten war ihm gefährlich. Diese Fraktion, die im Reichstage doch nur eine kleine Minorität bildete, liefert das Beispiel einer Gruppe, die durch ihre Einmüthigkeit sowohl, als auch durch klar bewusste Auffassung der socialen Verhältnisse und der zu erreichenden Ziele Bedeutendes erreicht hat. Weder der Ruhm Bismarcks noch der frenetische Beifall, mit dem jedes seiner Worte von seinen Anhängern aufgenommen wurde, noch seine Herrschsucht und sein Herrschtalent konnten die Partei von ihrer Bahn auch nur um Haaresbreite abdrängen. — Aber freilich, eine Fraktion ist nur ein kleines, ein eng beschränktes

Milieu. Doch auch die grossen Massen der socialistischen Wählerschaft zeigen Ruhe, Sicherheit und kritische Ueberlegung. Man denke an die Gewerkvereine u. s. w. Man könnte einwenden, dass dieses Massenmilieu, wiewohl es fremden Autoritäten sich nicht unterwirft, doch auch wieder seine Führer hat, denen es vertrauensvoll folgt. Aber das beweist nichts gegen unseren Satz, dass die Demokratie ein neues und um Vieles selbstständigeres Milieu schafft. Die Demokratie hat freilich Vertrauen zu ihren Führern, aber sie folgt ihnen nicht blindlings. Besonders klar kommt das zum Ausdruck auf den grossen Parteitagen der deutschen Socialdemokratie, die von 150—200 und noch mehr Deputirten besucht sind. Hier bleiben oft auch die angesehensten Führer in der Minorität. Alle Vorschläge werden mit grösster Sachlichkeit geprüft. Nichts liegt diesen Versammlungen ferner, als irgend ein Personenkultus. Wenn aber eine Partei im Stande ist, ein paar Hundert Menschen zusammenzubringen, die gemeinsam an den Entscheidungen über wichtige sociale Fragen arbeiten, ohne blindlings irgend einer Autorität zu folgen, so bildet diese Partei jedenfalls ein bereits hoch entwickeltes Milieu, nicht mehr eine stumpfe, kritiklose Masse. Bismarck mochte das wohl einsehen. „Die Russen haben den Vorzug", äusserte er einmal, „dass sie sich leicht lenken lassen." Die russische Gesellschaft lobte er wegen eben dieser Rückständigkeit, die sich in ihrem blinden Autoritätsglauben dokumentirt. — Am deutlichsten tritt die hohe Entwicklung des Milieus und die relativ geringe Erhebung einzelner Persönlichkeiten über dies Milieu in den echt demokratischen Vereinigten Staaten von Nordamerika hervor. Das öffentliche Leben ist dort ungemein intensiv. Die sociale Entwicklung macht nirgends so reissende Fortschritte, als in der grossen transatlantischen Republik; in jeder socialen Schicht giebt es dort eine sehr grosse Menge strebsamer und talentvoller Individuen; da kommt es selten vor, dass einer oder einige wenige Namen besonders hervorragenden, die Andern weit überstrahlenden Ruhm gewinnen. Das ist nur natürlich. Auf dem Gebiet der inneren Politik kann in zurückgebliebenen Ländern ein Einzelner sich verhältnissmässig leicht auszeichnen, durch sein fortschrittliches oder sein reaktionäres Wirken. Er hat bei der Stagnation des politischen Lebens nur wenig Konkurrenten. Handelt es sich um ein

Wirken fortschrittlicher Art, so findet hier die betreffende Persönlichkeit nur schwache Unterstützung in dem passiven Milieu; der Neuerer stösst auf beständige Hindernisse, die zu überwältigen sind. Schon dieses Ankämpfen gegen die Hindernisse wirkt imponirend; ist es von einigem Erfolg begleitet, so flösst es der Umgebung Bewunderung für die Kraft des kühnen Kämpfers ein und erhebt ihn hoch über das Milieu, das ihm gegenüber eine träge Masse bildet. Peter I. erscheint als besonders hervorragend, weil eben die russische Gesellschaft selbst ohne alle eigene Initiative war. Und ebenso kann auch ein entschlossener Reaktionär in einem solchen Milieu leicht in imponirender Weise hervortreten. Bei der Stille und Armuth des öffentlichen Lebens, bei dem geringen Einfluss fortschrittlicher Strömungen fehlt jede Widerstandskraft gegen reaktionäre Tendenzen. Die persönliche Freiheit mag durch die Reaktion noch so sehr beschränkt werden, alles wird stumpfsinnig hingenommen. Wo der politische Druck so gross ist, da ist jede diesen Druck noch erhöhende Maassregel leicht durchzuführen. — Ganz anders ist es in dem Milieu einer hochentwickelten Gesellschaft. Hier entfalten wirklich liberale Programme leicht eine grosse Werbekraft. Jede neue fortschrittliche Idee findet grossen Anklang und setzt sofort eine ganze Anzahl Menschen in Bewegung, die bereit sind, aktiv mit ihrer vollen Kraft an der Realisirung derselben mitzuarbeiten. Ob es sich um neue politische Volksrechte, oder um neues System der Volksbildung, um gross angelegte Wohlfahrtseinrichtungen oder um die Ausbeutung wichtiger technischer Erfindungen handelt, — jede neue Idee wird rasch aufgegriffen und lebhaft verfochten. In solchen Ländern tritt daher jeder, auch der Begabteste, immer mit anderen tüchtigen, nicht allzuweit hinter ihm zurückstehenden Kräften vereinigt auf. Sein Wirken kann sich über das der Gleichstehenden nur wenig erheben. Der Reaktionär kann aber überhaupt kaum Erfolg haben. Ein Milieu, in dem die sociale Entwicklung schnell fortschreitet, ist ein absolut ungünstiger Boden für reaktionäre Bestrebungen; diese finden hier kein Echo. Ein Mensch mit starkem Willen, aber reaktionären Tendenzen wäre hier von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Auf allen Gebieten des socialen Lebens lässt sich eine Verbreitung der Bildung, eine Hebung des Milieu's und damit

eine Verminderung des Abstandes zwischen dem Milieu und den grossen Geistern konstatiren. Das trifft auch — wenngleich mit gewissen Einschränkungen — für die künstlerische und wissenschaftliche Bethätigung zu.

Das wissenschaftliche Milieu, worunter wir hier die Gesammtheit der wissenschaftlich Arbeitenden verstehen, dehnt sich beständig aus. Als ein Symptom hierfür kann die ständig steigende Zahl der in den Kulturländern jährlich gedruckten Bücher gelten. Diese quantitative Zunahme steht im Zusammenhang mit dem Wachsthum des Wohlstandes, der das allgemeine intellektuelle Niveau und das Bedürfniss nach Wissen hebt. Es wächst die Nachfrage nach Menschen, die sich der Wissenschaft widmen. Aber zugleich hebt sich das wissenschaftliche Milieu auch qualitativ. Das zeigen die grossen wissenschaftlichen Fortschritte der letzten Zeit. Das 19. Jahrhundert übertrifft hierin alle früheren Jahrhunderte. Es bedarf da keiner Aufzählung. Aber vielleicht hält man den Hinweis auf die grossen wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen noch nicht für ausschlaggebend, da sie an relativ wenig berühmte Namen geknüpft sind. Aber man denke zugleich auch an die Detailarbeit, die in den wissenschaftlichen Werken der minder bedeutenden Geister niedergelegt ist. An diesem Maassstab gemessen, ist zweifellos das Uebergewicht des letzten Jahrhunderts über seine Vorgänger noch gewaltiger. Welche Wissensgebiete wir auch in Betracht ziehen, überall tritt uns eine unabsehbare Fülle fruchtbarer Detailarbeit entgegen. Die Vorwürfe gegen die gelehrten Spezialisten, es mangle ihnen an philosophisch-umfassendem Sinn, sie verlören über dem Einzelnen den Blick für die grossen Zusammenhänge, sind bekannt. Aber wir sind sehr gespannt zu erfahren, wo denn in der Vergangenheit das goldne Zeitalter war, in dem die Mehrheit der wissenschaftlich Arbeitenden durch encyklopädische Bildung und philosophischen Geist sich auszeichnete? Die Vergangenheit bietet ein durchaus anderes Bild. Einzelne Geister von hervorragender Kraft, wissenschaftliche Systeme, die von grossem Scharfsinn zeugen, und rings umher eine Anzahl kritikloser Kompilatoren und Nachahmer. Die kritische Befähigung war unbedingt geringer, als heutzutage; die Verhältnisse waren einer sorgsamen Bearbeitung der Einzelfragen ungünstig. Dagegen florirte vielfach eine ganz unfrucht-

bare Scholastik. Eine gewisse Berechtigung lässt sich ja den gegen die Spezialisten erhobenen Vorwürfen nicht absprechen; doch darf man nicht vergessen, wie viel Werthvolles in den Spezialforschungen enthalten ist, wie viele dieser kleinen Arbeiten ein sehr hohes Niveau des wissenschaftlichen Milieu anzeigen. Diese wissenschaftliche Kleinarbeit bereitet den Boden für weitere grosse und umfassende Leistungen erst gründlich vor. Keine philosophische Erkenntniss der grossen Zusammenhänge, ohne ausgebreitete, rein empirische Sammlung und Sichtung der Thatsachen! Je weiter die Entwicklung fortschreitet, desto fruchtbarer wird diese — alle Phantastik ausschliessende — Wechselwirkung. Jedes neuauftretende System hat so eine gründliche Feuerprobe der Empirie, — eine Probe, die ja dem Schöpfer des Systems oft recht unangenehm sein mag, aber der Sache selbst nur nützen kann — zu bestehen. Die grosse Zahl der wissenschaftlichen Kräfte, die hier thätig sind, giebt eine Garantie dafür, dass alle Mängel des neuen Systems alsbald durch die Detailforschung aufgespürt werden. Stützen sich die generalisirenden Hypothesen auf ein reichhaltiges, aber ungenügend verbürgtes Material, so weist die wissenschaftliche Kritik alsbald die Lücke nach. Besticht das neue System durch seine Abgeschlossenheit, ohne genügende Durchbildung in den einzelnen Theilen, so ruft es sicher gleichfalls die Spezialforschung zum Kampf. Die Anhänger alter Systeme spannen alle Kraft an, um nun auch auf dem Gebiete der Spezialforschung das Alte zu vertheidigen; und ebenso müssen sich die Parteigänger der neuen Systeme in Spezialstudien vertiefen, um für das, was sie für Wahrheit halten, immer mehr Beweise, eine immer sicherere Basis zu finden. Der Kampf der Meinungen, der für die Sache selbst so werthvoll ist, reinigt die grossen Hypothesen von den Mängeln der Voreingenommenheit, erweitert sie, liefert Material für neue Generalisirungen und fördert so den Fortschritt der gesammten Wissenschaft.

Der Verstand eines Bacon oder Descartes wird nicht grösser gewesen sein als der eines Darwin. Das wissenschaftliche Milieu aber, das die Doktrin eines Bacon oder Descartes aufnahm, war zweifellos viel minderwerthiger als das, welches die Lehre Darwins vorfand. Wer auch nur einmal einen Blick in die moderne Spezialforschung geworfen, wird nicht bestreiten,

dass das wissenschaftliche Milieu sich ganz bedeutend gehoben hat. Und Hand in Hand mit der Forschung haben die technischen Methoden sich vervollkommnet; die Kliniken, Laboratorien, meteorologischen und agronomischen Stationen u. s. w. bezeugen das. Ebenso sind die Einrichtungen der Bibliotheken, Archive, Seminare immer zweckmässiger geworden.

Wenn aber das allgemeine Milieu sich so gehoben, woher kommt dann der überragende Ruhm einzelner der zeitgenössischen Forscher? Der Ruhm eines Darwin, der nicht geringer ist, als in früheren Jahrhunderten eines Aristoteles? Beweist das nicht, dass auch jetzt noch immer einzelne auserwählte grosse Geister Epoche machen?

Das ist fraglich. Wenn man das 19. Jahrhundert etwa als das Jahrhundert eines Darwin, Stephenson, Marx oder Napoleon bezeichnet, so entspricht das der Gewohnheit des menschlichen Verstandes, zu rubriciren. Und wonach liesse sich einfacher rubriciren, als nach den Namen einzelner Persönlichkeiten, die tief in die Geschichte eingegriffen haben? Natürlich kann man diese Personen sich nicht aus der Geschichte fortdenken. Wir wissen nicht genau, wie man zum Darwinismus ohne Darwin, wie man zu Eisenbahnen ohne Stephenson gelangt wäre. Wir können aber einige Vermuthungen aufstellen, die sehr viel für sich haben. Die Begabung Darwins sowohl, als die von Marx war so persönlich, dass, wenn sie vorzeitig gestorben wären, die Lehren, die heute nach ihnen benannt sind, jedenfalls ein anderes Kolorit, eine andere Form erhalten haben würden. Darstellung wie Beweisführung wäre wohl eine andere gewesen. Vielleicht hätte nicht eine Person, sondern mehrere zusammen das geleistet, was wir jetzt dem einen Darwin verdanken. Sicher aber darf man annehmen, dass auch, wenn Darwin und Marx nicht gelebt hätten, der wesentliche Inhalt ihrer Lehren, wenn auch vielleicht ein paar Jahrzehnte später, von anderen herausgearbeitet worden wäre. Was speziell den Darwinismus betrifft, so ist das ganz unbestreitbar, da ja bekanntlich die Theorie von der Entstehung der Arten nicht nur von Darwin, sondern auch gleichzeitig von Wallace aufgestellt worden ist. Aber selbst wenn ein so überzeugender Beweis nicht vorhanden wäre, so ist doch die Vermuthung, dass die Theorien des Darwinismus und des Marxismus ohne Darwin und Marx höchstens um ein Vierteljahrhundert

verzögert worden wären, im höchsten Grade wahrscheinlich. Wir erinnern daran, dass zu jener Zeit, als Darwin seine Theorie ausarbeitete, und in den nächsten Jahrzehnten nach Erscheinen der „Entstehung der Arten“ die naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden sich ausserordentlich vervollkommneten und der Evolutionstheorie in die Hände arbeiteten; wir erinnern daran, dass unter den Anhängern Darwins eine ganze Reihe vorzüglicher Gelehrter auftrat, die so viel für die Ausbildung der Theorie gethan haben. Sie wandten dabei die neuesten Forschungsmethoden an. Hätten sie die Theorien Darwins nicht bereits vorgefunden, so hätten sie, da die Probleme unausweichlich waren, wohl oder übel selbst eine solche Theorie herausarbeiten müssen. Das Gleiche gilt von Marx. Seine Geisteskraft befähigte ihn, im socialen Leben Tendenzen aufzuspüren, die erst später in der Wirklichkeit mit voller Stärke zu Tage treten sollten. In den 20 Jahren, die seit Erscheinen des „Kapitals“ verflossen sind, haben nun aber die Zusammenhänge der kapitalistischen Wirthschaft sich soweit entfaltet, dass auch ein minder scharfsinniger Geist sie hätte erfassen und begrifflich darstellen können. — Die Fälle sind nicht selten, wo halbe Analphabeten an irgend einem weltverlorenem Orte Instrumente und technische Methoden erfinden, die in der Welt längst bekannt sind. Wie will man also behaupten, dass die von Thompson, Fourier oder den Saint Simonisten am Anfang des 19. Jahrhunderts entwickelten Theorien ohne jene zufälligen Personen überhaupt nicht entstanden wären; wie will man behaupten, dass die ökonomische Wissenschaft ohne einen Kopf wie Marx nicht zu denselben oder gleichwerthigen Einsichten vorgedrungen wäre!

VIII.

Prüfen wir nun, ob es nach der Meinung eines der neuesten Autoren eine offene Frage sei, in welcher Weise die Socialisirung der Gesellschaft sich vollziehen werde? Von unten her durch die Kraft der Demokratie oder von oben her durch die Macht eines aufgeklärten, staatssocialistisch gesinnten Monarchen?[138]).

Die Antwort kann nach dem Ausgeführten nicht zweifelhaft sein. In den konstitutionellen Monarchien verringert sich von Jahr zu Jahr die Möglichkeit für die Herrscher, bestimmend in die Gesetzgebung einzugreifen. Nicht nur in England, wo

der Monarch völlig zurücktritt, selbst in einem Staat wie Deutschland bleibt eine Gesetzesvorlage, die der Initiative des Monarchen entstammt, aussichtslos, wenn sie auf einen energischen Widerstand der Volksvertretung stösst. Bei guten Gesetzesvorlagen, ob sie nun angenommen oder abgelehnt werden, weiss man meist nicht, ob der Wille des Monarchen dahintersteht, und dann weiter, wie viel dabei diesem Willen zu danken ist. Ist der Entwurf Gesetz geworden, und wünschte der Monarch das Gesetz, so kann man nur sagen, dass Regierung wie Volksvertretung für fortschrittliche Tendenzen eingetreten sind. Wird ein solcher Entwurf abgelehnt, so kann man von dem Monarchen, der das Gesetz wünschte, nur sagen, dass ihn seine Stellung nicht gehindert hat, Gutes zu wünschen. Aber man weiss noch keineswegs, ob diese guten Wünsche ein Ausdruck seines tieferen Wesens oder nur Anwandlungen irgend welcher Laune waren. Und ebenso wenig weiss man, ob der Monarch, der einen solchen Entwurf im Parlament vorlegen liess, genügend moralische Kraft besessen hat, um für die Verwirklichung seines Planes in der That alle Hebel in Bewegung zu setzen. Die Erfahrung zeigt, dass ein Volk, welches lange Zeit an die Monarchie gewöhnt ist, diese Institution dann auch später gern als Dekorum weiter bestehen lässt. In England und theilweise in Belgien ist die Monarchie nahezu unschädlich, und deshalb wird sie selbst von wahrhaft demokratischen Gruppen tolerirt und kann auch noch lange tolerirt werden. Der Name des Königs steht dort unter vielen fortschrittlichen demokratischen Gesetzen. Aber es wäre doch sehr naiv, den Monarchen als Urheber dieser Maassnahmen hinzustellen, die die moderne Gesellschaft einer socialistischen Ordnung entgegenführen.

Die Frage, ob die Demokratie oder die Monarchie mehr den Fortschritt zum Socialismus fördert, ist die Frage, wo der Socialismus zuerst zur Herrschaft gelangen kann, dort wo die Demokratie bereits Erfolge aufzuweisen hat, oder dort wo noch die unbeschränkte Monarchie herrscht? Ob der Fortschritt eher in Russland und der Türkei oder in England, Belgien, Deutschland zu erwarten ist?

Wer davon überzeugt ist, dass die Entwicklung in Stufen vor sich geht ohne plötzliche, gewaltsame Sprünge, dem kann die Frage nicht zweifelhaft sein. Der unumschränkte Herrscher

kann, wie wir das aus der Geschichte wissen, und für die Zukunft gelten lassen dürfen, unter Umständen natürlich ein grosser und bedeutender Mann sein. Julius Cäsar übertraf an Geistesgaben die meisten seiner hervorragenden Zeitgenossen, und sicher konnte keiner der Generäle und Minister Napoleons I. sich mit dem Gebieter selbst messen. Wenn nun in nächster Zukunft — wir sagen in nächster, weil wir die Zeit für nicht entfernt halten, wo die wesentlichsten Punkte des socialistischen Programms realisirt sein werden, — ein autokratischer Monarch vom Schlage eines Cäsar, aber mit freiheitlich volksfreundlicher Gesinnung aufträte und grosse gesellschaftliche Reformen im socialistischen Sinne durchzusetzen versuchte, so müsste er, gerade als autokratischer Herrscher bei diesem Versuche scheitern. Denn was bedeutet das Vorhandensein des Absolutismus in einem Lande? Doch wohl, dass einstweilen noch Autoritätsglaube, Unterwürfigkeit, Sklavensinn in der Bevölkerung herrschen. Die Gewöhnung an blinden Gehorsam ist so stark, dass das furchtbare Elend und die äusserste Bedrückung ihn bei den versklavten Massen nicht ins Wanken bringen. Die privilegirte Minderheit aber erblickt in dem Bestehen der autokratischen Regierung ein Bollwerk ihrer Interessen und sucht den Absolutismus aufrecht zu erhalten, weil die Minderheit, wenn schon sie nicht parlamentarisch an der Gesetzgebung theilnimmt, doch thatsächlich das Heft in Händen hat und daraus Vortheil zieht. Der Herrscher eines solchen Landes, der gesonnen wäre, bedeutende Reformen im Sinne der socialistischen Forderungen durchzusetzen, würde alsbald auf dieses feindliche Milieu: die herrschenden Klassen stossen. Er würde unten in den knechtischen Massen wohl mancherlei Anhänger für sein Unternehmen finden; aber diese Massen selbst würden in Folge ihrer wirthschaftlichen Rückständigkeit und ihres politischen Indifferentismus im Grossen und Ganzen kein genügender Hinterhalt für die Reformen sein. Der Versuch müsste scheitern; die gross gedachte Reform würde durch den bureaukratischen Mechanismus lahm gelegt werden; oder aber die herrschenden Klassen würden, nachdem sie eine Zeit lang den unbequemen Reformator geduldet, ihn schliesslich abschütteln und einen neuen Herrscher einsetzen, der die „wahren Interessen des theueren Vaterlandes“ besser wahrnimmt.

Die älteste wie die neueste Geschichte beweisen es gleichmässig, dass der Wille einzelner Monarchen noch lange nicht hinreicht, um grossartige Umgestaltungen im Völkerleben durchzusetzen. Die Geschichtsschreibung hat das freilich sehr verschleiert. Zuweilen zieht man gänzlich irrthümlich aus den Zuständen einfacher, nahezu primitiver Völker Schlüsse auf unsere heutigen, so ausserordentlich komplizirten Gesellschaftsverhältnisse, und vergleicht Erscheinungen, die innerlich völlig fremdartig sind; oder man fasst Gesetze als das persönliche Werk der Männer auf, nach denen sie benannt sind, ohne zu prüfen, welche anderen gesellschaftlichen Kräfte an jenen Reformen mit und ihnen vorgearbeitet haben.

Die Erinnerung an einen Harun al Raschid, einen Karl den Grossen, die, wie die landläufige Meinung annimmt, Wohlthäter ihrer Unterthanen waren, führt vielleicht manche zu der Ansicht, dass auch in unserer Zeit ein unumschränkter Gebieter der Gesellschaft neue Pfade, die aus dem kapitalistischen Elend hinausführen, zu weisen vermöge. Nichts wäre verkehrter als ein solcher Schluss. Die Einfachheit und Anspruchslosigkeit jener Zeiten ist mit der Differenzirtheit unserer Zustände und dem Umfang moderner Ansprüche schlecht hin unvergleichbar. Für Harun al Raschid genügte es, verkleidet durch die Strassen Bagdads zu wandern und die Gespräche seiner treuen Unterthanen zu belauschen, um das Leben des Volkes kennen zu lernen. Wie viel angespannter Geistesarbeit bedarf es dagegen heute, um auch nur in allgemeinen Umrissen ein Bild des wirklichen Volkslebens zu gewinnen! Karl der Grosse brauchte nur in seinem Lande einige gute Strassen für Kriegszwecke und Handelsverkehr zu bauen und die Verwaltung seiner Besitzungen rationell zu reguliren (wir erinnern daran, dass das römische Kaiserreich in dieser Hinsicht vorzügliche Muster hinterlassen), um für immer die Dankbarkeit seines Volkes zu erwerben. Welchen Scharfsinns und welcher Willenskraft bedürfte aber ein Monarch, der in unserer Zeit, in einem kapitalistisch entwickelten Lande auch nur einzelne Sphären der Produktion dem Privatkapital entziehen und in annähernd socialistischem Sinne reguliren wollte!

Die Analogien, auf die man sich beruft, um aus Thatsachen der Vergangenheit auf Künftiges zu schliessen, sind nur zu oft

völlig trügerisch. Besonders irreführend aber ist es, rein politisch-kriegerische Umwälzungen mit socialen zu vergleichen und dann ohne Weiteres aus dem Gelingen jener auf die möglichen Chancen dieser zu schliessen. Die Hindernisse, die bewältigt werden müssen, sind in beiden Fällen ganz verschiedenartig. Man pflegt das Triumvirat: Wilhelm I., Bismarck, Moltke als die Gründer des neuen Deutschen Reiches, als die Besieger Frankreichs zu feiern. Das deutsche Bürgerthum war nicht kriegerisch gesinnt. Aber jenes Triumvirat verstand es, die öffentliche Meinung zu täuschen, den Krieg siegreich durchzuführen und Deutschland zu einigen, ein Ziel, welches die Achtundvierziger Demokratie vergebens angestrebt. Die grossen politischen Erfolge, die durch die militärischen Siege bedingt waren, beeinflussten aufs Stärkste die politischen Gesinnungen der Bevölkerung. Wenn nun — kann man sagen — diese drei Männer oder der Monarch, auf seine beiden Mitarbeiter gestützt, in den fünf Jahren — von Sadowa bis zur Krönung in Versailles eine solche Umwälzung im politischen Leben zu Stande bringen konnte, warum sollte ein Nachkomme jenes Herrschers nicht ebenso das Werk der socialen Umwälzung siegreich durchführen können?

Ein solcher Analogieschluss wäre gänzlich verfehlt. Vor allem, jene politische Umwälzung lag im Interesse des Monarchen und seiner Helfer! Bei einem Siege hatten sie ausserordentlich viel zu gewinnen. Der König von Preussen konnte Kaiser des vereinigten Deutschland, der preussische Minister Kanzler des neuen Deutschen Reiches werden. Solche Hoffnungen waren zweifellos ein starker Impuls, um den Monarchen und noch mehr seinen eifrigen Diener vorwärts zu treiben. Was ein politischer und militärischer Gewinn für das Land war, war zweifellos in erster Reihe auch ein Gewinn für jene. Ganz anders läge es, wenn ein Monarch und seine Helfer gesellschaftliche Reformen im Sinne des Socialismus durchsetzen sollten. Nicht eine Kaiserkrone, nicht grosse Besitzungen in Pommern, nicht Reichthümer und Ruhm bei den herrschenden Klassen locken auf diesen Weg. Wenn der Monarch und seine Rathgeber z. B. eine Gesetzesvorlage vertreten wollten, die die Verstaatlichung von Grund und Boden zum Ziele hätte, müssten sie, wenn die Vorlage in Kraft tritt, vor allem auch ihren eigenen Grundbesitz dem Staate ausliefern. Auch ist klar, dass jeder Schritt zum

Socialismus zugleich ein Schritt zu weiterer Demokratisirung der Gesellschaft sein und die persönliche Macht des Monarchen und seiner Beamtenschaft einschränken müsste. Je energischer der Monarch und seine Rathgeber auf dieser Bahn vorgehen, um so weniger Ehren würden sie bei denen, die seit je als die treuesten Stützen des Thrones galten, bei der Masse der Privilegirten, gewinnen. Es müssten Opfer gebracht, Grossmuth und Selbstlosigkeit durch die That bewiesen werden. Diese Eigenschaften sind bei Monarchen und ihren Rathgebern so überaus selten, so ungewöhnlich, dass schon aus diesem Grunde derartige Annahmen als reines Phantasiegebilde erscheinen müssen. Aber es giebt noch andere und noch gewichtigere Gründe, die gegen eine solche Parallele sprechen: die politischen Umwälzungen stossen in der Gesellschaft auf sehr viel geringeren Widerstand als die socialen. Die politischen Umwälzungen, die durch die Einigung Deutschlands hervorgerufen wurden, beeinträchtigen nur die Interessen eines kleinen Kreises. Ein paar Könige und Duodezfürsten büssten einen Theil ihrer Autorität und ihrer Rechte ein. Ausserdem verschlechterte sich vielleicht die Machtstellung einiger hundert höheren Beamten in den deutschen Kleinstaaten; ein Minister in Braunschweig oder Reuss-Greiz war vor 1871 eine bedeutsamere Person als gegenwärtig und die Einigung Deutschlands mochte ihm daher wenig gefallen. Aber insgesammt bildeten diese der Einigung feindlichen Kräfte kaum ein ernstliches Hinderniss. Der Partikularismus in den Volkskreisen war etwas durchaus künstlich anempfundenes keine reale Macht und ebenso wenig wirksam, wie etwa die berühmte Liebe zum „Landesvater“. Freilich hier und da mochte die Unwissenheit der Bevölkerung sie zu allerhand Befürchtungen geneigt machen, die von den Partikularisten dann ausgebeutet wurden, um die Einigung Deutschlands als eine Gefahr für das Volk hinzustellen. Aber diese Befürchtungen mussten sich bald verflüchtigen. Waren doch gleich die ersten Jahre nach der Reichsgründung Jahre grösster Prosperität. Gewerbe und Handel blühten in nie dagewesenem Maasse auf, die Löhne stiegen und der Grossgrundbesitz in Baiern und Württemberg erkannte alsbald, dass ihm in den preussischen Junkern, die sich immer grossen politischen Einfluss bewahrt hatten, nicht ein Feind, sondern ein kräftiger Bundesgenosse erstanden war. So bedurfte

es nur kurzer Zeit, um die neuen politischen Errungenschaften in den weitesten Kreisen populär zu machen.

Jene Hindernisse waren ein Nichts im Vergleich zu den Schwierigkeiten, mit denen eine grosse sociale Reform, z. B. die Verstaatlichung von Grund und Boden (selbst bei voller Entschädigung der Eigenthümer), zu rechnen haben würde. Mit welcher Leidenschaft würden sich die Grossgrundbesitzer, die noch heute den Bodenbesitz als Grundlage der politischen Rechte betrachten möchten, zur Wehr setzen, wie empört wären die Grossbauern, die dem Socialismus noch immer feindlich gegenüberstehen. Schliesslich würde ein solcher Plan auch auf den heftigsten Widerstand der Industriellen stossen: zum Theil, weil viele derselben ihre Ersparnisse in Hypotheken anlegen oder selbst Grossgrundbesitzer werden, hauptsächlich aber, weil die ganze Klasse in diesem Plan ein Vorspiel weiterer Socialisirung, ein Vorspiel zur Verstaatlichung auch der Industrie erblicken würde.

Die Ansicht, dass der Wille des Herrschers in rückständigen Ländern freiheitliche Reformen durchzusetzen vermöge, beruft sich endlich auf gewisse Reformen in Russland. In der That, einige tief einschneidende sociale Gesetze konnten in Russland leichter durchgeführt werden als im Westen Europas. Daraus wird dann der voreilige Schluss gezogen, dass, was die Durchführbarkeit grundlegender Reformen anlange, Russland überhaupt günstiger gestellt sei, als demokratische Staaten. Und was von dem autokratisch regierten Russland gelten soll, wird dann von der Autokratie im Allgemeinen behauptet. Weisen wir an einigen Beispielen die Haltlosigkeit dieser Anschauung nach.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung entwickelte sich im Westen, besonders in England, langsam und allmählich. Alle Jahre, oder alle 2—3 Jahre wurden kleine Verbesserungen den bereits bestehenden Normen hinzugefügt, in den meisten Fällen nicht ohne Widerstand der oder jener Parlamentsgruppen. In Russland wurde seit dem Jahre 1882 rasch und stossweise eine Arbeiterschutzgesetzgebung geschaffen, die Aehnlichkeit mit den Gesetzen einiger konstitutioneller Staaten hat. Da heisst es dann, dass socialpolitische Maassnahmen ebenso leicht oder leichter in Russland, wie in anderen Staaten durchgesetzt werden können. Aber man sollte sich hier nicht von dem äusseren Scheine ge-

fangen nehmen lassen. Es fragt sich doch vor Allem, wie die Arbeiterschutzgesetzgebung ausgeführt wird?

Im Westen wirkten das Koalitionsrecht und die Arbeiterverbände darauf hin, dass in der Praxis die Lücken der Gesetzgebung sich nicht allzu fühlbar machten. England und Belgien haben keinen gesetzlichen Maximalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter. Aber in Folge siegreicher Streiks und von Kollektiv-Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Arbeitern ist thatsächlich der Arbeitstag auf 10, 9, stellenweise auf 8 Stunden eingeschränkt. Die Arbeiterschutzgesetze enthalten dort ferner gewisse Unfallverhütungs-Vorschriften allgemeiner Art, aber dieselben erstrecken sich natürlich nicht bis auf alle kleinen Details. Indess darauf sehen die Arbeiterverbände. Sie zwingen unerbittlich, sofern es möglich ist, die Unternehmer auch zu solchen Schutzvorrichtungen, die das Gesetz nicht verlangt. So haben z. B. auch die Bauarbeiter in Deutschland aus eigener Initiative eine Reihe von Schutzvorschriften verlangt und dieselben wenigstens theilweise bei den Prinzipalen durchgesetzt. Mit einem Wort, die Arbeiterschutzgesetzgebung wird ergänzt durch die Koalitionen, die ihre Interessen wahrnehmen und dank der Koalitionsfreiheit energisch verfechten können. So bildet sich auf diesem socialpolitischen Gebiete ein wirksames Gewohnheitsrecht. Die Ausführung der Arbeiterschutzgesetze wird durch die Kräfte des socialen Lebens selbst garantirt. Der Regierung verbleibt nur ein sehr begrenzter Kreis, innerhalb dessen sie die Wirksamkeit der Gesetze einschränken könnte. Fälle, in denen die Regierungsbeamten zu Gunsten einzelner Unternehmer die gesetzlichen Vorschriften suspendiren, kommen überhaupt kaum vor. Jedes Jahr werden die genauen Berichte der Fabrikinspektoren publizirt. Die Arbeiterpresse und -Verbände unterziehen sowohl diese Berichte als die Thätigkeit der einzelnen Fabrikinspektoren einer eingehenden Kritik; wo die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue derselben irgendwie anfechtbar erscheint, wird das öffentlich monirt. Das alles wirkt zusammen, um die Arbeiterschutzgesetzgebung zu einem wirksamen Hebel des Fortschrittes zu machen.

Ganz anders in Russland! Das Leben schreitet vorwärts, die Arbeiterschutzgesetzgebung wird zur Nothwendigkeit, und der Westen liefert für die Ausführung eine fertige Schablone. Aber der Minister, der die westeuropäischen Gesetze studirt und

seine Räthe anweist, entsprechende Vorlagen auszuarbeiten, weiss ganz genau, dass diese Normen, auch wenn der Staatsrath ihnen zustimmt, zu einem grossen Theil todter Buchstabe bleiben und die Industriellen nicht verletzen werden.

Das russische Leben hat nicht jene Oeffentlichkeit und nicht jene lebendigen Faktoren, die eine Durchführung der Fabrikgesetze erzwingen können. Wenn das Gesetz in Russland einen elfstündigen Arbeitstag vorschreibt, so sind und bleiben doch die Arbeiter selbst machtlos. Es giebt einzelne Unternehmen, besonders in Russisch-Polen, die über das Gesetz hinausgehend, den 10 und 9 stündigen Arbeitstag einführen. Wo aber der Unternehmer auf seinem Schein besteht, da vermögen die Arbeiter ihn zu keiner weiteren Herabsetzung der Arbeitszeit zu zwingen. Das Gesetz schreibt Unfallsvorrichtungen für die Textil- und chemischen Fabriken vor, nicht aber für die Zuckerindustrie oder das Baugewerbe. Und es giebt keine socialen Kräfte, die die Ausfüllung dieser Lücken erzwingen könnten. Koalitionsfreiheit giebt es nicht; Arbeiterverbände können nicht aufkommen. Ein Milieu, welches die nothwendigen Organe hierfür aus sich heraus entwickeln könnte, existirt nicht. Nur der Zufall entscheidet, ob die Lücken der Gesetzgebung ausgefüllt werden; es muss in den Ministerien, denen die Fabriken unterstellt sind, eine besonders arbeiterfreundliche Tendenz gerade vorherrschen, es müssen Philantropen aus der Mitte des Publikums in der Presse und in gelehrten Gesellschaften beständig an jene Mittel erinnern; vor Allem aber ist Bedingung, dass unter den Industriellen der betreffenden Branche keine einflussreichen Personen einer Erweiterung der Arbeiterschutzgesetze Opposition machen. Vor den grossen Fabrikherren ersterben die niederen wie die höheren Beamten in tiefster Demuth, und die Gesetzgeber haben wenig Lust, in die Machtsphäre jener einzugreifen.

Ebenso fehlt es an Garantien dafür, dass die Arbeiterschutzgesetze sinngemäss und konsequent ausgeführt werden. Die administrative Gewalt hat den weitesten Spielraum, um durch Verordnungen das Gesetz zu durchlöchern. Da diese Verordnungen nicht veröffentlicht werden, ebensowenig wie die Berichte der Fabrikinspektoren, (etwa mit Ausnahme einzelner Bruchstücke), da die Presse in jeder Hinsicht geknebelt ist, so

ist überhaupt jede Möglichkeit abgeschnitten, die Thätigkeit der betreffenden Aufsichtsbehörden öffentlich zu kontrolliren. Angenommen einmal, die Entwicklung der Arbeiterschutzgesetzgebung in den fortgeschrittensten Ländern des Westens bliebe auf dem Punkte stehen, auf dem sie heute angelangt ist, so würde trotzdem doch die Thätigkeit der Koalitionen eine weitere Hebung der Arbeiterklasse ermöglichen, wobei natürlich Voraussetzung wäre, dass die Koalitionsfreiheit bestehen bliebe. Jeder Stillstand in der russischen Fabrikgesetzgebung aber würde einen absoluten Rückschritt in der Lage der Arbeiter bedeuten. Die Fabrikinspektoren, durch Ministerialverordnungen, die das Gesetz abschwächen, überall gebunden, würden immer machtloser und gefügiger werden, und bei dem Fehlen der Koalitionsfreiheit und kräftiger Gewerkvereine wäre überhaupt keine sociale Kraft vorhanden, um dann den Unternehmern irgend welche Koncessionen zu Gunsten der Arbeiter abzutrotzen.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: die Verstaatlichung einzelner Produktionszweige. Dieselbe ist anscheinend ein Schritt auf dem Wege zum Socialismus, eine Art Expropriation, wenn auch mit völliger Entschädigung der früheren Privateigenthümer. Eine socialistische Gesellschaft würde in den betreffenden Branchen nicht mehr die einzelnen Unternehmer zu enteignen haben, sondern einfach das Erbe des Fiskus antreten können. So habe Russland, meinen Einzelne, durch Einführung des staatlichen Branntweinmonopols, sowie durch sein Staatseisenbahnsystem einer socialistischen Neuordnung vorgearbeitet, und zwar bedeutend mehr als z. B. England, dessen Eisenbahnen sich noch immer im Privatbesitz befinden. Die Leichtigkeit, mit der das Branntweinmonopol in Russland eingeführt wurde, wird dann womöglich als ein weiterer Beweis dafür herangezogen, wie grosse Chancen gerade das russische Regierungssystem für die Durchführung grosser Reformen biete.

Das Falsche solcher Ansichten liegt auf der Hand. Wenn nicht aus fiskalischen Gründen, sondern im Interesse der Gesellschaft selbst gewisse Funktionen (Post, Telegraph) und Produktionszweige verstaatlicht werden, so ist ja klar, dass eine socialistische Organisation hierin ohne Weiteres das Erbe des bestehenden Staates antreten könnte. Die socialistische Gesellschaft würde nur für eine weitere technische Vervollkommnung

jener Funktionen und Produktionszweige zu sorgen haben. Ganz anders aber liegen die Dinge, wenn die Regierung bei der Verstaatlichung nur den Zweck, dem Fiskus neue Einnahmequellen zu erschliessen, verfolgt. Dann wird die Regierung nur so lange an dem Staatsbeschluss festhalten, als das im Interesse des Fiskus liegt. Sobald es sich aber herausstellt, dass jene Betriebe in den Händen von Privaten sich lukrativer entwickeln, als unter staatlicher Leitung, wird diese wieder abgeschafft. Es fehlt nicht an Beispielen hierfür. Wie vor nicht langer Zeit einige der russischen Eisenbahnen aus Staatsbesitz in den Privatbesitz übergingen, oder wie die Bergwerke und Hüttenwerke des Staates verkauft wurden, so kann es auch in nächster Zukunft mit dem Branntweinmonopol geschehen. Wer das bestritte, der schöbe der Regierung dieses rückständigen Landes völlig fremde Gedanken unter. Er sähe das Bestreben, neue, höhere, wirthschaftliche Formen zu schaffen, wo nur einfache fiskalische Berechnung vorliegt: die Konsumenten nach Möglichkeit zu indirekten Steuerleistungen heranzuziehen. Sehr naiv wäre auch die Annahme, dass der Staatsbetrieb der Entwicklung der Arbeiterklasse besonders günstig wäre. Die Arbeit im Staatsbetrieb erhöht weder die materielle Lage noch das intellektuelle Niveau der Arbeiter. Die Löhne sind in den Staatsbetrieben meist nicht höher als in Privatbetrieben; dagegen sind die geistigen Entwicklungschancen der Arbeiter hier noch entschieden schlechter als im Privatbetrieb. Die staatliche Aufsicht hindert, soweit als möglich, jeden Ansatz zur politischen Selbstständigkeit. Streiks, die im Sinne der Solidarität erzieherisch auf die Arbeiter wirken, sind im Staatsbetriebe fast unmöglich. Also die Leichtigkeit, mit der in rückständigen und despotisch regierten Ländern Staatsbetriebe eingeführt werden, hat ganz und gar keine fortschrittliche Bedeutung. Unter Umständen sind diese Verstaatlichungen sogar direkt reaktionäre Maassregeln. In Ländern, wo die Arbeiterklasse bedeutende Freiheiten geniesst, werden auch in Staatsbetrieben die Arbeiter sich ihre Rechte zu wahren wissen. Wenn in einem der fortgeschrittenen Länder Westeuropas ein Produktionszweig vom Staate monopolisirt wird, so würden die Arbeiter desselben darum sicher doch ihrer alten Partei treu bleiben und an ihrer Organisation festhalten. So, auf einer relativ hohen Stufe politischer Ent-

wicklung würde daher die staatliche Betriebsleitung nicht genügend Macht besitzen, um die Arbeiter von ihren alten Traditionen und Gewohnheiten abzubringen. In einem rückständigen Lande, wo die Arbeiter rechtlos sind, wo nur hier und da eine geringe Bewegung in ihrem Milieu sich kundgiebt, würde die Verwaltung der Staatsbetriebe dagegen sehr wohl im Stande sein, die schwachen, etwa vorhandenen Anfänge einer Arbeiterbewegung für lange Zeit darnieder zu halten.

Man sieht, alle angeblich fortschrittlich wirthschaftlichen Erscheinungen, die sich in rückständigen Ländern vollziehen, haben einen weniger fortschrittlichen Charakter, als gewöhnlich angenommen wird; zum Theil sind sie aber ihrem Wesen nach sogar direkt reaktionär. Der unumschränkte Monarch, auch wenn er wollte, kann es nicht hindern, dass das von ihm beherrschte Land alle die Mittelstufen zwischen einer kapitalistischen und der socialistischen Gesellschaftsordnung zu durchlaufen hat. Er kann nur den ersten Schritt thun — die konstitutionelle Regierungsform einführen. Unter Umständen zwingen die Verhältnisse unabweisbar dazu; dann ist der Schritt kein freies Verdienst des Herrschers. Wohl aber dann, wenn er ohne äusseren Zwang die Initiative ergreift. Nur in diesem Falle könnte man ihm echte Staatsweisheit und selbstlosen Patriotismus nachrühmen, ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des gesellschaftlichen Fortschrittes zuerkennen.

Der Einfluss des Milieu auf die Persönlichkeit ist so gross, dass die Meinung Tardes, dass die Wissenschaften das Werk freier persönlicher Initiative seien, ganz unhaltbar erscheint. „Hier ist“, sagt er, „Alles individuellen Ursprungs; die Wahl der Materialien, der Gesammtplan und die Ausarbeitung der Details. Auch das, was zum Gemeingut aller aufgeklärten Köpfe geworden ist, und was in der Elementarschule unterrichtet wird, war ursprünglich das Geheimniss einzelner Geister. Von da warf dieser winzige, bewegliche, schüchterne Lichtspender seine Strahlen in eine enge Sphäre. Viele Einwände waren zu hören, bis endlich die neue Wahrheit aus der eigenen Verbreitung Kraft schöpfend in blendendem Lichte erstrahlte“ [139]).

Wenn wir uns erinnern, wie viel Zeit nöthig war, und welche Aenderungen des wissenschaftlichen wie des allgemeinen Milieus es bedurfte, bis der Darwinismus und der Marxismus sich ausbreiteten und zum Gemeingut so vieler Köpfe werden konnten, so werden wir sagen müssen, dass Tarde die Bedeutung der Persönlichkeit auf dem Gebiete wissenschaftlicher Entwicklung sehr übertreibt. Unwillkürlich erinnert man sich der Worte eines modernen Historikers: „Die Ideen sind jetzt nicht mehr die eigentlichen Kräfte der Geschichte; die im Grunde treibende Kraft ist vielmehr die allgemeine seelische Arbeit der menschlichen Gemeinschaft . . . . der Grossen wie der Kleinen, der Mächtigen wie der Schwachen in ihr; eben sie und die entsprechende Arbeit der vorhergegangenen Geschlechter bestimmen die Kultur der Zeit und damit den allgemeinen geschichtlichen Habitus“[140]).

Fünfte Studie.

Gemeinsames und Besonderheiten in der Geschichte der Völker.



I.

Je mehr Aufmerksamkeit in rückständigen Ländern dem Studium socialer Fragen gewidmet wird, desto dringender wird auch der Wunsch, die weitere muthmaassliche Entwicklung desselben vorauszusehen. Vor sich haben sie die Länder alter Kultur, die ihnen um Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte vorausgeeilt sind. Die Civilisation hat den vorgeschrittenen Nationen Vortheile und Uebel gebracht, die den zurückgebliebenen noch unbekannt sind, oder die wenigstens hier erst in gewissen Ansätzen vorhanden sind. Es drängt sich da die Frage auf, ob wohl hier die Entwicklung die gleichen Bahnen einschlagen werde, wie bei den vorausgeeilten Nationen? Ist aber diese Bahn unausweichlich vorgeschrieben? Sollte es nicht möglich sein, dass diese Völker, durch die Erfahrung der vorgeschrittenen Länder belehrt, nur die Vortheile der Civilisation sich aneignen, ihre Uebel aber vermeiden? Insbesondere, wenn bei den rückständigen Nationen gewisse Einrichtungen von altersher noch bestehen, die bei den fortgeschrittenen Nachbarn fehlen, wird da auf dieser Grundlage des Altüberlieferten ihre Entwicklung sich nicht in anderer Weise gestalten können?

Die Gegensätze der Anschauungen, die bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die russische Litteratur in zwei Lager spalteten: in das der Slavophilen und das der westeuropäisch Gesinnten, wirken auch heute noch auf das sociale Denken in Russland ein. Wir gehen kaum fehl, wenn wir behaupten, dass dieser Einfluss heute sogar grösser ist, als zur Zeit eines Aksakoff, Chomiakoff, Bielinsky. Zu jener Zeit war die bürgerliche Gesellschaft in Westeuropa noch nicht völlig entwickelt und der Socialismus erschien nur als ein ferner Zukunftstraum. Die Uebel des Kapitalismus waren hervorgetreten, aber noch nicht in ihrem ganzen Umfange. Und eben-

so hatte der Socialismus noch keine unmittelbare Beziehung zu den gegebenen realen Verhältnissen gewonnen. Er wirkte auf die Phantasie, aber nicht auf den nüchternen, kühl mit dem Wirklichen rechnenden Verstand. Daher war die Wirkung des westeuropäischen Kapitalismus wie Socialismus auf die russische Litteratur damals noch nicht besonders stark. Die utopistischen Zukunftspläne konnten keine grossen Hoffnungen erwecken und nicht in hohem Maasse dazu anregen, in der russischen Wirklichkeit nach den Bedingungen zu forschen, die etwa eine Socialisirung Russland mit Ueberspringung der westeuropäischen Zwischenstufen ermöglichen könnten.

Die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten aber stellt denen, die sich in Russland nicht überhaupt vor allem Nachdenken verschliessen, ganz unausweichliche Probleme. Im Westen schreitet die kapitalistische Entwicklung mit allen ihren negativen Begleiterscheinungen mächtig fort. Diese ihre negativen Seiten sind, absolut genommen, wohl minder grell als früher: das materielle und geistige Elend der Arbeiter war vor 50 Jahren grösser als heute. Aber die Bedürfnisse sind entsprechend gestiegen und steigern in früher ungeahntem Maasse die Unzufriedenheit. Und mitten in den Kämpfen des westeuropäischen Kapitalismus wird eine neue Gesellschaft geboten. An Stelle des utopistischen ist der realistische Socialismus getreten, der Millionen um seine Fahne schaart. Er dringt siegreich in die Parlamente vor; er macht sich hier und dort in den Gemeindeverwaltungen geltend; er erschüttert nicht nur die Grundlagen der bestehenden Gesellschaft durch seine socialistische Kritik, sondern er wirkt auch positiv, indem er in der Gegenwart zugleich die Bahn für die Zukunft ebnet. Der Socialismus konnte je nachdem gepriesen oder verhöhnt werden, solange er die neue Gesellschaftsform in abgelegenen kommunistischen Kolonien verwirklichen wollte und eine Losreissung seiner Jünger von aller früheren Kultur verlangte. Heute muss der Hohn verstummen. Indem der Socialismus auf Millionen seinen Einfluss übt und alle ihre Anschauungen ändert, fordert er, dass jeder auf seinem Platze ausharre und dass er dort im Dienste des neuen Ideals seine Arbeit verrichte. Der Socialismus verlangt von seinen Anhängern unablässige Propaganda, um die ganze bestehende Gesellschaft der europäisch-amerikanischen Welt von Grund aus

umzugestalten. So ruft er Furcht bei den Einen, Hingabe und Begeisterung bei den Anderen hervor. Und diese Hingabe wird bei den fortgeschrittenen Elementen der russischen Gesellschaft, wie auch sonst überall, immer allgemeiner. Bei denen, die nicht glauben, dass Russland auf besonderen Bahnen zur Verwirklichung des Socialismus gelangen kann, wirkt gerade der Socialismus dahin, dass sie vorerst eine möglichst rasche und umfassende kapitalistische Entwicklung für Russland wünschen. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass Russland thatsächlich in dieser Richtung rüstig vorwärts schreitet. Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, das Entstehen zahlreicher Grossbetriebe und die Zurückdrängung der Kleinproduktion beweisen es.

Die grossartigen Erfolge der socialistischen Propaganda im Westen wirken auch auf die Nachfolger der Slavophilen ein. Auch sie begeistern sich für die lichtvolle Zukunft, die der Socialismus verheisst. Aber sie halten an der Ueberzeugung fest, dass Russland auch ohne die kapitalistische Entwicklung und all das Elend, das dieselbe mit sich führt, das gelobte Land werde erreichen können. Sie berufen sich darauf, dass in Russland noch viele alte Institutionen existiren, die mit der vollen Entwicklung des Kapitalismus nicht vereinbar sind. Bis auf den heutigen Tag haben sich die russischen Dorfgemeinden und der russische Zarismus, aller grossindustriellen Entwicklung zum Trotz, erhalten. Hieran knüpfen sie die Hoffnung, dass diese Institutionen die volle Entwicklung des Kapitalismus in Russland hindern und den Uebergang zu einer höheren Gesellschaftsordnung beschleunigen werden.

II.

Man kommt der Entscheidung dieser Kontroverse näher, wenn man auf das allgemeine entwickelungsgeschichtliche Verhältniss der Völker einen Blick wirft. Wenn Jemand gefragt würde, ob die Völker in ihrer Geschichte vorwiegend gemeinsame Züge oder Besonderheiten aufweisen, so würde er zweifellos antworten, dass, obwohl bedeutende Unterschiede nicht zu leugnen sind, doch das Gemeinsame vorherrscht. Das sagt auch die

moderne Sociologie, die ein gewaltiges Material über die verschiedensten Völker zusammengetragen und verglichen hat. Erläutern wir das an einigen Beispielen und betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt zuerst die Verbreitung der Menschen auf dem Erdball.

Es handelt sich hier um eine grundlegende Thatsache, die sich auf allen Entwicklungsstufen wiederholt. Einem Naturdrange folgend, vermehren sich die Menschen. Das Fleckchen Erde, das eine Menschengruppe ursprünglich einnahm, wird zu enge für die wachsende Bevölkerung; dieselbe drängt nach räumlicher Ausdehnung. Bei dieser Ausdehnung, die seit Beginn der Geschichte bis auf unsere Zeiten stattgefunden hat, strömen die Menschen naturgemäss dorthin, wo sie die günstigsten Natur- und Lebensbedingungen zu finden hoffen, und wo sie andererseits auf den geringsten Widerstand stossen. Die Völkerwanderung von Osten nach Westen in den letzten Jahrhunderten des römischen Reichs erklärt sich daraus, dass die römischer Herrschaft unterworfenen Gebiete durch ihre Fruchtbarkeit, wie durch die reiche Beute, welche die zahlreichen Städte verhiessen, die ärmlichen Barbarenhorden anlockten. Die Normannen zogen von Norden nach Süden, dem lachenden Himmel Italiens, Spaniens, Südfrankreichs zu. Die ersten Spuren eines russischen Staatswesens finden wir in den unwirthlichen Gefilden um Nowgorod; aber schon unter dem zweiten Fürsten zog die aus Slaven und Skandinaviern gemischte Schaar gen Süden. Kiew wird der Centralpunkt des neuen Reiches, und die kriegerischen Fürsten drängen weiter vor bis nach der Kaiserstadt, nach Konstantinopel. Und dieser Wanderdrang, die günstigsten Gebiete für temporären oder dauernden Aufenthalt aufzusuchen, ist auch heute noch rege. „Günstigste Gebiete“ das sind Landstriche mit gesundem Klima, fruchtbarem Boden und mineralischem Reichthum. Ein grosser Theil der Kreuzfahrer zog hoffnungsvoll nach dem Orient, nur weil dessen Reichthümer lockten. Auch der Menschenstrom, der sich nach den Vereinigten Staaten ergiesst und für das 19. Jahrhundert allein auf 25 Millionen Köpfe geschätzt wird, folgte den gleichen Impulsen, die einstmals die Vandalen, Hunnen, Westgothen antrieben. Nur wenige der Auswanderer zogen nach Nordamerika, weil ihnen die Vereinigten Staaten als ein Hort politischer Freiheit er-

schienen. Die gewaltige Mehrheit wandert dorthin, weil der Boden billig, der Lohn hoch war und weil die rapide wirthschaftliche Entwicklung eine grosse Nachfrage nach Arbeiterschaft hervorrief. Aus ähnlichen materiellen Motiven wandern die Bauern in beträchtlicher Zahl aus allen Ländern des westeuropäischen Russlands nach Sibirien. Denn was drängt die Bauern aus dem Gouvernement Kiew, Kursk oder Poltawa, Ländern mit gemässigtem Klima und fruchtbarem Boden, nach den rauhen, sumpfigen Bezirken Sibiriens, die nur mit Myriaden Insekten bevölkert sind, wo der Sommer kurz ist und die Fröste die Saat bedrohen? Es ist die blinde Hoffnung der Unwissenden, in jenen unwirthlichen, menschenleeren Gebieten ein wirthschaftliches Dorado zu finden.

Und wie die Wanderungen einerseits den (wirklichen oder erhofften) Naturschätzen und günstigen Lebensbedingungen nachgehen, so verfolgen sie andererseits die Linie des geringsten Widerstandes. Zuweilen sind beide Momente miteinander verbunden. Aber oft ist der Widerstand auch in solchen Gegenden am geringsten, die nur knapp mit Naturschätzen bedacht sind. Immerhin, die Möglichkeit, den Boden zu occupiren, treibt auch in solche Gebiete. Die grosse Völkerwanderung, die die arischen und turkmenischen Stämme zu günstigeren Lebensbedingungen führte, fand in der Richtung des geringsten Widerstandes statt, insofern das alterschwache Rom ihnen keine energische Abwehr mehr entgegensetzen konnte. Andererseits folgten diese Wanderungen zugleich den Naturschätzen und aufgehäuften Reichthümern. Die von diesen Schaaren überschwemmten Gebiete — die südrussische Ebene, die Balkanhalbinsel, Italien, Spanien, Gallien, Nordafrika — waren damals die fruchtbarsten und bestkultivirten Ländereien. Aehnlich verhält es sich mit der amerikanischen Einwanderung. Die ersten Ansiedler besetzten in Nord-Amerika die Gebiete an der Küste des atlantischen Oceans, die am leichtesten erreichbar war. Nachdem die englischen Kolonien am Ende des 18. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erkämpft hatte, begann auch ihre Bevölkerung sich schnell auszubreiten. Boden in Hülle und Fülle stand ihnen offen. Nur Canada, das bereits eine relativ zahlreiche Bevölkerung (zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegen eine halbe Million Menschen) und eine gut organisirte Regierung besass, war eine Schranke. So ging da-

her die Expansion nach Süden und Westen in der Richtung des geringsten Widerstandes, denn die Indianer dort konnten sich nicht wehren. Die Amerikaner occupirten mit Leichtigkeit die fruchtbarsten Gebiete: Minnesota, Jova, Dakota, Florida, Texas, Californien. Anders vollzog sich die Expansion in Russland. Der Stamm, der ursprünglich das kleine Gebiet an den Flussläufen der Wolga und Dniepr besetzt hatte, konnte sich in dem gesammten europäischen Russland ausdehnen; aber eine Expansion nach Westen über die Karpathen hinaus war unmöglich, weil hier die Polen und die deutschen Stämme Widerstand leisteten. Daher ging die Expansion dann später über den Ural in jene gewaltige wenig bevölkerte sibirische Ebene, die leicht von wenigen Kosakenschaaren erobert werden konnte. Das Land bot dort viel geringere Kulturmöglichkeiten, als etwa die europäischen Nachbarstaaten Russlands. Aber — und dies war entscheidend für die Richtung, welche die Occupation nahm, — man traf dort auf keinen Widerstand. So wird endlich auch der Islam in den grossen fruchtbaren Gebieten, die er noch heute in drei Welttheilen besitzt, durch europäische Staaten, die in der Richtung des geringsten Widerstandes vorwärts marschiren, bedrängt: in Egypten und Persien, auf der Balkanhalbinsel, in Kleinasien und Marokko.

Eine grosse Uebereinstimmung besteht zwischen den verschiedenen Völkern, ferner, mit Bezug auf die ökonomischen Entwicklungsstufen, die sie durchlaufen. Das alte Entwicklungsschema List's, seine scharfe Eintheilung in Viehzüchter-, Ackerbauer-, Manufaktur- und Handels-Völker, ist durch neuere sociologische Forschungen umgestossen. Indessen die gemeinsamen grossen Hauptetappen der Wirthschaft lassen sich darum nicht weniger klar unterscheiden. Für die primitive Wirthschaft ist charakteristisch, dass die Menschen ihren Unterhalt mit Gütern bestreiten, die die Natur nahezu fertigliefert, deren Beschaffung also nur geringe Kenntnisse und höchstens die allerprimitivste Werkzeuge erfordert: Fische, Wild, Wurzeln und Pflanzen. Eine höhere Stufe repräsentirt dann die beginnende Viehzucht, an die eine gewisse gewerbliche Thätigkeit — Verarbeitung der Felle zur Kleidung u. s. w. — sich unmittelbar anschliesst. Eine weitere Stufe wäre dann wieder der primitive Ackerbau. Derselbe setzt bereits eine bedeutende geistige Disciplinirung voraus. Die

Ackerbauer müssen voraus sorgen, das Heranreifen der Saat dauert mehrere Monate. Hand in Hand mit dem Ackerbau macht dann auch die gewerbliche Arbeit weitere Fortschritte: man braucht Geräthe für den Ackerbau, das Korn muss gedroschen werden u. s. w. Allmählich erweitert sich auch der Austausch dessen Uranfänge ausserordentlich weit zurückreichen. Wir begnügen uns hier mit diesem kurzen Hinweise; es handelte sich für uns nur um den allgemeinen Hinweis, dass in grossen Umrissen das wirthschaftliche Leben der Völker dieselben geschichtlich aufeinanderfolgenden Stufen durchläuft.

Betrachten wir die Völker der europäisch-amerikanischen Kulturwelt, d. h. die Völker, die ein hohes Kulturniveau erreicht haben, in den letzten Jahrhunderten, so zeigt sich gleichfalls eine grosse Aehnlichkeit zwischen ihnen. Ueberall finden wir im Ackerbau den Uebergang von der Zwei- und Dreifelderwirthschaft zur Schlag- und zur Fruchtwechselwirthschaft; überall verdrängt allmählich die Grossindustrie die Kleinindustrie. Und das gilt nicht nur von den Völkern alter Kultur, sondern selbst von einem Volke, das, wie die Japaner, eben erst sich der allgemeinen Bewegung angeschlossen hat. Verfolgt man das Verhältniss der einzelnen Völker zum Weltmarkt, so sieht man, wie ein Volk nach dem andern in den Strudel des internationalen Verkehrs hineingezogen wird. Das beschleunigt dann ihre koloniale Expansion und treibt zu Abschlüssen von Handels- und Schifffahrts-Verträgen, Eisenbahn- und Bank-Konventionen. Diese Kolonial- und Handelspolitik, welche den europäischen Waaren, Arbeitskräften und Kapitalien fremde Märkte erschliesst, weist typisch sich immer wiederholende Züge auf. Den Engländern und Franzosen sind auf dieser Bahn die Amerikaner, Deutschen, Russen, Belgier, Italiener, Oesterreicher, Japaner u. a. m. gefolgt.

Auch hinsichtlich der ökonomischen Rechtsordnungen herrscht in der Entwicklung der Völker eine überraschende Uebereinstimmung. Wir erinnern, was bereits zum Gemeinplatz geworden ist, an die Dorfgemeinde, deren Existenz von neueren Forschern bei allen Völkern auf einer gewissen Entwicklungsstufe nachgewiesen ist. Auch sonst treffen wir überall auf gleiche Züge. Auf den frühesten Entwicklungsstufen, wo die Menschen in kleinen Gruppen zusammenlebten, bestand eine

gewisse Gleichheit und Freiheit der Gruppenglieder, soweit überhaupt von Freiheit die Rede sein kann zu einer Zeit, wo das Zusammentreffen jener kleiner Gruppen steten Anlass zu vernichtenden Kriegen gab. Aber diese Freiheit, wenn man sie so nennen will, verband sich mit der grössten Unfreiheit den Naturgewalten gegenüber. Sociale und technische Fortschritte führten dann zu der Differenzirung der Stämme und Völker in Herren und Knechte. Die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen wird gemildert da, wo die Sklaverei in blosse Hörigkeitsverhältnisse übergeht. Aus dem Hörigen wird dann weiter der persönlich freie Lohnarbeiter. Endlich wird die Lage dieser neuen Lohnarbeiterklasse, die zuerst dem Unternehmer völlig hilflos gegenüberstand, allmählich gehoben. Auch im politischen Leben, bei der Bildung der Herrschaftsorgane und der staatlichen Formen, in der Entwicklung der Religionen, der Kunst u. s. w., frappiren die vielen übereinstimmenden Züge.

III.

Die Aehnlichkeit schliesst die Unterschiede nicht aus. Und diese Unterschiede sind gleich wahrnehmbar, ob wir Menschen in Betracht ziehen, die auf ungefähr gleicher, oder die auf verschiedenen Stufen socialer Entwicklung stehen. Schon die körperlichen Unterschiede sind bedeutend. Es giebt Stämme unter den Negern, den Malaien, den Indern, welche auf ungefähr gleicher Kulturstufe stehen, die aber trotzdem psychisch wie auch physisch sehr verschieden sind. Herbert Spenzer gelingt es trotz aller Bemühungen nicht, aus den Angaben der Reisenden über die primitiven Völker gemeinsame und übereinstimmende Charakterzüge derselben zu extrahiren. So schildern z. B. die Reisenden die Neukaledonier, die Einwohner von Neu-Guinea und die malaischen Polynesier als gutmüthig und friedfertig; dagegen erscheint Rachsucht als der hervorstechendste Charakterzug der Eingeborenen in Brasilien. Die Fidschi Insulaner sind rachsüchtig und boshaft; die Damara sind nach den Worten zweier hervorragender Reisender „unverbesserliche Diebe und Schelme“. In der indischen Bevölkerung werden gewisse Stämme

als sanftmüthig, andere zuweilen in nächster Nachbarschaft mit jenen lebend, als hochmüthig, grausam und rachsüchtig geschildert[141]). Das Gleiche trifft bei den verschiedenen Stämmen, die den Kaukasus bewohnen zu; die einen sind weich und gutmüthig, andere grausam und gewaltthätig.

Oder man denke an den Unterschied des französischen und flämischen Volkstypus. Das hervorragendste Merkmal der Franzosen ist ihre ausserordentliche Lebendigkeit und Eindrucksfähigkeit. Damit verbindet sich eine ausgesprochene Vergnügungssucht. Sie begeistern sich leicht, aber es mangelt ihnen an Beharrlichkeit. Daher wechseln bei ihnen die Gegenstände ihrer Verehrung und die Ideen schnell. Dazu kommt ein ausserordentlicher Geselligkeitstrieb. Die Franzosen sind nicht glücklich in der Einsamkeit. Sie meinen oft, dass andere Menschen genau so wie sie fühlen müssen. Die Franzosen sind zur Tyrannei geneigt; sie möchten gern andere zwingen so zu denken und zu fühlen wie sie selbst. Sie haben die Fähigkeit zu intensiver, rascher, aber nicht lang andauernder Spannung. Ihr Muth grenzt an Unverstand, ihre Freiheitsliebe zuweilen an Disciplinlosigkeit. Auf grosse Eruptionen folgt bei ihnen Apathie, aber der Elan, mit dem sie vorgehen, sichert ihnen oft grosse Erfolge. Aehnlich ist es mit den intellektuellen Fähigkeiten des Franzosen bestellt. Er erfasst die Dinge leicht, dagegen vertieft er sich nicht gerne in das Detail. Die Beweglichkeit seines Geistes lässt ihn nicht gerne bei den Einzelheiten. Er liebt die Klarheit und neigt zur abstrahirenden Vereinfachung. Alles Dunkle, Unklare stösst ihn ab. Der französische Geist zeigt eine ungewöhnliche Anlage zur Generalisation und Abstraktion, aber er ist oft unachtsam bei der Beobachtung. Sehr charakteristisch ist es, dass gerade Frankreich zur eigentlichen Heimath des Rationalismus geworden ist[142]).

Halten wir gegen diese Charakteristik die Beschreibung der Flamländer, die Taine giebt: „Man setze sich gegen 9 Uhr abends in eine Bierstube Brüssels . . . und sehe sich diese Menschen an, die einzeln oder zu zweien dasitzen, in der Regel schweigend, rauchend, essend, mit grossen Schlucken ihr Bier hinuntergiessend, und man hat den Eindruck, dass die Wärme und die Sättigung das höchste Wohlbehagen in ihnen hervorrufen . . . . Den Südländer stösst die Gemessenheit ihrer Bewegungen, die

Schwerfälligkeit ihrer Eindrücke ab. Ein braver Schirmhändler aus Toulouse, der ein Geschäft in Amsterdam betrieb, wäre mir beinahe um den Hals gefallen, als er hörte, ich spräche französisch ... Für einen Menschen von so lebhaftem Temperament wie er, waren die Einwohner dieses Landes einfach unerträglich ... Wenn man mit ihnen spricht scheint es, als ob sie nicht gleich begreifen, oder als ob der Denk- und Sprechapparat erst Zeit brauche um in Bewegung zu gerathen. In den Kaffeehäusern, den Eisenbahnwagen ist das Flegma und die Unbeweglichkeit ihrer Gesichter erstaunlich; im Gegensatz zu uns, scheinen sie kein Bedürfniss zu haben, sich zu bewegen, zu plaudern; stundenlang sind sie im Stande wie angeschmiedet dazusitzen ausschliesslich mit ihren Gedanken, oder ihrer Pfeife beschäftigt. Auf den Bällen in Amsterdam sitzen die geputzten Damen unbeweglich da wie die Bildsäulen .... Selbst die Backfische sehen still und schläfrig aus." Aber hinter diesem wenig verlockenden Aeussern verbergen sich treffliche Eigenschaften. „Man denke sich", fährt Taine fort, „auf dem schwerfälligen Körper eines solchen Germanen ein fein gebildetes Haupt mit entwickeltem Gehirn und beobachte die Resultate. Da ein solcher Mensch weniger sensibel als der Franzose ist, wird er ausdauernder und bedachtsamer im Handeln sein. Da er ein geringeres Bedürfniss nach angenehmen Eindrücken hat, wird er ohne Widerwillen auch die langweiligste Arbeit verrichten können. Seine Gefühle sind weniger lebhaft, daher wird er das Wesen der Form vorziehen, den inneren Werth dem äusseren Schmuck. Er ist nicht sonderlich behend, dafür sind aber die Ausbrüche der Ungeduld bei ihm seltener, und er kann mit Ausdauer an einer Aufgabe arbeiten, deren Abschluss in weiter Ferne liegt. Mit einem Worte, der Verstand hat bei ihm grössere Herrschaft, weil er geringeren Ablenkungen von Aussen her unterworfen ist und starke innere Erregungen ihn gleichfalls seltener stören"[143]).

Das ist die Charakteristik zweier benachbarter Völker. Worauf sind aber nun derartige, tiefgehende Unterschiede der Nationen gegründet? — Die primären und wichtigsten Ursachen sind offenbar in der Verschiedenheit der Naturbedingungen, unter denen die Völker sich entwickeln, zu suchen. Die Einflüsse, welche Klima, Boden, Regenniederschläge, Vertheilung der

Gebirge und Ebenen, Reichthum oder Mangel an Mineralien auf die verschiedenen Völkerstämme ausüben, sind ja im Allgemeinen bekannt. Wir heben hier nur einige besonders bedeutsame Momente hervor.

Eine der wichtigsten Bedingungen, die die Entwicklung der Völkerstämme förderten oder hemmten, war die Nähe oder Entfernung ihres Wohnsitzes von den grossen Wasserstrassen. Man wird Mietschnikoff[14]) kaum zustimmen können, wenn er behauptet, die Wasserstrassen seien geradezu von ausschlaggebender Bedeutung für die Civilisation. Aber darin, dass diese Bedeutung sehr gewichtig ist, hat er zweifellos Recht. Die Geschichte der socialen Entwicklung wird unter diesem Gesichtspunkt von ihm eingetheilt in 1. die Periode der grossen Flussläufe, 2. die Periode des Mittelmeers, 3. die Periode des Oceans. In der That, die vier alten orientalischen Kulturreiche: Egypten, Assyrien, Indien und China — hatten sich um den Lauf grosser Flüsse herumgelagert, um den Nil, um Euphrat und Tigris, um den Indus und Ganges, um den Hoango und Yan-tse-Kiang. Alle anderen Staaten, die abseits von den grossen Stromläufen gegründet waren, hatten immer nur kurzen Bestand und liessen keine wahrnehmbaren Spuren in der späteren Geschichte zurück. Grosse Bedeutung hatten die Ströme auch in der Geschichte der jungen europäischen Völker. Es genügt daran zu erinnern, welche Rolle der Rhein bei der Besiedelung Deutschlands, die Donau bei der Niederlassung der germanischen und slavischen Völker, Dniepr und Wolga bei der Besiedelung Russlands spielten. Als dann im Alterthum der Mensch die Naturgewalten einigermaassen zu beherrschen gelernt hatte, als er in grösseren Schiffen sich auf das Meer hinauswagen konnte, wurden die Ufer des Mittelmeeres zu Stätten der Kultur. Tyrus, Carthago, Griechenland, Rom lösten als Kulturträger die alten Reiche des Orients ab. Die vom Meere entfernten Völkerschaften aber blieben im Dunkel. Die Geschichte weiss von ihnen nur zu berichten, dass sie von den Griechen und Römern unterworfen wurden. Im 15. Jahrhundert endlich dehnt sich der Horizont der europäischen Völker aus, die Schiffahrt wagt sich aus dem engen Mittelmeer auf den Ocean hinaus. Die am Ocean gelegenen Staaten: Spanien und Portugal, dann Frankreich und vor Allem die Niederlande und England

blühen auf und übernehmen die Führung im Verkehr. Es sind diese Unterschiede in der Lage, die sehr nachhaltig die Geschichte der Völker beeinflusst haben. Die an den grossen Wasserstrassen und am Meeresufer gelegenen Reiche gewinnen die Vormacht und werden Centren der Kultur, während die von den grossen Verkehrsadern abgetrennten Völkerschaften zurückbleiben und vielfach unterworfen werden. Japan liefert ein sprechendes Beispiel für die Bedeutung einer günstigen insularen Lage.

Frühzeitig eigneten sich die Japaner die Kultur der Chinesen an und überflügelten dieselben auf manchen Gebieten. Es genügt ein Hinweis auf den hohen Stand der japanischen Malerei, die in den letzten Jahrzehnten einen so bedeutenden Einfluss auf die europäische Kunstentwicklung ausgeübt hat. Aber die japanische Civilisation war, nachdem sie ein relativ hohes Niveau erreicht, stationär geblieben. Der Westen überflügelte sie. Das Mittelmeer war eine Art Binnensee, der die anwohnenden Völker nicht sowohl trennte, als sie vielmehr verband. Er erleichterte den Verkehr und somit die Kulturübertragung. Dagegen war ein Reich wie China von dem Abendlande durch unüberschreitbare Wüsten getrennt, im Osten Chinas und Japans breitete sich der Ocean aus, der für eine noch wenig entwickelte Schifffahrt gleichfalls eine unüberschreitbare Schranke war. Als aber in den 60er Jahren die europäische Kultur in Japan eindrang, zeigte sich bald, dass dieses Volk, der Erbe einer alten Civilisation, die Kraft zu weiterer Fortentwickelung besass. Der Aufnahme europäischer Kultur wurde in Japan kein Widerstand entgegengesetzt. Im Gegentheil, gleichsam als ob das Land die Jahrhunderte, um welche seine Entwickelung hinter Europa zurückgeblieben war, plötzlich einholen wollte, nahm es alle Kulturelemente begierig auf, um sie sich zu assimiliren. Auch China wird sich bald der europäischen Kultur öffnen und seine ebenfalls hochbegabte, altcivilisirte Bevölkerung wird dann gleichfalls rasche Fortschritte machen.

Damit haben wir ein Moment, das unzählige Folgen im Leben der einzelnen Völker nach sich ziehen kann; dieser Umstand musste zur Gestaltung verschiedener Menschentypen beitragen. Hierzu gesellen sich Unterschiede in vielen anderen Hinsichten.

Die äusseren Naturbedingungen, indem sie viele Jahrhunderte lang auf einen Volksstamm einwirken, begünstigen die Herausbildung bestimmter körperlicher und geistiger Eigenschaften. Je länger die Einwirkung andauert, desto stabiler werden diese Eigenschaften, desto schärfer hebt sich der so geformte Typus von anderen Volkstypen ab. Ist ein Volksstamm auf ein enges Gebiet angewiesen, so werden seine spezifischen Eigenschaften zum deutlichsten Ausdruck kommen, während bei Völkern, die sich über ein sehr grosses Gebiet ausdehnen, vielfach Vermischungen mit anders gearteten Völkern vorkommen werden, ebenso wie auch das Gebiet dann nicht mehr einen einheitlichen Naturcharakter bewahren kann. Es muss noch hervorgehoben werden, dass alle diese Einflüsse stets etwas Individuelles haben, insofern die Schätze, mit denen ein Volk von der Natur ausgestattet ist, verschieden sind. Sind Fauna, Flora, Mineralien ausgiebig, sind Klima, Vertheilung der Wasserläufe, Gestaltung der Oberfläche günstig, so besitzt der Volksstamm bei weitem bessere Bedingungen für seine Entwickelung, als wenn alle diese Bedingungen ungünstig sind.

Schon in der Urzeit musste die Anpassung der verschiedenen Volksstämme an die Naturbedingungen der von ihnen occupirten Gebiete vor sich gehen. Diese spezifischen Eigenschaften vererbten sich und führten zur Herausbildung relativ scharf bestimmter Völkerschaftstypen. Modifikationen der Typen — und zwar zuweilen innerhalb kurzer Perioden — sind dabei nicht ausgeschlossen. Unter den Staaten der nordamerikanischen Union hat Kentucky eine besonders gewaltthätige und leicht erregbare Bevölkerung. Niemand verlässt das Haus ohne seinen Revolver in der Tasche. Die Agitation zu den Parlamentswahlen wird mit äusserster Leidenschaft betrieben. Die Parteien kämpfen mit grosser Erbitterung und keine Wahlkampagne geht ohne Mord und Todschlag vorüber. Die Ursache dieser Erscheinung, die so schroff gegen die sonstigen politischen Sitten der Union absticht, ist darin zu suchen, dass die Bevölkerung Kentuckys jahrzehntelang im Krieg mit den Indianerstämmen lag. Jederzeit war ein Ueberfall zu gewärtigen. So gewöhnte sich die Bevölkerung an den beständigen Kriegszustand. Zwei Generationen genügten dazu, diese Lebensgewohnheiten so festwurzeln zu lassen, dass sie und der ihnen entsprechende gewalt-

thätige Sinn sich nun weiter auf die Söhne und Enkel vererbten. Wenn aber schon Decennien oder doch wenige Jahrhunderte solche Aenderungen hervorbringen können, um wie viel tiefer muss der Einfluss sein, den Jahrtausende hindurch gleichmässig wirkende Naturbedingungen auf die in ihren alten Gebieten verbleibenden Völkerschaften ausüben. Je schärfer die Sonderart eines Gebiets ausgeprägt ist, desto schärfer pflegen auch die damit zusammenhängenden spezifischen Eigenschaften der Bevölkerung zu Tage zu treten. „Der Mann aus dem Gebirge kann kaum einen Schritt machen, ohne zu steigen. Ohne dass er es will oder weiss, wird sein Körper sich stählen. Aber auch seinem Wollen werden vielfach ganz spezifische Aufgaben gestellt. Der Hirt, Jäger, Holzfäller im Gebirge muss Muth und Ausdauer besitzen. Dazu kommt die befreiende Wirkung der menschenleeren, unbebauten Höhen, der Gletscherfelsen, Matten und Hochwälder, zuweilen auch des Meeres. Die Seele entwickelt sich im Verkehr mit der Natur freier und selbstständiger als in dem abschleifenden Leben dicht bevölkerter Ebenen. Der Mensch hängt mit allen Fasern an dieser eigenartigen Umgebung und gewöhnt sich nicht leicht in neue Verhältnisse hinein."[145]) Die Bewohner der Ebene weisen einen durchaus von den Gebirgsbewohnern verschiedenen Typus auf.

Wenn das Gebiet von Völkern die Fortentwickelung derselben begünstigt, und zugleich eine gewisse Abgeschlossenheit hat, von der See oder von Gebirgen begrenzt ist, so wird dadurch die Herausbildung eines besonderen Volkscharakters entschieden gefördert. Es ist für einen Volksstamm verhängnissvoll, wenn er sich in einer früheren Entwickelungsperiode über unbegrenzte Strecken, ohne Widerstand zu finden, ausdehnen kann. Die Folge pflegt zu sein, dass die Bewohner nicht dazu gelangen, die günstigen Naturbedingungen voll auszunützen und dass ihr kultureller Fortschritt daher gering bleibt. Russland und die Stadt-Staaten des klassischen Alterthums bilden in dieser Hinsicht den schärfsten Kontrast. Unseren Vorfahren stand eine unermessliche Ebene offen, auf der sie, ohne Widerstand zu finden, sich in kleinen Gruppen ansiedeln konnten. In den ersten Jahrhunderten der Geschichte Russlands vollzog sich bereits diese Occupation. Am Ende des 11. Jahrhunderts umfasste das damalige Russland bereits mehr als ein Viertel des jetzigen europäischen Russlands, d. h.

25 000 Quadratmeilen; es war $2^1/_2$ Mal so gross wie Frankreich, obschon dieses bereits zur Zeit des Julius Cäsar mehr Bewohner aufwies, als Russland im 11. Jahrhundert. So konnte sich das politische und sociale Leben in Russland nicht konzentriren. Es fehlte bei dieser dünnen Bevölkerung eine der Vorbedingungen für grosse innere sociale Kämpfe. Wem die Lebensbedingungen in dem Gebiet von Nowgorod nicht zusagten, der konnte leicht nach dem Gebiete von Pskow, Wiatka, Bieloosero hinüberwandern; wem das Leben am Dnièpr nicht zusagte, der zog einfach gen Osten, der Wolga zu. Das leere Land, die Möglichkeit, immer weiter zu ziehen, ohne auf Hindernisse zu stossen, ersparte die Nothwendigkeit des Kampfes und der Naturreichthum sorgte dafür, dass keine besondere Anstrengung der Kräfte nöthig war. Es bedurfte keiner Seeschifffahrt, keines Ringens mit dem Meere, auch an Gebirgen fehlte es. Die harte Arbeit, die der Bergbewohner, um die Abhänge zu bebauen, aufwenden muss, wurde hier nicht erfordert. Die Wälder und Ströme der russischen Ebene lieferten Ueberfluss an Jagdwild, Vögeln und Fischen. Der Ackerbauer fand überall ergiebigen Boden, sowohl die fruchtbare Schwarzerde in der Steppe, als auch fruchtbaren Waldboden, dessen Nutzung allerdings nicht ohne eine ziemlich beschwerliche Rodungsarbeit möglich war. So hatten unsere Vorfahren ein Leben ohne grosse Anstrengungen, ihre Energie wurde wenig entwickelt und in eintöniger Reihe folgten die Generationen einander. Wie kontrastirt damit die Geschichte Roms und Griechenlands! Die engbegrenzte Heimath der Griechen und Römer bot dem socialen Leben ausserordentlich günstige Entwickelungsbedingungen. Das Klima war mild, der Boden fruchtbar, vor Allem aber lag das Land am Meere, und es gab keine endlosen, unbesetzten Ebenen, über die die zunehmende Bevölkerung sich hätte zerstreuen können. Auf einem kleinen Gebiet musste die Bevölkerung sich anhäufen und alle Expansionsmöglichkeiten erst durch Kriege erkämpfen. Die natürlichen Grenzen, die die Natur diesen Völkern gesetzt hatte, wurden erst überschritten, als ihre Kultur sich hoch entwickelt und der Volkscharakter bereits eine scharfe Ausprägung erhalten hatte. Der Unterschied zwischen der geschichtlichen Entwickelung Russlands und derjenigen Griechenlands ist frappirend. Die griechische Geschichte von der Zeit Hesiods

bis zum 4. Jahrhundert vor Chr. umfasst kaum 5 Jahrhunderte. In diesem kurzen Zeitraum entwickelt die griechische Kultur in Wissenschaft und Kunst die wunderbarsten Blüthen von unvergänglichem Werth. Der schöpferische Reichthum der Griechen ist von keinem anderen Volke erreicht. Russland dagegen hat in den ersten acht Jahrhunderten seiner Geschichte vom Beginn des 9. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fast nichts Bedeutendes hervorgebracht. Aus der Verschiedenheit der natürlichen Beanlagung beider Völker lässt sich der Abstand zwischen ihren historischen Leistungen doch nur zum Theil erklären. Das Wesentliche ist der Unterschied in den äusseren Lebensbedingungen: dort im Süden, in Hellas begünstigten alle äusseren Verhältnisse eine schnelle Entwickelung, die Konzentration, Anspannung und Bethätigung aller Kräfte, während die russischen Ebenen gerade den entgegengesetzten Einfluss auf ihre Bevölkerung ausüben mussten.

Die Möglichkeit, sich über ein unbegrenztes Gebiet auszubreiten, ist indess für ein Volk nur so lange ungünstig, als seine Kultur auf einem niedrigen Niveau verbleibt. Wie ein wissenschaftlich noch nicht disziplinirter Geist, dem in einer grossen Bibliothek eine unbegrenzte Masse geistiger Nahrung zur Verfügung steht, sich allzuleicht unfruchtbar zersplittert, so auch ein jugendliches, unentwickeltes Volk, dem zu seinem materiellen Unterhalt unbegrenzte Gebiete offen stehen. Aber so wenig dem disziplinirten Geiste des gereiften Mannes die Masse des Lesestoffs gefährlich ist, so wenig wird einem kulturell bereits entwickelten Volk die Grösse der ihm zur Verfügung stehenden Gebiete gefährlich werden. Das zeigt die Nordamerikanische Union: Die ersten Ansiedler in Nordamerika waren Auswanderer aus England, dem Vaterland eines Bacon, Shakespeare, Milton, Wycliff, das im 17. Jahrhundert in revolutionären Kämpfen die Grundlage einer freiheitlich konstitutionellen Verfassung erobert und wirthschaftlich sich zur ersten Seemacht entwickelt hatte. Die Auswanderer, die aus einem solchen Lande stammten, brachten in die neue Welt ihre scharf ausgeprägte nationale Individualität und ihre kulturellen Traditionen mit; ebenso wie in der antiken Welt die griechischen Kolonisatoren ihre Kultur überall in die Fremde mitgeführt hatten.

Schliesslich ist daran zu erinnern, dass neben der äusseren Natur auch die Grenznachbarschaft für die Entwickelungsweise der Völker sehr bedeutsam ist. Da wo ein schwacher Volksstamm durch Ueberfälle benachbarter Völker bedroht ist, wird er in seiner Entwickelung zurückgehalten. Je grössere Sicherheit gegen auswärtige Feinde die geographische Lage des Landes einem Volke sichert, desto weniger materielle und geistige Kraft braucht dasselbe, um seine politische Unabhängigkeit zu behaupten. Die Bevölkerung einer Insel oder eines Gebirgslandes ist von vorneherein besser gegen feindliche Ueberfälle geschützt, als ein Land, das sich als weite Ebene ohne See- und Berggrenzen ausdehnt. Es kommt ferner auf den besonderen Charakter der benachbarten Völker an. Hat ein bereits zu fester politischer Organisation fortgeschrittenes Volk nur kleine und zersplitterte Stämme an seinen Grenzen, so ist die Gefahr gering, ganz anders, als wenn es zu seinen Nachbarn starke, kriegerische Stämme hat, die sich bei ihren Kriegszügen leicht zu grossen Massen vereinigen. So sind vor Allem die Nomadenvölker jederzeit zu Krieg- und Raubzügen bereit. Noch heute erinnert die Lebensweise und Organisation der arabischen Stämme, die sich unablässig befehden, an das, was von den nomadischen Erobererstämmen im fernen Alterthum berichtet wird. Auch in Friedenszeiten sind sie jederzeit zum Kampf gerüstet: an der Spitze der Beduinen-Karawanen zieht ein kleiner Trupp bewaffneter Reiter. In einiger Entfernung folgt die Hauptmasse mit Weibern, Kindern, Wagen. Das Aufschlagen der Zelte, die Vertheilung von Menschen und Vieh auf dem Lagerplatze, alles vollzieht sich nach fest geordneten Regeln. Auch der im Stammesgebiet zurückbleibende Theil des Volkes ist kriegerisch organisirt. Noch heute werden weite Gebiete Asiens und Afrikas von Nomadenstämmen durchstreift, die immer zu räuberischen Ueberfällen geneigt sind: die Kurden ziehen an die Nordgrenzen der asiatischen Türkei, die turkomanischen Stämme in Persien plündernd, umher. Selbst in Südamerika ist dieses Moment nicht ohne Bedeutung: die Wanderungen verschiedener Stämme haben Einfluss auf die Parteikämpfe in den südamerikanischen Republiken. Auch heute noch bedeutet die Nachbarschaft von Nomadenstämmen eine ständige Gefahr. Wie erst in früheren Zeiten! So lange die

Russen sich nur gegen die Petschenegen, Polowtzen und andere kleinen Stämme an den Grenzen zu vertheidigen hatten, war die Gefahr nicht gross. Aber die Steppen Mittelasiens begünstigten den Zusammenschluss der Nomaden zu gewaltigen Horden. Der Einbruch der Mongolen z. B. war für Russland äusserst verhängnissvoll und legte den Fortschritt für lange Zeit lahm. Vergleicht man England mit den Ländern des europäischen Kontinents, so sind die Vortheile, die es aus seiner insularen Lage zieht, augenfällig. Selten ist es von feindlichen Einfällen heimgesucht worden, zum letzten Mal durch Wilhelm den Eroberer. Seit jener Zeit haben die Briten zahlreiche Kriege in allen Erdtheilen geführt, aber fremde Heere haben den englischen Boden nie mehr betreten. Das Volk, wenn auch schwer an den Lasten für die auswärtigen Kriege tragend, konnte ungestört seiner friedlichen Arbeit nachgehen, während alle Länder des europäischen Kontinents bis in die letzte Zeit hinein unter Invasionen zu leiden hatten. Die insulare Lage begünstigt überhaupt die Stetigkeit der kulturellen Entwickelung. So blieb Irland z. B. in dem Strudel der Völkerwanderung von fremden Eroberern verschont und rettete die in dem Land vorhandenen Elemente griechisch-römischer Kultur. Ratzel erzählt von der kleinen Insel Rapanui in Ozeanien, die eine dichte agrikulturell wie gewerblich vorgeschrittene Bevölkerung hat. Die Einwohner waren den anderen Insulanern bei Weitem überlegen, sie besassen eine eigene Hieroglyphenschrift und aus Kupfer verfertigten sie Kolossalbilder ihrer Götzen. „Die Japanesen weichen körperlich und geistig weiter von allen anderen Mongolen ab, als die hochkultivirten Chinesen von den rohen Buräten. Und doch sind Chinesen von den Japanesen sechs Mal weniger entfernt, als Chinesen von den Buräten. Ja, lässt sich nicht sogar sagen, dass die heutigen Briten trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit kontinentalen Völkern von diesen in Sitten und Gebräuchen weiter abweichen, als die letzteren untereinander? Und das trotz des alten, unaufhörlichen Massenverkehrs zwischen dieser Insel und dem Festland.“[146])

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind besonders günstig gestellt. Kriege mit mächtigen äusseren Feinden, die die Unabhängigkeit des Staatswesens bedrohen könnten, sind hier völlig ausgeschlossen. Hätten die ersten Ansiedler in

Amerika nicht zerstreut lebende Indianerstämme angetroffen, die nur hier und da in kleinen Gruppen zum Angriff übergingen, sondern Nomadenvölker, die wie die Mongolen oder Türken sich zu grossen Kriegshorden zusammenschliesen, so hätte die ganze Geschichte Amerikas wohl einen anderen Verlauf genommen. Freilich schliesslich wäre man wohl auch dieser Nomaden Herr geworden, aber schwerlich wäre dann die Entwickelung der Union so rasch vor sich gegangen.

Wir haben hier kurz auf die Ursachen hingewiesen, aus denen sich theilweise die Unterschiede der Völker erklären. Unbeschadet der grossen Uebereinstimmung, welche im Allgemeinen die Entwickelungsetappen der Völker aufweisen, trägt jedes derselben doch auch ein eigenes, durch die Besonderheiten seiner natürlichen Umgebung und seiner Lage bedingtes individuelles Gepräge.

Suchen wir diese Besonderheiten noch an einigen anderen Beispielen zu erläutern.

IV.

Gemeinbesitz an Grund und Boden lässt sich überall in der Vergangenheit nachweisen. Wo irgend die Geschichte eines Volkes näher durchforscht wurde, stiess man auf diese Institution. Das gilt für die indogermanischen, wie für die malaiischen und indischen Völker. Es hat sich gezeigt, dass der Gemeinbesitz an Boden bei den Slaven, Germanen, Hindu, Javanern, Arabern, viele gemeinsame Züge aufwies. Aber wie verschieden war dann die weitere Entwickelung der Besitzform! Hier sei nur an einige der bekannten Thatsachen erinnert.

Bei den Rothhäuten Amerikas, die in einigen Gegenden in Mexiko und Peru bereits sesshaft geworden waren und bedeutende Staatswesen begründet hatten, bestand zur Zeit der spanischen Eroberung ein Gemeinbesitz der Stämme an Boden. Jede der zum Stamm gehörigen Familien erhielt einen Bodenantheil zur Nutzniessung angewiesen. Weder Kauf noch Schenkung, noch testamentarische Vererbung von Grund und Boden war bekannt. Starb eine Familie aus, so fiel ihr Bodenantheil an den Stamm zurück, der das Grundstück dann anderen

jeweils bedürftigen Familien zuwies. So waren die Besitzverhältnisse, als die Spanier Mexiko und Peru unterjochten. Die Habsucht der spanischen Eroberer ist bekannt. Es gab keine Grausamkeit, die sie nicht begangen hätten, um von den Eingeborenen Schätze zu erpressen. Sie zwangen dieselben zu maassloser Arbeit und eigneten sich den gesammten Boden an. Die spanische Regierung suchte, als unter dem Druck dieser Ausbeutung die Bevölkerung rapide abnahm, die Eingeborenen in Etwas zu schützen. Die Gemeinwesen der Eingeborenen sollten den Boden, den sie bebauten, fürderhin als Eigenthum behalten. Das galt nur für die zur Zeit wirklich bebauten Grundstücke. Aller übrige Boden wurde für herrenlos erklärt und fiel der Regierung zu, die die Ländereien an Kolonisten vertheilte. Als herrenlos wurden so viele Aecker fortgegeben, die früher bebaut waren und nur zur Zeit der Katasteraufnahme brach lagen. Die Klagen der Stammeshäupter, dass kein Boden, der an neuen Familien aufgetheilt werden könnte, den Stämmen verbliebe, wurde nicht beachtet. Vielfach wurde den Eingeborenen sogar auch bebauter Boden entzogen, was damit entschuldigt wurde, dass die Eingeborenen viel Land nur zum Scheine bestellt hätten, um dann ein Besitzrecht darauf zu erlangen. So schmolz der alte Gemeinbesitz zusammen. Aber auch da, wo er noch bestehen blieb, änderte sich sein Charakter, da die Regierung an Stelle der Stammesältesten Hauptleute (Encomenderes) einsetzte, welche die ihnen missliebigen Stammesgenossen bedrückten, ihren Günstlingen dagegen die Umwandlung des nur zur Nutzung übergebenen Bodens in Bodeneigenthum gestatteten.

Aehnlich war die Entwickelung in Indien. Die Engländer machten in ganz Bengalen die Semindare, die Steuereinnehmer der früheren Regierungen, zu Eigenthümern des Bodens. Das war im Jahre 1793. Im Jahre 1859 erliess die englische Regierung eine Reihe von Verordnungen, die das Verhältniss der Semindare zu den zahlreichen alteinbesessenen Bauern als Pächtern regeln sollten. Das führte zur Zersetzung des Gemeinbesitzes. Früher hatte unter den Bauern eines Dorfes Solidarität geherrscht, die ganze Dorfgemeinde haftete solidarisch für die Zahlung der Grundsteuer und ebenso wurden auch gewisse landwirthschaftliche Arbeiten gemeinsam ausgeführt. Die eng-

lische Regierung aber hielt sich nach Erlass der neuen Gesetze nicht mehr an die Dorfgemeinden, sondern an die einzelnen Bauern. Damit war eine der Grundlagen der Dorfgemeinschaft vernichtet: die solidarische Haftbarkeit der Gemeindemitglieder. Gleichzeitig beanspruchte die Regierung für sich das Recht, die Bauern bei Steuerrückständen zu expropriiren und den Boden auch an Nichtmitglieder der Gemeinde zu vergeben. Die Klagen der Dorfgemeinden, dass der Boden, der bisher unveräusserliches Eigenthum der Gemeinde gewesen sei, nun zwangsweise in Individualpacht verwandelt werde, fanden keine Berücksichtigung. Ein ähnliches System wurde allmählich auch in den nordwestlichen Provinzen Indiens eingeführt. Diese Politik hatte zur Folge, dass die Institution der Dorfgemeinden in vielen Gegenden gänzlich verfiel oder dass, während die Aecker zu individuellem Eigenthum wurden, nur Weiden und Wälder in Gemeinbesitz verblieben. Die bäuerlichen Gemeindegenossen, die am Gemeinbesitz partizipiren, sind durch kleine und grosse private Bodenbesitzer ersetzt.

Dasselbe Geschick hatte die arabische Dorfgemeinde in Algier. Auch hier war der Boden untheilbares Eigenthum der Stammesgenossen gewesen. Die französische Regierung interpretirte aber die Satzungen des islamitischen Rechtes über Immobilien derart, dass sie, die Regierung, Eigenthümerin sei, die Stämme aber nur als zeitweilige Nutzniesser des Bodens zu gelten hätten. Die Regierung entzog so den Stämmen grosse Gebiete und überwies sie den Kolonisten. Der Kauf und Verkauf von Grund und Boden begann; und die Landesspekulanten liessen die Stammesgenossenschaften, die eigentlichen Bodeneigenthümer, gänzlich ausser Betracht und verhandelten nur mit den einzelnen Familien, in deren Namen dann die Kaufverträge geschlossen wurden. Die französische Regierung erklärte alle diese widerrechtlichen Verträge als zu Recht bestehend. So erhielt rechtliche Sanktion, was in Wahrheit offenbarer Bruch des bestehenden Gewohnheitsrechtes war. Im Jahre 1863 wurde durch ein französisches Gesetz der Uebergang des Gemeinbesitzes in Privateigenthum rechtlich geregelt: es sollten die Grenzen zwischen dem Grundbesitz der einzelnen Stämme festgestellt und dann die Ländereien jedes Stammes an die einzelnen Familien vertheilt werden. Wo es zweckmässig erschien, sollte

der den Familien zugefallene Landtheil unter die männlichen Familienglieder noch besonders vertheilt werden. In Gemeinbesitz sollte nur das Oedland verbleiben. Die zur Durchführung des Gesetzes eingesetzten Kommissionen gingen eifrig ans Werk: 1863 bis 1873 wurde der Bodenbesitz von 400 Stämmen (im Ganzen existirten 700) unter die Familien, aus denen die Stämme sich zusammensetzten, aufgetheilt. Seit 1873 sind diese Grundstücke dann auch frei veräusserlich.[147])

Wenden wir uns nun Europa zu — in England bestand der Gemeinbesitz bis ans Ende des Mittelalters. Im 13. Jahrhundert hatten die Gutsherren ein genau normirtes Recht, zu ihrer Nutzniessung so viel von der Gemeindeweide in Anspruch zu nehmen, als ohne Beeinträchtigung der Gemeindemitglieder abgegeben werden konnte. Die Gutsherren machten nach und nach dieses Recht geltend und okkupirten alles brachliegende Land. Dasselbe wurde dann in Acker umgewandelt, oder als Weide, oder auch als Park benutzt. Dadurch allein schon wurde der Umfang des Gemeindelandes bedeutend verringert. Allmählich hegte der Gutsherr auch sein Ackerland, das mit den Feldern der Bauern im Gemenge lag, ein, wodurch die Weide für das bäuerliche Vieh noch weiter eingeschränkt wurde. Wo die Aecker der Gutsherren dicht neben dem Ackerlande der freien bäuerlichen Besitzer lag, war die Einhegung gleichfalls leicht durchzuführen: diese kleinen Besitzer waren an dem Fortschreiten der Landwirthschaft interessirt und stellten der Einhegung nichts entgegen. Seit dem 15. Jahrhundert wird die Schafzucht in Folge der Entwickelung der Wollindustrie besonders lohnend. Die Verwandlung des Ackerlandes in Schafweide bedingte es, dass die Bauern an die Stelle von 30—40 Ackerstreifen, die über eine ganze Gemarkung zerstreut waren, 4—5 grössere Bodenstücke zugewiesen erhielten, über die sie frei verfügen konnten. Bei dieser Einhegung verloren besonders die Kleinbauern — Cotters — durch die Verwandlung der gutsherrlichen Acker in Schafstrift, da die Arbeitsgelegenheit für sie sich sehr verringerte und da sie ausserdem des Rechtes, ihr Vieh auf die Gemeindeweide zu treiben, verlustig gingen. Die grosse Masse der freien Besitzer verlor ihr Land; die Grundherren expropriirten sie, was sie umso leichter konnten, weil die Bauern über keine schriftlichen Besitztitel, die ihr Eigen-

thumsrecht an dem Lande bezeugen konnten, verfügten. Man betrachtete diese Expropriation damals nicht als Rechtsbruch, weil man annahm, das Land der Bauern habe früher auch immer schon den Gutsherren gehört, und diese hätten es den Bauern nur zur Nutzung überlassen. Nicht vom juristischen, sondern vom politischen Standpunkt griff man diese Expropriation an, welche das Land entvölkere. Im 15. und 16. Jahrhundert nahmen die eingehegten Ländereien bereits einen sehr grossen Theil des gesammten englischen Bodens ein, der Gemeinbesitz hatte sich ausserordentlich verringert.[148])

Erinnern wir an einige Erscheinungen aus dem Verfall der Feldgemeinschaft im Kanton Waadt. Im 16. Jahrhundert waren hier die Aecker, Wiesen, Obst- und Weingärten bereits im Privatbesitz. In gemeinsamer Nutzniessung der Gemeinden befanden sich die Triften, Wälder und das Oedland. — Im Jahre 1591 gestatten die Regierungen der Kantone Bern und Freiburg, im Einvernehmen mit den ländlichen Gemeinden, dass die Allmenden, die veraltet und nutzlos schienen, aufgetheilt würden. Die Bauern klagten über Allmenden, als schwere Last: die Zahl, meinten sie, der Bürger, der Emigranten und der Armen sei im ununterbrochenen Steigen, die Gemeindeausgaben für Armen im raschen Wachsen begriffen. Es folgten im 17. und 18. Jahrhundert weitere Gesetze, die die Gemeinden berechtigten, den einzelnen Mitgliedern Theile der Allmenden zu lebenslänglicher oder erblicher Nutzniessung anzuweisen. Von diesen Gesetzen wurde in der That seitens der Gemeinden vielfach Gebrauch gemacht.[149]) Andere Schweizer Kantone behielten dagegen die Allmenden bei; besonders ausgedehnt ist der Besitz der Gemeinden an Wald und Weide noch heute in den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden. Weit verbreitet ist auch der Gemeindebesitz in Belgien und in den Ardennen,[150]) vor Allem aber in Russland. Hier leben unter dieser Institution über 60 Millionen Menschen.

Die Geschichte des Gemeinbesitzes in den Ländern mit hoher Kultur ist ausserordentlich lehrreich. Wir sprachen zuerst davon, wie der Gemeindebesitz in den aussereuropäischen Ländern, unter dem Einfluss der europäischen Eroberung sich auflöste. Es ist zuzugeben, dass die Taktik der Engländer in Indien und der Franzosen in Algier minder grausam war, als die, welche die Spanier ein paar Jahrhunderte früher in Amerika

verfolgt hatten. Aber diese Taktik zeigt trotzdem in ihrem Wesen gemeinsame Grundzüge: 1. Die Europäer, die das Land der Hindu, der Araber und der Rothhäute okkupirten, traten als Ausbeuter auf. Reich zu werden durch Ausbeutung, das war das Ziel aller Europäer, der vornehmen, wie der armen, der Staatsbeamten, wie der Abenteurer, die nach den Kolonien zogen. 2) Die Habsucht konnte umso freier schalten, da die Eingeborenen, rückständig in ihrer ganzen Kultur, so gut wie wehrlos waren. Und die Gier nach dem Zusammenraffen von Schätzen wurde dadurch noch gesteigert, dass die Europäer grösstentheils nur einige Jahre in den Kolonien zubringen, diese kurze Zeit aber umsomehr ausnützen wollten. 3. Die Eroberer, denen der bei den Eingeborenen übliche Modus der Bodennutzung fremd war, suchten denselben nach ihren heimathlichen Eigenthumsbegriffen umzugestalten. Die Politik Frankreichs, in dem der bäuerliche Besitz vorherrscht, war, in Algier entsprechende Besitzformen zu schaffen; und so übertrugen auch die Engländer die bei ihnen ausgebildeten agrarischen Besitzformen nach Indien, der Semindar wurde zum Grundbesitzer, der Ackerbauer der altindischen Dorfgemeinde zum kleinbäuerlichen Farmer gemacht.[151]) Der Gemeinbesitz verfiel in den Kolonien, weil eine fremde Gewalt eingriff. Ohne die europäische Invasion hätte er sich sicher länger gehalten.

Und auch in England hat bei der Auflösung des Gemeinbesitzes die Gewalt eine grosse Rolle gespielt, freilich nicht unmittelbar die Gewalt fremder Eroberer, sondern, wie bereits erwähnt, die der englischen Gutsherren selbst, die massenhaft die alteingesessenen Bauern rechtswidrig expropriirten. Aber die Macht dieser Gutsherren weist auf die ehemalige Eroberung des Landes zurück. Die Schaaren Wilhelm des Eroberers hatten nach Unterwerfung der Insel das Land unter sich vertheilt. Die eingeborene Bevölkerung behielt nur so viel Grund und Boden zurück, als den neuen Gebietern vortheilhaft dünkte. So lange die Bevölkerung spärlich war und viel Land zur Verfügung stand, bedrängten die Landlords die Bauernschaft nicht, und liessen auch die altgewohnte Feldgemeinschaft ruhig weiter bestehen. Aber die Ansicht, dass die Lords die Sieger, die Gebieter und daher auch die Eigenthümer alles Bodens sind, dass die gewaltige Mehrheit der ländlichen Bevölkerung nur

sozusagen von der Gnade jener ihr Leben friste, ohne verbriefte Rechte, war fest eingewurzelt und erbte sich von Generation zu Generation fort.[152]) Als dann die Bevölkerung zunahm und die Entwickelung der Geldwirthschaft dazu anreizte, die Gemeindeländereien einzuhegen, war es diese alte Auffassung von den Privilegien der Erobererschaaren und der Rechtlosigkeit des Landvolkes, welche der Expropriation sehr bedeutenden Vorschub leistete. So wirkten also auch bei der Zersetzung der englischen Feldgemeinschaft jene durch die Eroberung geschaffenen Verhältnisse nach. Die Gutsherren waren die Nachkommen der Eroberer, die bäuerlichen Dorfgenossen die der Unterjochten. Wenn man bei den Schriftstellern des 16. Jahrhunderts nachliest, wie unbarmherzig die Lords die Bauern von dem Acker vertrieben und wenn man bedenkt, dass diese Expropriation bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein fortdauerte, so wird man zugeben, dass die Nachkommen Wilhelms des Eroberers die englischen Bauern nicht viel anders behandelten, als die europäischen Eroberer mit den Eingeborenen in den Kolonien verfuhren.

Einen anderen Typus weist die Auflösung der Feldgemeinschaft im Kanton Waadt auf. Hier wirkte kein Druck von aussen. Die Allmenden brachten der Bevölkerung nur geringen Vortheil und deshalb setzten die Gemeindegenossen selbst Gesetze, die die Auftheilung des Gemeindelandes gestatteten. In den Thälern des Kantons Waadt hatte die Landwirthschaft schon frühzeitig eine hohe Entwickelung erreicht, die Bevölkerung war ziemlich dicht und viele Gemeindemitglieder waren daran interessirt, dass ausser den Aeckern auch die Weiden und Wälder als privates Eigenthum vertheilt wurden. Sie hofften, ihre Besitzungen dadurch ertragreicher zu machen.

Einen dritten Typus sehen wir in den Ländern oder Landestheilen, wo der Gemeinbesitz noch heute fortbesteht. Die Umstände, die hier zur Beibehaltung der Institution führten, sind leicht verständlich. Es wirkte kein Druck von aussen, aber auch im Innern fehlte es an Zersetzungstendenzen. In den Schweizer Kantonen und den belgischen Ardennen verhinderte der bergige Boden die Entwickelung einer intensiven Landwirthschaft. Viehzucht, auf Weidegang begründet, war das ausschlaggebende Moment in der Wirthschaft. Ein relativ

grosser Theil des Bodens, der nicht landwirthschaftlich nutzbar gemacht werden konnte, blieb Waldterrain. Die Bevölkerung war spärlich. Das sind die Umstände, die die Erhaltung der Allmenden hier begünstigten. — Anders liegen die Dinge in Russland. Hier ist im Gebiete der Dorfgemeinschaften nahezu überall — mit Ausnahme des äussersten Ostens — eine intensive Landwirthschaft möglich. Dass man zu ihr nicht fortschritt, ist zum Theil durch den Ueberfluss an gutem Boden bedingt. Das Herrenland war vom Bauernland zur Zeit der Leibeigenschaft nicht streng abgegrenzt; Ueberfluss an Boden und Harmonie der primitivsten Agrarsysteme mit der Anspruchslosigkeit der Bevölkerung waren hervorstechende Züge des damaligen Russland. Erst mit der Bauernemanzipation und der Absonderung des Bauern- von dem Herren-Lande ändert sich das, und es beginnt nun eine allerdings sehr langsame Auflösung des bäuerlichen Gemeinbesitzes. Besonders in den fruchtbaren Gegenden wird der Boden nach und nach knapp. Die Bauern müssen zu intensiveren Wirthschaftsmethoden übergehen, was dann eine Differenzirung und grössere Verselbstständigung der einzelnen Bauernwirthschaften zur Folge hat. So zeigt sich im Rayon der Schwarzerde eine Tendenz zur Zersetzung des Gemeinbesitzes. Aber auch ausserhalb dieses Rayons herrscht vielfach Landmangel. Indess wird der Uebergang zur intensiveren Landwirthschaft hier dadurch verzögert, dass sich die bäuerliche Bevölkerung in wachsendem Maasse der Hausindustrie zuwendet. Das ist der Grund, warum hier der Gemeinbesitz nicht so sehr als Fessel empfunden wird. Auch die Massenauswanderung nach Asien hat die Bevölkerungszunahme in den ländlichen Distrikten und damit die Tendenz zur Auflösung des Gemeinbesitzes verzögert. Endlich erscheint diese Auflösung auch darum weniger dringlich, weil die Dorfgemeinden, wenngleich nur langsam, doch gewisse landwirthschaftliche Fortschritte gemacht haben. So wurde 1870 zum ersten Male von einer Gemeinde der planmässige Anbau von Gras eingeführt, der ungemein günstig auf die Landwirthschaft einwirkt, besonders in einer Gegend, die, wie das Gouvernement Nowgorod, schwierige Wirthschaftsverhältnisse aufweist.[153]) Seither ist dieser Fortschritt auch in anderen Gegenden gemacht. Das sind in Kürze die Umstände, die in Russland die Zersetzung

des Gemeinbesitzes verzögern. Es fehlt nicht an Ursachen, die auf eine Auflösung hinwirken, aber man darf darüber nicht die gegenwirkenden, eine Erhaltung der alten Institution begünstigenden Bedingungen ausser Acht lassen.

Dass die landwirthschaftliche Entwickelung bei den verschiedensten Völkern übereinstimmende Züge aufweist, ist nicht zu leugnen: bisher hat fast überall das Prinzip des Gemeinbesitzes dem des Privatbesitzes an Grund und Boden weichen müssen. Aber dieser sich regelmässig wiederholende, geschichtliche Prozess geht natürlich bei jedem einzelnen Volke in besonderer Weise, unter besonderen Umständen und Bedingungen vor sich.

So sind z. B. die Umstände, unter welchen die Zersetzung des Gemeinbesitzes begann, bei den obengenannten Völkerschaften sehr verschiedenartig. Einzelne von den Indianerstämmen besassen zur Zeit der spanischen Invasion bereits eine relativ hohe Kultur — besonders die Mexikaner, der Stamm der Maja auf Jukatan und die Peruaner. Diese kannten zwar den Pflug nicht, aber sie benutzten Guano zur Düngung der Felder und bewässerten dieselben durch Kanäle.[154]) Relativ hoch standen auch die Hindu und Araber, als durch die gewaltsamen Eingriffe der Europäer die alt-überlieferten Besitzformen des Bodens bei ihnen zerstört wurden. Bei allen diesen Völkern fand die Auflösung des Gemeindebesitzes noch in der Periode der Naturalwirthschaft statt. Die indischen Gemeinden waren in sich abgeschlossene Einheiten. Die Gemeindeglieder trieben Ackerbau und etwas Gewerbe. Ein Güteraustausch nach aussen hin war so gut wie nicht vorhanden.[155]) Im Reiche der Inkas fehlte jeder Ansatz zur Geldwirthschaft, die gesammte Bevölkerung war unter der Oberherrschaft einer herrschenden Kaste naturalwirthschaftlich organisirt, ihr Leben bis in die kleinsten Details hinein, von oben her geregelt. Bei der Auflösung der englischen Feldgemeinschaft in der zweiten Hälfte des 15. und im 16. Jahrhundert, als die Grundbesitzer massenhaft bäuerlichen und früheren Gemeindeboden an sich rissen, war jedenfalls die Geldwirthschaft relativ noch wenig entwickelt. Grosse Manufakturbetriebe fehlten noch und die Verkehrswege befanden sich in schlechtem Zustande. Die englische Wollindustrie, später so berühmt, war kaum erst in Ansätzen vorhanden. Kurz, damals

waren die wirthschaftlichen Verhältnisse Englands denen Russlands zu Beginn des 18. Jahrhunderts sehr ähnlich.

Die Länder, in denen der Gemeinbesitz noch jetzt fortbesteht, zeigen, dass diese Institution unter Umständen auch mit einer höher entwickelten Wirthschaftsweise verträglich ist. So machen in Russland, während hier die Dorfgemeinschaft noch fortbesteht, die einzelnen Gutswirthschaften vielfach bedeutende Fortschritte, in wachsendem Umfang wird die Dreifelder- und die Fruchtwechselwirthschaft eingeführt. Dabei ist in der Industrie schon das Manufaktursystem und in einzelnen Gegenden auch der maschinelle Grossbetrieb hoch entwickelt. Eisenbahnen führen den Bauern aus der Dorfgemeinde im Herbst nach den Industriecentren, wo er im Winter Erwerb sucht und im Frühjahr wieder zurück zur Feldarbeit. Die Volksbildung macht, wenn auch langsam, Fortschritte. Die wirthschaftlichen Verhältnisse, unter denen sich im Westen der Gemeinbesitz von Grund und Boden auflöste, waren bei Weitem weniger komplizirt, als die heutigen Wirthschaftsverhältnisse in Russland und doch hat sich hier noch bäuerlicher Gemeinbesitz erhalten. Das gilt noch mehr von den Gegenden Belgiens und der Schweiz, in denen die Almenden bis heute fortbestehen.

V.

Betrachten wir nunmehr die Aufhebung der Hörigkeit und die hier bei den einzelnen Völkern auftretenden Unterschiede.

Wir beginnen mit England. Zur Zeit der normännischen Eroberung existirte in England noch die Sklaverei. Die Normannen milderten dieselbe, und unterwarfen zudem die ganze bäuerliche Bevölkerung ihrer Herrschaft. Die Bauern mussten für die Lords Frohnarbeit leisten und Abgaben entrichten, wofür ihnen das Recht der Bodenbenutzung belassen wurde. Im 12. und 13. Jahrhundert gelangten bereits viele Hörigen zur Freiheit; zu Beginn des 14. Jahrhunderts ist die Hörigkeit schon zu einer rein nominellen Institution geworden. Bereits im 13. Jahrhundert wurden die Frohnleistungen durch Geldzahlungen abgelöst. Einer der englischen Wirthschaftshistoriker hebt treffend

hervor, dass die Grundherren kaum in diese Aenderung gewilligt hätten, wenn sie sonst nicht genügend freie Lohnarbeiter hätten bekommen können.[156])

So verschwand in England ohne besondere gesetzgeberische Eingriffe des Staates die Hörigkeit. Im 16. Jahrhundert giebt es in England so gut wie keine Leibeigene mehr, zum Theil waren die früheren Hörigen zu Pächtern des grundherrlichen Bodens geworden, zum Theil zu ländlichen Tagelöhnern, die mit etwas Land ausgestattet waren.[157])

In Frankreich hatten wohl viele Bauern bereits im 14. und 15. Jahrhundert persönliche Freiheit erlangt und waren Privateigenthümer ihrer Höfe geworden, aber die grosse Masse blieb bis zur grossen Revolution hin mit Frohnden und Abgaben für den Adel belastet. Wenn auch beim Ausbruch der Revolution nur ein geringer Theil der französischen Bauern sich noch in voller Hörigkeit befand, so lebte doch die Masse derselben, wenngleich persönlich frei, auf Parzellen, über die den adeligen Grundherren das Obereigenthum zustand. Bei den weitgehenden Rechten des Gutsherrn auf den bäuerlichen Boden konnten die Bauern keinen nennenswerthen wirthschaftlichen Vortheil aus ihrer persönlichen Freiheit ziehen. Es stand ihnen frei, nach der Stadt zu übersiedeln, aber das städtische Gewerbe konnte nur einen geringen Theil der ländlichen Bevölkerung in sich aufnehmen, und auf dem Lande lebten die Bauern unter dem Druck des furchtbarsten Elends. Die Thatsache, dass ein grosser Theil der französischen Bauern im 18. Jahrhundert persönlich frei war[158]), will also nicht viel besagen. Oekonomisch betrachtet, bestand die Hörigkeit im Wesentlichen doch bis zur grossen Revolution fort und wurde erst durch die revolutionäre Regierung beseitigt.

In Deutschland ist die Abschaffung der Hörigkeit in sehr verschiedenartiger Weise erfolgt. Im südlichen Deutschland war die Hörigkeit am Ende des 18. Jahrhundert bereits bedeutend gemildert. In den von Napoleon eroberten deutschen Staaten wurde die persönliche Freiheit der Bauern durch Staatsdekret eingeführt. Anders verlief die Entwickelung in Preussen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand hier die Hörigkeit noch in voller Blüthe, wenngleich die Rechtsstellung der Bauern im Einzelnen bedeutende Unterschiede aufwies. Die Bauern waren

zu allen möglichen Leistungen an die Gutsherren verpflichtet. Sie hatten bestimmte Abgaben: Eier, Hühner, Garn, auch Geldzahlungen zu entrichten, vor Allem aber mussten sie Frohnarbeit, je nachdem mit oder ohne Gespann, in Wald und Feld und auf den Höfen leisten u. s. w. Der Bauer konnte weder bewegliche noch unbewegliche Habe als freies Eigenthum erwerben. Lange Zeit bemühte sich die Regierung, die übermässige Belastung der Bauern zu mildern, aber ohne Erfolg. Nur die Lage der unmittelbar vom Staate abhängigen Domänenbauern wurde gebessert.[159]) Bereits 1763, gleich nach Beendigung des 7jährigen Krieges, wurde ein Vorstoss zur Bauernbefreiung gemacht, aber zu einem energischen Schlage raffte sich die Regierung, die bereits im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände völlig überzeugt war, erst im Jahre 1807 auf. Die Erbunterthänigkeit wird abgeschafft, freilich nicht, ohne dass dabei im weitesten Umfange zugleich auch auf die Interessen der Gutsherren Rücksicht genommen wurde. Im Jahre 1811 erfolgt ein weiterer Vorstoss. Ein neues Gesetz bestimmt, dass die Bauern, die ihre Lasten ablösen und ihr Land als volles Eigenthum von den Gutsherren erwerben wollen, diesen die Hälfte ihres früheren (unter gutsherrlichem Obereigenthum stehenden) Landbesitzes abzutreten haben. Die Regierung hatte darauf gerechnet, dass die Ablösung, zu der in allen einzelnen Fällen der Antrag beider Parteien, des Gutsherrn wie des Bauern, nöthig war, sich schnell abwickeln würde. Aber das war nicht der Fall. 1816 erschien daher ein neues, bis 1850 in Kraft gebliebenes Regulirungsgesetz, das sich aber nur auf die grösseren spannfähigen Bauernwirthschaften bezieht. Die kleinen Bauernhöfe, deren Besitzer keine Spanndienste, sondern nur Handdienste leisten, bleiben von der Regulirung ausgeschlossen. Aber auch für die grösseren Bauernhöfe besteht ein Regulirungszwang nur soweit, als sie in die provinzialen Steuerrollen eingetragen waren. Ferner sollen nur Bauernhöfe alten Bestandes regulirbar sein „und auch diese nur, wenn der Bauer beim Abzug einen Ersatzmann stellt.“ So umfasste also die Neuordnung der Bodenbesitzrechte nur einen kleinen Theil der Bauernschaft. Im Jahre 1821 erscheint ein weiteres Gesetz, das die Leistungen der Bauern zu Gunsten der Gutsherren ablöst. Mit der Ab-

lösung der Lasten war die Zahlung von Ablösungsgeldern seitens der Bauern an die Gutsherren verbunden, wobei diese Gelder ratenweise als jährliche Renten oder in ihrem kapitalisirten Betrag zu entrichten waren. Bemessen wurden die Ablösungsgelder nach den Mehrkosten, die beim Wegfall der bäuerlichen Frohndienste für den gutsherrlichen Betrieb sich ergeben würden. Das Gesetz schrieb vor, dass nur die spannfähigen Bauern das Recht auf Ablösung der Dienste geltend machen konnten (ohne Rücksicht auf die Ablösbarkeit des Grundbesitzes); es blieben also zahlreiche Kleinbauern auch jetzt noch zu Diensten verpflichtet. Die Ablösungen erfolgten so bis 1848 nur langsam. Damals brach endlich auch unter den Bauern in vielen Gegenden, besonders in Schlesien, eine lebhafte Bewegung aus. An vielen Orten wurden die alten Dienstleistungen verweigert, und die Regierung fand nicht den Muth, die Bauern gewaltsam zum Gehorsam zu zwingen. Das Gesetz von 1850 räumte mit den rückständigen Verhältnissen dann energisch auf. Die noch bestehenden bäuerlichen Dienste wurden gegen Geldzahlung abgelöst; viele Erbpächter erhielten Eigenthumsrecht, wobei jedoch die alten Zahlungsverpflichtungen bestehen blieben. Zugleich wurden die bisherigen Lücken der Gesetzgebung ausgefüllt: regulirbar waren von nun an alle Bauernstellen, die grossen wie die kleinen; ausgenommen waren nur diejenigen Stellen, die vertragsmässig, also nicht auf Grundlage eines Unterthänigkeitsverhältnisses, als Pachtgüter ausgeliehen waren. Endlich wurden durch das Gesetz Rentenbanken eingeführt, die die Zahlung der bäuerlichen Ablösungsgelder an die Gutsherren vermittelten. Seinen Abschluss fand der langwierige Prozess in dem Gesetz von 1857, welches bestimmte, dass alle Anträge auf Regulirung bis zum 31. Dezember 1858 eingebracht werden müssten. Die Zahl der spannfähigen Bauernhöfe war nach vollzogener Regulirung in den 5 preussischen Provinzen im Jahre 1854: 269 594 (gegen 274 704 in den Jahren 1816—1823); die Zahl der nicht spannfähigen Bauernstellen: 407 801. Die Durchführung der Bauernablösung in Preussen hatte 50 Jahre gebraucht.

Anders gestaltete sich der Vorgang in Russland. Die partiellen Maassnahmen zur Befreiung der Leibeigenen unter Nikolaus I. waren bedeutungslos geblieben. In weniger als 4 Jahren, vom Herbst 1857 bis zum 19. Februar 1861 wird

dann aber unter Alexander II. die ganze Emanzipationsgesetzgebung geschaffen. Die russischen Bauern erhielten die persönliche Freiheit, aber zugleich wurde der Mehrheit derselben — anders wie im Westen — auch Land zugewiesen.

Ueberall in diesen Ländern erlangten die Bauern also die persönliche Freiheit, und die Zwangsarbeit der Hörigen wurde durch freie Lohnarbeit ersetzt. Aber die Art, wie das geschah, war höchst verschieden. Betrachten wir die Ursachen dieser Verschiedenheiten etwas näher.

Das frühzeitige und allmähliche Abstreifen der Hörigkeit in England ist zum Theil durch die von der Eroberung geschaffenen Verhältnisse bedingt. Der gesammte Boden war, wie bereits gesagt, unter die Normannen und ihre Heerführer nach der Eroberung vertheilt worden, die ganze alteingesessene ländliche Bevölkerung war ihnen unterworfen. Rechtlich bestand ein Unterschied zwischen den Bauern, die persönlich frei waren, und den zum Frohndienst verpflichteten. In Wirklichkeit aber waren alle gleichgestellt. Unter solchen Umständen konnte die weitere Ausbildung der Hörigkeitsverhältnisse den Grundherren keinen grossen Vortheil bieten, denn die persönlich freien Pächter, die auf dem Herrenlande sassen, mussten trotz ihrer Freiheit den Herren allen Ueberschuss abliefern. Insofern erschien ein besonderes Hörigkeitsverhältniss überflüssig. Den Hörigen gegenüber hatte der Gutsherr immerhin noch gewisse Verpflichtungen, zum Mindesten so weit, dass er sie auf seinem Boden belassen und bei irgend welchen Unglücksfällen aus eigenen Mitteln unterstützen musste. Anders bei den freien Pächtern des Herrenlandes. Sie lieferten regelmässige Abgaben, aber der Lord hatte ihnen gegenüber keinerlei Verpflichtungen und konnte sie jederzeit, wenn er wollte, von ihren Höfen wegjagen. So konnte die Hörigkeit, da sie von Anfang an keinen starken Rückhalt in den Verhältnissen hatte, später ohne jedes Zuthun des Staates völlig absterben. Und ebenso erklärt es sich, dass in England keine grosse Schicht wirklicher bäuerlicher Eigenthümer entstehen konnte. Die Hauptmasse der ländlichen Bevölkerung lebte als Pächter oder auch als Landarbeiter auf den Besitzungen der Lords. Die spätere Umwandlung vieler einstmaliger Ackergüter in Schafweiden liess die Regierung ziemlich unberührt. Auf einzelnen Besitzungen mochte die Zahl

der Verjagten gross sein. Hier und da kam es vor, dass ganze Dörfer verödeten. Aber im Allgemeinen nahmen diese Vertreibungen nicht so grosse Dimensionen an, dass sie hätten die Regierung erschrecken können. Die von den Besitzungen vertriebenen Bauern waren nicht zahlreich genug, um der öffentlichen Ordnung gefährlich werden zu können. Zwei, drei, fünf Landlords brachten einige hundert Familien an den Bettelstab; aber in den Pausen, die zwischen diesen einzelnen Expropriationen lagen, fanden die Verjagten dann zum Theil auch immer wieder einen neuen Erwerb.

Die Befreiung der Hörigen in Frankreich vollzog sich in anderer Weise. Was im Laufe von 4 Jahrhunderten für Milderung der persönlichen Unterthänigkeitsverhältnisse, wie überhaupt für die Abschwächung der Hörigkeit geschehen war, verschwindet völlig neben den Neuerungen, welche die Revolution brachte. Die Adelsprivilegien und die Feudallasten wurden mit einem Schlage beseitigt. Erst die Revolution schuf die breite Klasse freier bäuerlicher Besitzer, die in dem neuen Frankreich dann einen so grossen Raum einnehmen sollten. Wäre das Tempo der Bauernbefreiung nicht ein revolutionär beschleunigtes gewesen, sondern langsam wie etwa in Preussen, so hätte ein nicht unbeträchtlicher Theil der Bauern sicher kein Land erhalten, weil der Boden, auf dem sie sassen, ihnen nur durch spezielle Pachtverträge von den Grundherren zugewiesen war, sie also kein Eigenthumsrecht an demselben geltend machen konnten. In dem Sturm und Drang der Revolution war aber keine Zeit, diese Verhältnisse einzeln genau durchzuprüfen. So verhalf die Vernichtung der Adelsprivilegien und die Bauernemanzipation auch einer Menge blosser Pächter zu bäuerlichem Besitz.[160]) Dazu kam der Verkauf der Nationalgüter, der über eine Million neuer Eigenthümer schuf.

In Preussen war die Emanzipation das Werk einer konservativen Regierung, die nur dem Druck der Verhältnisse nachgab. Die Niederwerfung des preussischen Staates durch Napoleon lenkte die Aufmerksamkeit auf die Rückständigkeit im Innern und fachte einen Reformeifer an, der aber nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten, nach der Restauration der Bourbonen, nach Waterloo und dem Wiener Kongress sich sehr rasch abkühlte. Die Reform rückte nur äusserst langsam

vor. Zu dem allgemeinen reaktionären Rückschlag kam der Widerstand des preussischen Adels. Die Stellung dieses Adels in der Staatsverwaltung gab ihm die Macht, seine vermeintlichen Rechte mit ausserordentlichem Nachdruck zu verfechten. Die Gesetzgebung stockte und normale Zustände wurden nur für die Minderheit der Bauern, für die leistungsfähigsten Bauernwirthschaften geschaffen. Das Schicksal der Bauern mit kleinem Landantheil mochte die Regierung wenig beunruhigen. Seit jeher hatten sie als ständige Dienstleute und Landarbeiter auf den Gutshöfen gelebt; als Entgelt bezogen sie einen kleinen Geldlohn, sowie Wohnung mit Garten und Kartoffelland, sie waren also gewissermaassen ansässig. Die Bewegung im März 1848 aber erfasste auch die Bauernschaft. Das erinnerte die Regierung daran, dass es doch nicht so ungefährlich war, einige hunderttausend Familien von der begonnenen Reform auszuschliessen; und das gab dann den Anstoss, die Regulirung auf die gesammte Bauernschaft auszudehnen.

In Russland entwickelten sich die Dinge wiederum ganz anders. Die russische Bauernbefreiung hat gewisse Züge, die ihr anscheinend vor der westeuropäischen Bauernemanzipation den Vorrang sichern: 1. Die Reform wurde in kurzer Frist durchgeführt, 2. auf alle Hörigen ausgedehnt, 3. die Bauern wurden mit Land versorgt. Man rühmt die Weitherzigkeit der Reform und setzt dieselbe auf das Konto des absolutistischen Zarenthums. Eine objektive Untersuchung kann dem freilich nicht beistimmen. Die Besonderheiten der russischen Bauernemanzipation erklären sich einfach aus der Besonderheit der allgemeinen socialen Zustände Russlands. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts traten die Mängel der unfreien Arbeit und der Leibeigenschaft offenkundig hervor. Eisenbahnbauten mussten in Angriff genommen, verschiedene Zweige der industriellen Produktion gefördert, neue Quellen für die Staatseinkünfte erschlossen werden. Alle diese dringlichen Aufgaben vertragen sich nur schlecht mit dem Fortbestehen der unfreien und daher auch minderwerthigen und unproduktiven Arbeit.

Wir sprachen bereits davon, dass das russische Volk von Anbeginn seiner Geschichte unter Verhältnissen lebte, die der Entwickelung des Willens und einer energischen Arbeit ungünstig waren. Schon nach der ganzen Tradition und den ererbten

Sitten war es kaum anders möglich, als dass der russische Gutsbesitzer ein sehr schlechter Wirth war, und dass die Arbeit der Hörigen in Russland noch unproduktiver, wie die in Westeuropa blieb.

Das zwang nun unter den veränderten Verhältnissen endlich der Regierung den Entschluss auf, die Bauern frei und selbstständig zu machen. Vielleicht hätte die alte Ordnung sich doch noch eine Zeit lang behaupten können, aber der Krimkrieg stellte Russland ein so übles testimonium paupertatis aus, dass unter diesem Eindruck das Reformwerk absolut nicht länger aufschiebbar erschien. Die einen traten für die Reform ein, weil ohne solche die Reorganisation des Staates und die Hebung der Finanzen unmöglich war. Andere glaubten, dass die Befreiung der Hörigen allen Gutsbesitzern, die einigermaassen ihre Gutswirthschaft fördern wollten, Nutzen bringen werde, weil ja die Arbeit der freien Landarbeiter viel produktiver als die der Hörigen sein müsste. Endlich waren alle Idealisten auf Seite des Reformwerks. Sie forderten die Aufhebung der Hörigkeit vor Allem im Interesse der niedergedrückten Bauern selbst Die Hindernisse, auf die die Regierung bei ihrer Reform stiess, waren ähnliche, wie die, mit denen das Reformwerk in Preussen zu kämpfen hatte. Auch der russische Adel opponirte, aber seine Macht war geringer, als die des preussischen. Im Gegensatz zu Westeuropa war der russische Adel stets ein dienstbarer Stand gewesen; das Ansehen der einzelnen Adeligen hing von ihrer Beamtenstellung und ihren Verbindungen bei Hofe ab. Der Landadel als solcher war immer bedeutungslos. Bei einem Konflikt der Bureaukratie, die von der Nothwendigkeit der Reform überzeugt war, mit dem Landadel, der an den alten Zuständen festhalten wollte, war der Ausgang nicht zweifelhaft. Der starken Staatsgewalt in Russland war es dann möglich, das Werk schon in dem kurzen Zeitraum weniger Jahre durchzusetzen.

Wie die Abschaffung der Hörigkeit selbst, so war auch die Versorgung der Bauern mit Land eine in den Verhältnissen begründete Nothwendigkeit. Ein Theil der grossen Herren, mit dem Fürsten Gagarin an der Spitze, hatte sich nun plötzlich zu begeisterten Lobrednern der persönlichen Freiheit und der Adam Smith'schen Prinzipien gemausert; man war Feuer und

Flamme für die Bauernbefreiung, aber man protestirte umso lebhafter gegen jede Landzuweisung an die Bauern. Andere wieder traten ohne Umschweife für Beibehaltung der Hörigkeit ein. Diese Herren redeten und schrieben genau so, wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Preussen die Schmalz, Dewitz und Bolte.[161])

Es waren 21 Millionen Menschen zu befreien, wo sollten diese bleiben, wenn sie ingesammt, oder selbst auch nur ein grosser Theil derselben, bei der Befreiung kein Land mitbekamen? Die Gutswirthschaften waren noch lange nicht so weit, um Millionen von Menschen als ständige Arbeiter beschäftigen und auch nur nothdürftig entlohnen zu können. Kleine bäuerliche Pachtungen aber, die den Befreiten hätten überlassen werden können, gab es fast nirgends in Russland. Die städtischen Gewerbe waren unentwickelt, wie die Städte selbst. Sie konnten nur einen winzigen Theil der befreiten Bauern aufnehmen. Die Bauern ohne Landzuweisung zu befreien, das wäre also darauf hinausgekommen, Millionen Obdachloser, Bettler, Landstreicher und Verbrecher zu schaffen, die durch ihre gewaltige Zahl der Regierung, wenn nicht gefährlich, so doch immerhin unbequem hätten werden können. Es hätten ernsthafte Unruhen entstehen können, zu deren Unterdrückung vielleicht Militär nothwendig gewesen wäre. Die russische Bureaukratie musste daher schon im eigenen Interesse für die Versorgung der Bauern mit Land sein. Die Art und Weise aber, wie der ganze Prozess sich vollzog, beweist am besten, dass nicht mehr als gerade nur das absolut Nothwendige in dieser Hinsicht geschah. Nur ein geringer Theil der Bauern erhielt genügend Land zugewiesen.

Die Zutheilung wurde annähernd nach der Grösse der Grundstücke bemessen, welche die Bauern bereits als Hörige für sich bewirthschaftet hatten. Daneben wurden auch ganz minimale Loose („Bettel“- oder „Waisen“-Loose genannt, einem Viertel des normalen Looses gleich) eingeführt. Man rechnete bei der Zuweisung dieser winzigen Parzellen darauf, dass die Bauern, die sie in Besitz nehmen, weil bewusst, vertragsmässig, sich mit diesen Parzellen befriedigen und der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten werden. Die Bauern, die zum Besitzthum der Fabriken und Werkstätten gehörten, erhielten nur Wohnstätten ohne Ackerland. Man sagte, diese Leute

wären nicht an Landwirthschaft gewöhnt. Der Vorwand scheint plausibel, aber vor Allem rechnete man wohl damit, dass man es hier mit völlig versklavten Menschen zu thun habe, die in keinem Fall gefährlich wären, auch wenn sie durch die Befreiung ohne Landzuweisung ins äusserste Elend gestossen würden. Von 10 608 000 Hörigen männlichen Geschlechtes haben 4 460 000, d. h. 42,6 pCt., nur ungenügende Landzuweisungen erhalten; 1 900 000 gutsherrliche und Domänenbauern erhielten sogar weniger, als je zwei Dessätinen (2,185 ha). Aber auch diejenigen, die genügend Land erhielten, hatten keinen Grund, zufrieden zu sein. Es ist bekannt, dass, wo das Ausmaass an Boden bei den Landzuweisungen genügend gross war, der Boden meist sehr schlechte Qualität hatte, dass man künstlich eine unrationelle Gemengelage zu Gunsten der Gutsbesitzer schuf, dass der Werth des Bodens bei Bemessung der von den Bauern zu zahlenden Ablösungssummen zu hoch angesetzt wurde u. s. w. Mit einem Wort: die Bureaukratie konnte die Bauern gar nicht anders als mit gleichzeitiger Landzuweisung befreien, aber sie verfuhr dabei mit äusserster Engherzigkeit.

Die allgemeinen socialen Verhältnisse, unter denen die Bauernbefreiung in den einzelnen Ländern geschah, waren nicht weniger verschieden, als die Modi der Befreiung selbst. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als in England das Landvolk mit geringen Ausnahmen längst volle persönliche Freiheit besass, stockte die Industrie noch in den allerersten Anfängen; die Landwirthschaft wurde extensiv betrieben, die Wege waren schlecht, der Volksschulunterricht auf dem flachen Lande fehlte noch gänzlich. Zur Zeit der grossen Revolution war die Landwirthschaft in Frankreich noch sehr rückständig, im Uebrigen aber das Niveau der Entwickelung relativ hoch. Immerhin 20 pCt. der Bevölkerung, d. h. bedeutend mehr als gegenwärtig in Russland, wohnten bereits in Städten. In gewissen Branchen gab es bereits bedeutende Manufakturbetriebe, die Landstrassen waren verhältnissmässig gut und das Volk im Allgemeinen stand, wie der Verlauf der Revolution bewies, politisch höher als das englische im 16. Jahrhundert. Ebenso war das Preussen der 50er Jahre in vielen Beziehungen weiter entwickelt, als Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Aera der Eisenbahnen und des maschinellen Grossbetriebs hatte bereits be-

gonnen. Nur ein nicht allzugrosser Bruchtheil der Bevölkerung bestand aus Analphabeten; die Landwirthschaft, die einen Theoretiker wie Thaer aus sich heraus erzeugt hatte, florirte ziemlich. In Russland endlich, wo sich die Bauernbefreiung auf einem riesigen Gebiet vollzog, war die Lage der Bauern zur Zeit der Reform in den einzelnen Bezirken sehr verschiedenartig. Der Rayon um Moskau, an der nördlichen und mittleren Wolga besass schon eine relativ entwickelte Industrie; der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau waren andere Bahnbauten gefolgt; aber in Weiss-Russland und in den Gouvernements jenseits der Wolga lebten die Bauern noch durchaus unter primitiven, rückständigen Verhältnissen.

Wie aber immer die besonderen Verhältnisse, unter denen die Bauernbefreiung vor sich ging, beschaffen waren, überall sehen wir, dass die herrschenden Klassen, wo sie die Emanzipation der Bauern nicht mehr hintertreiben konnten, wenigstens bei der Befreiung möglichst geringe Koncessionen zu machen suchten. Die Hörigen in England wurden wohl frei, aber ihr Land blieb in den Fängen der Landlords. In den übrigen der erwähnten Staaten erhielt die hörige Bevölkerung zwar Land zugewiesen, aber so wenig, dass nach 2, 3 Generationen die Parzellen nicht mehr ausreichten und das besitzlose ländliche Proletariat dauernd zunehmen musste. Frankreich und Preussen haben noch viele ländliche Kleinbesitzer; aber die zum Unterhalt der Familie nicht mehr genügenden Zwergbetriebe nehmen auch hier immer mehr zu. In weitem Umfang wird der Bodenbesitz zum Scheinbesitz, aber das hindert die staatlich subventionirte Wissenschaft nicht, die „segensreiche Agrargesetzgebung der Neuzeit“ über alles Maass zu rühmen. In Russland ist das Elend der befreiten Landbevölkerung besonders gross. Noch keine 20 Jahre waren seit der Bauernregulirung vergangen, als die Noth der russischen Bauern, denen es an Land, an Zugvieh, an Wohnstätten fehlte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

VI.

Die proletarische Bewegung unserer Zeit weist in jedem einzelnen Lande besondere Eigenheiten auf, die aufs engste mit

den allgemeinen Lebensverhältnissen der Bewohner zusammenhängen. In Deutschland scheinen uns folgende Momente für die Arbeiterbewegung besonders charakteristisch: 1. Vorwiegen der politischen Bewegung; 2. relativ schwache Entfaltung der Bestrebungen, die auf unmittelbare Hebung der wirthschaftlichen Lage der Proletarier gerichtet sind; 3. geringes Vertrauen zu gewissen Associationsarten, die in anderen Ländern von grossem Einfluss waren und dort in dem praktischen Programm des Socialismus eine bedeutende Rolle spielen; 4. die Bildung einer einzigen geschlossenen Partei und lebhaftes Bestreben in allen wichtigen Fragen der Theorie und Praxis Einigkeit zu erzielen.

Wer auch nur oberflächlich die socialistische Bewegung Deutschlands kennt, weiss, dass das Proletariat hier in dem politischen Kampfe seine besten Kräfte einsetzt. Die Wahlagitation für die Reichstagswahl ist hier ausserordentlich lebhaft. Zahllose Versammlungen werden abgehalten, Millionen Exemplare politischer Flugblätter vertheilt, die besten Männer der Partei werden in die gesetzgebenden Körperschaften entsandt. Da die Reichstagsabgeordneten keine Diäten beziehen, bringt die Partei ausserdem noch grosse Geldopfer, um ihren Abgeordneten, die als Parlamentarier nicht ihrer Berufsarbeit nachgehen können, die Ausübung des Mandats zu ermöglichen. Die Behandlung der politischen Fragen in der socialistischen Presse drängt alles Andere in den Hintergrund. Der politische Kampf verschärft den Gegensatz der politischen Partei den anderen Parteien gegenüber, er verselbstständigt und isolirt die Socialisten. So ist eine Armee von 2 Millionen Wählern (über ein Viertel aller abgegebenen Stimmen) gewonnen und 57 Reichsmandate errungen worden.

Dagegen ist die gewerkschaftliche Bewegung minder intensiv. Wohl machen die Gewerkschaften Fortschritte, aber die Zahl ihrer Mitglieder und die pekuniären Mittel sind in den meisten Verbänden gering, jedenfalls entsprechen sie nicht der Bedeutung der deutschen Industrie. Einzelne Verbände freilich bilden eine machtvolle und solide Organisation. Charakteristisch ist, dass über die Aufgaben der Gewerkvereine auch heute noch in Deutschland gestritten wird; z. B. darüber, ob die Vereine die jeweilig arbeitslosen Mitglieder regelmässig unterstützen soll, oder ob es nicht umgekehrt besser wäre, alle Geldmittel für Streiks, die auch politisch aufrüttelnd wirken, aufzusparen. Immerhin

machen die socialistischen Gewerkschaften in Deutschland respektable Fortschritte. Den Produktivassociationen legt man indess nur geringe Bedeutung bei. Entsteht einmal ein solches Unternehmen, so werden die Gründer derselben heftig angegriffen. Auch die Konsumvereine hatten bis in die letzte Zeit hinein nur geringe Sympathien, man hielt sie fast für bedeutungslos. Was die Landwirthschaft angeht, so ist unter den deutschen Socialisten vielfach die Ansicht verbreitet, dass der bäuerliche Bodenbesitz unaufhaltsam dem Verfall entgegengehe, und dass aus diesem Grunde alle wirthschaftlichen Maassnahmen, welche das bäuerliche Eigenthum dem Grossgrundbesitz gegenüber schützen sollen, bedeutungslos seien.

Berühmt ist die Einheitlichkeit der deutschen Socialdemokratie und die Geschlossenheit ihres Programms. Die Anschauungen, die in den Kreisen der Führer herrschen, decken sich in der Regel mit den Anschauungen der Gesammtpartei. Wäre die Einheitlichkeit und Uebereinstimmung eine absolute, so würde das allerdings darauf hindeuten, dass die Partei geistig stagnire, dass es ihr an kritischem Sinn fehle. Dem ist jedoch nicht so. Kontroversen über Fragen praktischer Tagespolitik, so z. B. über die Agrarpolitik, die Betheiligung an den Landtagswahlen, über Militarismus und Miliz, sind in der Partei keine Seltenheit. Und ebensowenig fehlen solche Meinungsverschiedenheiten auf dem Gebiete der Theorie. Das bewies die lebhafte Polemik, die das Buch Bernsteins hervorrief. Alle Kontroversen aber erschüttern nicht das tief gewurzelte Solidaritätsbewusstsein der Partei. Die öffentliche Meinung, speziell die der Bourgoisie, hat sich gründlich getäuscht, wenn sie von diesem Streite der Meinungen eine Spaltung der Partei erwartete.

Ein anderes Bild zeigt der französische Socialismus. Charakteristisch für ihn ist, dass die Neigung zur wirthschaftlichen Organisationsarbeit hier sehr gering, viel geringer als in Deutschland ist. Sowohl die Gewerkschaften als die Konsumvereine sind hier bei Weitem weniger entwickelt. Das Interesse des politischen Kampfes drängt alle anderen Interessen in den Hintergrund; und dieser politische Kampf selbst hat hier einen etwas anderen Charakter als in Deutschland. Zum Theil ist er darauf gerichtet, neue Mitglieder für die Partei zu werben, mehr

Mandate für das Parlament zu erreichen, hauptsächlich aber handelt es sich dabei um die Bekämpfung der wechselnden Ministerien. Und in diesem parlamentarischen Kleinkrieg gehen die grossen Gesichtspunkte zuweilen verloren; die Aktion wird vielfach zu einem Kriege gegen die zufälligen Personen, die das Ministerium bilden, gleichsam als ob durch Beseitigung derselben und durch Zusammentritt eines neuen Ministeriums ein grosser socialer Fortschritt erreicht werden könnte. Die Angriffe sind äusserst erbittert und spüren auch dem Privatleben der einzelnen Minister nach, was für eine gründliche, zielbewusste und methodische Kritik des Regierungssystems nicht gerade günstig ist. Eine solche Kritik würde in dem Angriff gegen einzelne, besonders unsympathische Mitglieder des Ministeriums nicht so heftig sein, aber sie würde auch nicht so leicht nachlassen, wenn der oder jener Minister einmal versöhnlichere Saiten aufzieht.

Vor Allem aber ist bei der französischen Socialdemokratie der Mangel an Einheitlichkeit auffällig. Die Partei besteht aus verschiedenen selbstständigen Gruppen. Zuweilen einigen sie sich zu gemeinsamer Aktion, zuweilen aber auch nicht. Bei näherem Zusehen erscheinen die Unterschiede der Gruppen als durchaus unbedeutend. Denn es ist doch für eine praktisch thätige Partei wahrlich nicht besonders wichtig, dass die eine Gruppe sich genauer an die Marx'sche Doktrin hält, als die andere! Ebenso ist der Unterschied unwesentlich, dass bei der einen Gruppe vielleicht die Mitglieder sich aus verschiedenen Klassen der Bevölkerung rekrutiren, während sie bei anderen ausschliesslich der Arbeiterklasse angehören. Der Mangel an Einheitlichkeit bildet ein überaus schweres Hinderniss für die weitere Ausbreitung der Socialdemokratie in Frankreich. So unterlagen z. B. einige der hervorragendsten Socialisten bei den Wahlen von 1898 bürgerlichen Kandidaten nur wegen dieser inneren, die Partei spaltenden Fehden. Auch sind die französischen Socialisten wenig geneigt, regelmässig, jahraus, jahrein, Opfer für die Partei zu bringen. Ob es sich um die Unterstützung Streikender handelt, um die Herausgabe von Agitationsschriften, um Unterstützung irgend welcher Institutionen im Dienste des Proletariats, die Beiträge waren in Frankreich immer recht karg. Die französischen Socialisten sind leicht

dazu zu bringen, sich in Massen für ein Ziel zu erheben, das nur Begeisterung, aber keine andauernde Arbeit verlangt, ihr revolutionärer Elan ist berühmt. Wo es sich aber um langwierige, mühsame Kleinarbeit handelt, da bleiben sie hinter den deutschen und englischen Socialisten zurück.

Eine ausgeprägte Eigenart hat auch die proletarische Bewegung in England. Sie geht nahezu gänzlich in wirthschaftlichen Bestrebungen auf. Die Gewerkschaften haben hier eine Bedeutung erlangt, die alles, was andere Völker auf diesem Gebiete geleistet, weit hinter sich lässt. Millionen Mitglieder, nach Millionen zählende Kassenbestände, Vorsorge für die mannigfachen aus dem Arbeiterleben sich ergebenden Aufgaben, musterhafte Verwaltung, grosser Einfluss bei den Unternehmern und geschicktes Operiren bei Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und den Chefs — das sind die hervorstechendsten Merkmale dieser englischen Vereine. Dazu kommt die grossartige Entwickelung der Konsumgenossenschaften, die das in anderen Ländern Erreichte weit übertrifft. Hie und da hat das englische Proletariat auch Produktivgenossenschaften geschaffen und Aktiengesellschaften, deren Mitglieder zum grössten Theil der Arbeiterklasse angehören.

Aber die politische Bewegung in dem englischen Proletariat ist nicht stark. Ausgesprochen socialistisch sind nur einige relativ kleine Gruppen, die auf politischem Gebiete sich wenig hervorthun. Im Parlament hat der englische Socialismus keine nennenswerthe Vertretung. Socialistische Ideen haben unter dem englischen Proletariat eine viel geringere Anhängerschaft gefunden, als unter den arbeitenden Klassen des Kontinents. Wohl ist natürlich auch die englische Arbeiterklasse allen Maassnahmen geneigt, die ihre Lage heben können; aber dass es, um die Befreiung zu erzielen, der Expropriation der Kapitalisten, der Vergesellschaftung der Produktionsmittel bedürfe — diese socialistische Grundanschauung ist nur wenig verbreitet. In Folge der geringen Entwickelung des politischen Kampfes zwischen dem Proletariat und den übrigen Gesellschaftsklassen, fehlt diesem Kampfe auch die Stärke und Erbitterung, die wir in Deutschland und Frankreich beobachten.

Ganz anders präsentirt sich wieder der Socialismus in Belgien. Er ist nach den verschiedenen Richtungen hin gleich-

mässiger ausgebildet, als in anderen Ländern. Es geschieht viel für die wirthschaftlichen Bedürfnisse des Proletariats. Zwar sind die Gewerkschaften noch nicht genügend entwickelt, umsomehr aber die Konsumgenossenschaften, die sich über das ganze Land ausgebreitet haben. Das Volkshaus des Vooruit und ähnliche von den Genossenschaften gegründete Volkshäuser sind Mittelpunkte der politischen Propaganda, der Aufklärung und Geselligkeit für die Arbeiter geworden. Die socialistische Partei in Belgien verlangt eine Reihe staatlicher Maassnahmen in ihrem Programm für die armen Klassen: für die kleinbäuerlichen Besitzer, die Landarbeiter, die Unterbeamten im Staatsdienst und das industrielle Proletariat. Dieses Programm bestimmt die parlamentarische Aktion der Partei. Politisch entwickeln die belgischen Socialisten so eine lebhafte und fruchtbare Thätigkeit. Bei den Parlaments- und Gemeindewahlen wird mit grosser Energie gekämpft. Darin stehen die belgischen Socialisten hinter denen keines anderen Landes zurück. Der Plan der Regierung, das Wahlrecht zu Ungunsten der Volksklasse und der fortschrittlichen Parteien zu verschlechtern, rief im Frühjahr 1898 einen Sturm im ganzen Lande hervor. Das Proletariat stand auf dem Posten und die Regierung musste schliesslich ihren Plan aufgeben.

Die belgische Partei ist eine geschlossene Einheit, trotzdem sie nicht ein prinzipielles Programm, das mit dem Programm der deutschen Partei vergleichbar wäre, sozusagen als Symbol ihrer Einheitlichkeit, besitzt. Die mannigfachen Ziele, die die belgischen Socialisten verfolgen, bieten jedem Mitglied Gelegenheit, je nach seiner Individualität dieses oder jenes Arbeitsfeld in der Partei sich auszusuchen. In den wichtigsten Fragen herrscht unerschütterliche Solidarität. Der Charakter des belgischen Socialismus erklärt es, dass seine Anhänger den anderen Parteien nicht intransigent gegenüberstehen, dass sie in dem Kampfe gegen die klerikale Regierung sich mit den gemässigten Parteien leicht alliiren. Das ist für die Taktik, welche die Socialisten im Parlament und noch häufiger in den Gemeindevertretungen befolgen, bezeichnend. Sie spotten über die französchen Socialisten, weil diese ihren Kampf mit einem solchen Aufwand von grossen Worten, von Lärm und Begeisterung und mit so wenigem praktischen Sinn und Verständniss führen. Mit

diesem ruhigen und gemässigten Verhalten der belgischen Socialisten hängt es wohl auch zusammen, dass dieselben in der Mittelklasse eine so zahlreiche Anhängerschaft besitzen. Als Beispiel nennen wir den „Verband socialistischer Aerzte“, dessen Mitglieder propagandistisch für die Verbreitung der socialistischen Ideen thätig sind. Auch die „Jugendgarde des Socialismus“, ein Verein, der ebenfalls viele junge Leute aus der Mittelklasse zu Mitgliedern hat, wäre hier zu erwähnen.

Nur schwach ist die Socialdemokratie in der Schweiz entwickelt. In den Städten mit starker Grossindustrie und vielen eingewanderten, besonders deutschen Arbeitern, ist freilich der Socialismus unter diesen hinzugezogenen und zum Theil auch bei den einheimischen Elementen vertreten. Wo aber die Fremden fehlen, ist, sogar in Fabrikdistrikten, die Partei noch sehr zurück. Die Schweizer glauben noch an die Harmonie der Interessen. Selbst die socialdemokratische Presse der Schweiz ereifert sich, die besitzenden Klassen im Allgemeinen und einzelne Unternehmer im Besondern sehr zu loben, wenn dieselben auch nur das Geringste zu Gunsten der Arbeiter thun. Es genügt, dass ein Fabrikant eine geringfügige Einschränkung der Arbeitszeit, z. B. auf 10 Stunden, einführt, und die Arbeiterpresse begrüsst das mit überschwenglicher Begeisterung.[162]) Diese Konnivenz der schweizerischen Socialdemokraten kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie mit anderen Parteien vielfach Hand in Hand gehen. Als im Sommer 1899 in Zürich eine öffentliche Abstimmung über ein neues Schulgesetz stattfand, das wesentliche Verbesserungen brachte, traten die Socialdemokraten und viele Demokraten und Fortschrittler gemeinsam für den Entwurf ein. Die gemässigte Haltung der Socialisten führt auch zu einem eigenartigen Verhältniss gegenüber den Beamten in öffentlichen Stellungen. Nicht nur werden die Socialdemokraten nicht verfolgt, sondern es kommt nicht selten vor, dass Staatsbeamte der Aufforderung der socialistischen Führer Folge leisten und für die Arbeiter, denen ein Unrecht geschieht, auftreten.

Man sucht daher vergebens nach einem lebhaften politischen Kampfe in der Schweiz. Das politische Getriebe spielt sich gemächlich in den kantonalen Körperschaften und im Bundes-

parlament ab. Die Thätigkeit der Socialisten richtet sich hauptsächlich auf das wirthschaftliche Gebiet — auf gewerkschaftliche Organisation, Errichtung von Arbeitersekretariaten, Arbeitsämtern und ähnlichen Institutionen, die direkt den materiellen Bedürfnissen der Arbeiter dienen sollen. Viel wird auch für die Aufklärung der Arbeiter gethan. Aber auch auf diesem Gebiete wirken vielfach neben Socialisten Mitglieder der bürgerlichen Parteien.

Ueberall, etwa mit Ausnahme Frankreichs, sehen wir, dass das Proletariat grosse Disziplin und Befähigung zu ausdauernder ununterbrochener planvoller Thätigkeit beweist. Bei dieser Ausdauer, sei es in der politischen Propaganda oder in der wirthschaftlichen Organisationsarbeit, bei der Schaffung grossartiger Gewerk- und Konsumvereine und anderer Institutionen, dokumentirt sich der Nationalcharakter der Deutschen, Briten, Belgier u. s. w. Die äussere Natur dieser Länder und ihre Geschichte, wie sich dieselbe unter dem Einfluss dieser natürlichen Bedingungen gestaltete, wirkte dahin, die Energie der Einwohner zu entwickeln. Die Natur hatte hier mit ihren Schätzen gekargt. Unter gewaltigen Anstrengungen musste der Mensch dem Boden und dem Wasser seinen Unterhalt abringen. Von Bergen, Schluchten, Thälern und Strömen durchzogen, waren diese Länder gewissermaassen dazu prädisponirt, dass sich auf ihrem Boden kleine selbstständige politische Gebilde entwickelten, in denen und zwischen denen ein beständiger Kampf bestand. Die Feudalen lagen in beständiger Fehde mit einander und bekämpften die Städte; die Bauern erhoben sich gegen die Feudalen; die Könige führten Kriege mit dem Adel; die verschiedenen Gruppen der Stadtbevölkerung bekämpften einander Jahrhunderte lang. Zeitweilig gelangten die Könige zu Macht und grosser Bedeutung, aber die Selbstverwaltung und die Volksfreiheit wurde doch, selbst in Deutschland, nicht auf die Dauer völlig unterdrückt, geschweige in Belgien, in England und der Schweiz. Wenn man bei den Historikern Belgiens[163]) nachliest, zu welcher Blüthe die Städte dieses Landes gelangt waren, wie unabhängig sie der Centralgewalt gegenüber standen, welche Bedeutung die Stadtverwaltung in der Person des Bürgermeisters besass, wie siegreich die demokratischen Ideen sich in den flandrischen Städten ausbreiteten, wie in diesen

Städten ein erbitterter Kampf wogte, bis den ärmeren Bürgern, den Handwerkern, eine gleiche Vertretung im Stadtrath eingeräumt wurde, als dem Stande der Patrizier — wenn man, sagen wir, dies alles überdenkt, so bekommt man einen Begriff von der harten Schule der Geschichte, durch welche diese Bevölkerung hindurchgegangen ist. Die inneren Kämpfe legten Städte und Dörfer in Schutt und Trümmer, aber sie stählten den Willen und befähigten ihn zu andauernder Anspannung. In Frankreich bildete Natur und Geschichte einen anderen Menschentypus heraus; das farbenprächtige Mittelmeer erzeugte andere Stimmungen, als der atlantische Ocean und die bleifarbene Nordsee. In den Ebenen der Provence, den Thälern der Loire und Rhone war die Arbeit des Landwirths ungleich lohnender, als auf den Weiden Englands und Flanderns. Die Arbeitslast war nicht so drückend. Auch in Frankreich befehdeten sich die einzelnen kleinen politischen Gebilde aufs Lebhafteste, aber dieser Kampf wurde frühzeitig zu Gunsten der königlichen Gewalt entschieden. Seit dem 15. Jahrhundert bildet sich ein bureaukratisches Regime, das die persönliche Initiative und die Selbstverwaltung erstickt, immer schärfer heraus. In dem sonnigen Lande wuchs ein fröhlicher und leicht erregbarer Menschenschlag heran, der, wenn vom Enthusiasmus ergriffen, Grosses zu leisten vermag, aber an Disziplin und Zähigkeit im täglichen Leben hinter seinen Nachbarn zurücksteht. Das erklärt viel.

Gehen wir weiter. Die Geschichte Englands, Belgiens, der Schweiz begünstigte es, dass der Socialismus in diesen Ländern sich besonders auf wirthschaftliche Organisationsarbeit warf, wogegen der politische Kampf für die socialistischen Prinzipien, wenigstens in England und in der Schweiz, verhältnissmässig zurückblieb. Besonders intensiv ist der politische Kampf da entbrannt, wo eine privilegirte Minderheit die Massen in politischer Rechtlosigkeit lange Zeit zurückgehalten hat. Das ist aber in diesen Ländern nicht der Fall. Der Adel und die Städte hatten in England die monarchische Gewalt bereits im 17. Jahrhundert eingeschränkt. Seit dieser Zeit geniesst die englische Bevölkerung in allen ihren Schichten ein viel grösseres Maass persönlicher Freiheit, als die Völker des Kontinents. Die Freizügigkeit besteht hier von altersher. Freiheit in Wort und Schrift

haben die Engländer bereits im 17. Jahrhundert erworben. Die Habeas corpus-Acte setzte der Willkür der Beamtenschaft Schranken. Weit ausgebildet ist auch früher schon die Versammlungs- und Vereinsfreiheit. Das Wahlrecht war allerdings nicht allgemein, ja die Mehrheit der Bevölkerung war davon ausgeschlossen, jedoch hat die privilegirte Minderheit die sonstigen politischen Volksrechte nicht angetastet; sie war wohl der Ansicht, dass diese Rechte ihr, der herrschenden Minderheit, nicht gefährlich werden könnten. „Der Versuch, eine stark-centralisirte Administration einzuführen, den die englische Regierung im 16. und 17. Jahrhundert unternahm, schien kurze Zeit aussichtsvoll, weil er in gewisser Hinsicht den Zeitverhältnissen entgegenkam. Aber dem Wesen nach widersprach diese Centralisation durchaus allen Gewohnheiten und Traditionen des Volkes, und sogar zu der Zeit, als das Volk selbst eine Stärkung der königlichen Gewalt wünschte, hat ihm die Art und Weise, wie der König seine Gewalt ausnützte, kaum gefallen. Hunderte von Engländern, die gegen die Toleranz waren und die um die Redefreiheit sich nicht kümmerten, verfolgten doch die Willkürakte der Regieruug mit Argwohn und Hass und wollten nur den Landesgesetzen gehorchen.[164])

Eine solche Lage, die auch den niederen Klassen der Bevölkerung eine in anderen Ländern unbekannte Freiheit garantirte, liess in dem englischen Volke ein instinktives Gefühl der Sicherheit, dass seine wesentlichsten Grundrechte nicht angetastet werden könnten, entstehen. Das minderte von vornherein die Schärfe der politischen Kämpfe. In gleicher Richtung wirkte auch die hohe Meinung, die alle Schichten der englischen Bevölkerung von der Macht und Bedeutung der Selbsthilfe im Gegensatz zur Staatshilfe haben. Kein Wunder daher, dass das Programm des modernen Socialismus, welcher das Proletariat vor Allem zur Eroberung der politischen Macht auffordert, um alsdann von dieser Grundlage aus die sociale Lage umzugestalten, in England nicht den gleichen Wiederhall, wie in manchen anderen Ländern erweckte. Der Feind, gegen welchen der Socialismus die Massen zum Kampfe aufruft — die herrschende Klasse und die Regierung — erscheint in England minder gefährlich, als in Frankreich, Deutschland oder Oesterreich, und die Gewöhnung an Selbsthilfe legt die Hoffnung nahe, dass

Vieles durch die einzelnen socialen Gruppen auch ohne staatliches Eingreifen erreichbar sei.

In der Schweiz fehlt der Anreiz zu lebhaftem politischem Kampfe beinahe noch mehr. In den kleinen, nahezu selbstständigen kantonalen Staatsgebilden ist die Tendenz zur Ausbildung grosser Vermögens-Unterschiede nur theilweise wirksam. Im 13., 14. und 15. Jahrhundert kämpften die Schweizer vereint gegen feudale Feinde — gegen die deutschen Landvögte, wie gegen den Herzog von Burgund. Und diese siegreiche demokratische Erhebung hat die Ausbildung und den Fortbestand der schweizerischen Demokratie mächtig gefördert. Das Volk musste nach seinen Siegen naturgemäss eine viel höhere Stellung für sich beanspruchen und erhalten, als etwa die kriegsentwöhnten, leibeigenen Bauern anderer europäischer Staaten. Der bergige Charakter des Landes begünstigte die Verselbstständigung und Absonderung der einzelnen Kantone von einander. In diesen kleinen Gemeinwesen aber, wo die Bürger einander persönlich kannten, musste der Geist der Solidarität erstarken. Die rein demokratischen Institutionen, die in jener Zeit Wurzel fassten, erhielten sich Jahrhunderte lang bis auf den heutigen Tag. Die Bevölkerung hat grössere Freiheiten, als irgend wo anders in Europa. Schon das allein bringt die verschiedenen Gesellschaftsschichten in der Schweiz einander näher. Wenn ich, ein armer Schlucker, volle Redefreiheit und Pressfreiheit habe, wenn das Recht des Referendums für mich ebenso gilt, wie für meinen reichen Nachbar, so begeistere ich mich nicht so leicht für den politischen Kampf. Ich weiss, dass mein Nachbar zur Linken zwanzig und mein Nachbar zur Rechten hundert Mal reicher ist als ich und ich mag sie um die Lebensgenüsse beneiden, die der Reichthum ihnen verschafft, aber ich habe wenigstens den Trost vollster politischer Gleichberechtigung und werde ihnen nicht so schroff gegenübertreten können, wie wenn mit jenem Reichthum sich auch noch Vorrechte verbinden würden. Es wird danach begreiflich, warum der schweizerische Socialismus den politischen Zielen weniger Bedeutung beilegt und alle seine Kräfte vielmehr darauf koncentrirt, vor Allem wirthschaftlich-nützliche Institutionen für das Proletariat zu schaffen.

Etwas Aehnliches gilt von Belgien. Freilich die sociale Entwickelung dieses Landes war der Ausbildung demokratischer

Institutionen nicht in dem Maasse günstig, wie die sociale Entwickelung der Schweiz oder England. Im 16. Jahrhundert herrschte Jahrzehnte lang der spanische Despotismus im Lande. Kaum hatte das Volk dieses Joch abgeschüttelt, als es unter die Botmässigkeit Oesterreichs gerieth. Doch dauerte diese Fremdherrschaft nicht lange genug, um das Volk ganz darnieder zu beugen. Der Belgier behielt den alten Freiheitsdrang und hat wenigstens ein Uebermaass der Knechtung immer von sich abzuwehren gewusst. Deshalb nimmt auch der politische Kampf, wenn er schon in der Entwickelung des belgischen Socialismus eine bedeutende Rolle spielt, nicht die ganze Kraft der Partei in Beschlag; deshalb ist unter den Socialisten Kraft und Stimmung für den Ausbau wirthschaftlicher Organisationen in hohem Maasse vorhanden. Das Bestreben des belgischen Socialismus, in der Gegenwart alle irgend möglichen Verbesserungen, wie gering sie auch immer sind, für das Proletariat zu erkämpfen, und die verhältnissmässige Gleichgültigkeit gegenüber dem hoch gesteckten zukünftigen Endziel erklären sich aus der Vorliebe der belgischen Bevölkerung für alles Positive. Der Belgier schätzt die Wissenschaft, soweit sie ihm Nutzen bringt; er ist ein grosser Verehrer der Poesie, soweit sie moralisirend und belehrend wirkt. Sein praktischer Verstand erhebt sich selten zu abstraktem Denken in der Philosophie und Politik. Es ist die Natur selbst, die diese Charakterzüge in dem Belgier ausbildete. Sein Land, eine ununterbrochene Ebene ohne jeglichen Kontrast, regt die Phantasie nicht an. Sein Sinnen und Trachten ist auf das Stückchen Erde koncentrirt, das er mit Liebe bestellt.[165]) Der Realismus, der auch die grossen Meister der belgischen Kunst, einen Rubens, einen Rembrandt u. A. charakterisirt, ist überhaupt nationale Eigenart. Auch in dem belgischen Socialismus dokumentirt sich das wieder. Das Interesse des Belgiers für socialistische Forderungen, die weit — oder doch wenigstens ein Viertel Jahrhundert — entfernt sind, ist nur schwach entwickelt. Alle Kraft richtet sich auf das, was Bedeutung für die Gegenwart, für die bestehenden Lebensverhältnisse hat. Auch in der socialistischen Bewegung Englands zeigt sich etwas Aehnliches, aber doch nicht so ausgeprägt, wie bei der belgischen Partei. Die englischen Arbeiter haben Gewerk- und Konsum-Vereine gleich-

mässig entwickelt. In Belgien dagegen sind Konsum- und Kooperativ-Genossenschaften relativ besser ausgebildet, als die Gewerkschaften. Im Vergleich zum hohen Stande der Industrie sind die Gewerkschaften in Belgien bedeutend schwächer, als in England. Warum? Weil die Gewerkschaften den Arbeitern erst dann wesentliche Vortheile bieten, wenn sie erstarkt sind und grosse Fonds angehäuft haben. Die ausgeprägte Neigung, sich vor Allem derjenigen Arbeit zu widmen, die in kürzester Zeit die grössten praktischen Resultate zu erzielen vermag, erklärt es, warum die Belgier vielmehr auf dem Gebiete der Genossenschaftsbewegung, als dem der Gewerkschaftsbewegung leisten.

Warum in Deutschland und Frankreich der Socialismus sich hauptsächlich dem politischen Kampfe zugewendet hat, ist gleichfalls leicht erkenntlich. In diesen Ländern haben Adelsprivilegien und Königsgewalt lange Zeit hindurch alle Volksrechte vernichtet. Die Hörigkeit blieb sehr lange bestehen; die alten städtischen Freiheiten wurden zum grössten Theile beseitigt. Der absolutistische Staat hatte sich hier frei entfalten können; besonders typisch in Frankreich, wo die Bureaukratie in alle Poren des socialen Körpers eingedrungen ist, wo die Centralisation der Verwaltung die Initiative der Bürger, wie auch jede selbstständige Thätigkeit der lokalen Verwaltungskörper lahmgelegt hat. Diese Bureaukratie hat auch die grosse Revolution, die Restauration der Bourbonen, die beiden Kaiserreiche überdauert und herrscht nur wenig gemildert auch in der Gegenwart. Die Zähigkeit und Abgeschlossenheit dieser Bureaukratie würde auch heute noch einen Staatsstreich ermöglichen. Und ebenso ist der Adel der Rückhalt aller reaktionären Bestrebungen bis auf den heutigen Tag geblieben. Der französiche Adel existirt zwar nicht rechtlich; der alte Adel ist durch die grosse Revolution vernichtet. Den neuen, den die napoleonische Regierung geschaffen, hat die dritte Republik juristisch nicht anerkannt; aber als sociale Macht und als Hort der Reaktion besteht er fort. Er behauptet sich um so hartnäckiger, als er einen festen Hinterhalt an der Bureaukratie findet, die seit gut 4 Jahrhunderten ausgebildet wurde. Aus diesem Grunde hat der französische Staatsbürger ungeachtet der republikanischen Regierungsform bei Weitem geringere persönliche Freiheit als der Engländer oder der

Belgier. Die staatlich bureaukratische Bevormundung ruft naturgemäss bei den Socialisten, als der extremen Partei, besonders heftigen Widerspruch und damit politischen Kampf hervor, — einen Kampf gegen die überlebten Rudimente des alten bureaukratischen Staates und die Parteigänger desselben. Das Gleiche, wenn auch mit anderer Nuance, gilt von Deutschland. Der absolutistische Staat hat specifische Formen der Unterdrückung gezeitigt und die alten Freiheiten der Städte vernichtet. Jedoch die Freiheitsliebe und die Oppositionslust der Deutschen war nicht gänzlich auszurotten. Die 48er Bewegung bewies das schlagend. Die Niederlage der Revolution brachte dann wieder den alten polizeistaatlichen und feudalen Geist ans Ruder. So war es nur nothwendig, dass nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts das Proletariat vorerst alle Kraft auf den politischen Kampf gegen das Regierungssystem koncentrirte. Dem Proletariat schlossen sich die besten Elemente der Mittelklasse an, die von der Schlaffheit und Rückständigkeit der anderen Parteien sich abgestossen fühlten. In den Arbeitern lebt hier noch etwas von dem trotzigen Unabhängigkeitssinn der mittelalterlichen Städter. Die Willkür der Behörden und der Druck der herrschenden Klassen bestärkte die Ueberzeugung, dass nur durch Eroberung der politischen Macht ein wesentlicher Fortschritt erzielt werden könne. Die deutsche Neigung zur Abstraktion und zu grossen Gesichtspunkten wirkte gleichfalls in derselben Richtung. Der Deutsche hält sich nicht in dem Maasse, als der Belgier, an die unmittelbare Wirklichkeit. Die praktisch-wirthschaftliche Gegenwartsarbeit der deutschen Partei ist daher hinter dem politischen Prinzipienkampf derselben weit zurückgeblieben bis auf die neueste Zeit hin.

Ebenso erklären sich noch andere Besonderheiten der socialistischen nationalen Parteien aus der Geschichte der einzelnen Völker. Warum z. B. ist in Deutschland die Bewegung so sehr viel einheitlicher, als in Frankreich und England? Der starke Druck des feudal-absolutistischen Polizeistaates auf die armen Klassen und der alteingewurzelte Genossenschaftsgeist in Deutschland haben offenbar diesen einheitlichen Zusammenschluss begünstigt. In England ist freilich dieser Genossenschaftsgeist noch stärker, aber es fehlt der dringende Anreiz

zum politischen Kampf und damit auch zum festen politischen Zusammenschluss. Anders liegen die Dinge in Frankreich. Hier wäre ein Zusammenschluss dringend nothwendig gewesen, um den reaktionären Elementen wirksamen Widerstand leisten zu können, aber der französische Nationalcharakter ist dazu nicht so wie der deutsche oder der englische geneigt. Der langwierige Druck der königlichen Gewalt in Frankreich und die extreme Centralisation in der Verwaltung erstickten das selbstständige Leben der Provinz, schwächten die Thatkraft und erschwerten jeden dauernden Zusammenschluss grosser Massen zu gemeinsamer Aktion. So sehen wir hier auch in der socialistischen Bewegung getrennte Gruppen. Die Bureaukratie, die eine so grosse Rolle in dem Leben Frankreichs spielt, steht der Entfaltung des Gemeinsinns und des associativen Zusammenschlusses entgegen und züchtet den persönlichen Ehrgeiz. Es scheint, dass der bureaukratische Geist ein gewisses Echo auch im französischen Socialismus gefunden hat. Bei der Spaltung der französischen Socialisten hat der persönliche Ehrgeiz der Führer offenbar einen nicht zu unterschätzenden Einfluss gehabt. Und dann tritt in den parlamentarischen Kampf der socialistischen Fraktion das Bestreben, einzelne Ministerien zu stürzen, so stark hervor, dass der systematische und unablässige Kampf gegen die Regierungsgewalt dadurch in den Hintergrund gedrängt wird. Auch hier sind vielfach einzelne Impulse und persönliche Momente an Stelle sachlich prinzipieller Gründe ausschlaggebend.

VII.

Es bieten sich uns hier einige allgemeine Schlussfolgerungen. Die Entwickelung im Leben der Völker strebt gleichen Zielen zu. Betrachtet man das Leben eines Volkes in grossen Zeitperioden, so ist die Aufwärtsbewegung, der Fortschritt vom Schlechteren zum Besseren, unbestreitbar. Bei jedem Volke, dem es vergönnt ist, sich weiter zu entfalten, vollzieht sich eine Demokratisirung der Gesellschaft. Materieller Wohlstand, Bildung und politische Rechte werden einer stets wachsenden Anzahl von Gesellschaftsgliedern zu Theil.

So kann man sagen, dass die allmähliche Gleichstellung der Menschen das Ziel ist, dem die allgemeine Geschichte der Menschheit zustrebt. Wie die primitiven Zustände der noch in kleinen Gruppen zusammenlebenden Menschen überall fast dieselben waren, so darf man annehmen, dass auch auf der höchsten Entwickelungsstufe der Zustand der Völker einst überall wiederum gemeinsame Grundzüge aufweisen wird. Die socialistische Ordnung, in der das Privateigenthum an den Produktionsmitteln aufgehoben ist, wird überall zur Herrschaft gelangen und die Menschen von ihrem Elend erlösen. Die Wege jedoch, die die verschiedenen Völker zu diesem Ziele einzuschlagen haben werden, müssen verschieden sein.

1. Es besteht zwischen den Völkern ein Unterschied hinsichtlich der Zeitdauer, in welcher sie bestimmte Entwickelungsphasen durchmachen. Man vergleiche z. B. die europäischen Nationen und die orientalischen Staaten in ihrer wirthschaftlichen Entwickelung. China und Japan hatten bereits eine relativ hochstehende gewerbliche Produktion zu einer Zeit, da die Völker Europas noch nicht einmal sesshaft geworden waren. Heute dagegen hat sich das Verhältniss umgedreht. Der materielle Grossbetrieb hat sich in Europa kolossal entwickelt, während er in Japan und China noch gar nicht oder doch nur in den ersten Ansätzen vorhanden ist. Man kann daher sagen, dass die handwerksmässige Produktionsweise, die in Ostasien mehrere Jahrtausende gedauert hat, in Europa nur knapp tausend Jahre dauerte. Das Niveau der politischen Entwickelung Grossbritanniens war im 9. Jahrhundert kaum höher, als im damaligen Russland. Aber während Russland bis auf den heutigen Tag die despotische Regierungsform behalten hat, ist in England, das die Anfänge politischer Freiheit bereits im 13. Jahrhundert errang, um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Absolutismus gründlich aufgeräumt worden.

2. Die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen gewisse grosse, einschneidende Fortschritte von den einzelnen Völkern gemacht wurden, sind durchaus nicht allerorts dieselben. So ist z. B. der Gemeinbesitz an Boden und dann später die Hörigkeit, wie wir sahen, unter sehr verschiedenen Begleitumständen bei den verschiedenen Völkern beseitigt worden. Und das gilt ebenso in anderer Hinsicht. So gingen z. B. Völker, die an

Reichthum, technischer Entwickelung, Dichtigkeit der Bevölkerung u. s. w. durchaus verschieden waren, zu konstitutionellen Regierungsformen über. England besass bereits in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, was andere europäische Staaten erst ganz neuerdings erworben haben, was Russland z. B. bis auf den heutigen Tag entbehrt — eine Verfassung. Und doch war England um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als die konstitutionelle Ordnung dort bereits durchgeführt war, ökonomisch weit hinter dem modernen Russland zurück.

3. Bei jedem bedeutsamen Fortschritt, den die einzelnen Völker machen, dokumentirt sich zugleich ihre besondere, historisch gewordene Eigenart. Was wir über die nationalen Besonderheiten der socialistischen Bewegungen in den europäischen Ländern ausgeführt haben, mag das erläutern.

4. Auch insofern zeigen sich bedeutende Unterschiede, als die Fortschritte der einzelnen Völker jeweils mehr originär oder von aussen her importirt sind. So hat sich z. B. das konstitutionelle Regime in England, seinen Hauptetappen nach, durchweg aus den inneren Verhältnissen des nationalen Lebens heraus, also originär entwickelt, während Japan z. B. seine konstitutionellen Formen einfach den fertigen europäischen Mustern nachbildete. Dasselbe gilt von den neuesten europäischen Verfassungen in Rumänien, Bulgarien, Serbien. Oder man denke an die Geschworenengerichte. In der anglogermanischen Welt ist diese Institution uralt und volksthümlich, während sie nach Russland aus dem weiter vorgeschrittenen Auslande erst importirt werden musste. In der Regel wird ein in einem Lande originär entstandener Fortschritt für dasselbe bedeutsamer und sicherer sein, als ein von aussen her importirter. Aber daraus folgt nicht, dass diese Entlehnungen bedeutungslos wären. Wenn sie wirkliche Bedürfnisse befriedigen und dem allgemeinen Entwickelungsstande des Landes entsprechen, können sie grosse Wirkungen haben. Das gilt besonders im ökonomischen Leben. Neue technische Verfahrungsweisen und neue Maschinen werden zumeist natürlich in fortgeschrittenen Ländern entdeckt und durchgeführt. Rückständige müssen das Neue von da her entlehnen. Aber man weiss, wie gross oftmals der Erfolg solcher Entlehnungen ist. Die Grossindustrie in einzelnen Produktionszweigen und das Bankgeschäft entwickeln sich in Russland

nahezu ebenso siegreich, wie in den Ländern, wo sie zuerst auftraten. Aehnliches zeigt sich auch auf anderen Lebensgebieten. Die japanische Verfassung ist nichts als eine Verpflanzung europäischer Institutionen auf fremden Boden. Aber sie hat hier Wurzel geschlagen, weil das japanische Volk bereits ein hohes Niveau geistiger Entwickelung erreicht hatte und so für den Uebergang vom Despotismus zu höheren konstitutionellen Regierungsformen reif war. Das Gleiche gilt von den Geschworenengerichten in Russland. An sich war das Geschworenengericht eine dem russischen Leben durchaus fremde Einrichtung. Aber das Milieu, in welches diese Institution eingeführt wurde, war für die Neuerung genügend vorbereitet. Die Angriffe, die gegen dieselbe schon seit Jahrzehnten gerichtet werden, sind grundverkehrt. Das Geschworenengericht war und ist für Russland ein bedeutender juristischer Fortschritt.

VIII.

Welches wird nun die Verschiedenheit in dem künftigen Entwickelungsgange der Völker sein? Wir nehmen an, dass der Fortschritt in immer schnellerem Tempo erfolgen und dass die Entwickelung der Völker eine immer gleichmässigere werden wird. In dem Maasse aber, als die Völker fortschreitend sich entwickeln, werden jene Entlehnungen, von denen wir sprachen, mehr und mehr den Charakter verlieren, den sie in der alten guten Zeit noch hatten. Damals überwog die Form der Entlehnung, bei der ein Einzelner oder einige wenige machtvolle Persönlichkeiten irgend welche Neuerungen aus der Fremde einzuführen suchten, mochten dieselben nun den Bedürfnissen und dem Entwickelungsstande des Volkes entsprechen oder nicht. Peter I. ist ein berühmter Typus solcher Neuerer. Einzelnes, was er aus dem Westen nach Russland verpflanzte, war zeitgemäss, anderes durchaus unpassend. Je näher wir der Neuzeit kommen, desto mehr sehen wir, dass die Entlehnungen, die ein Volk beim andern macht, auf der breiten Basis eines ununterbrochenen Verkehrs und auf einer wirklichen Verwandtschaft der Zustände beruhen. So ist die Möglichkeit gegeben, dass das rückständige Milieu mit viel grösserer Schnelligkeit sich

den neuen Lebensformen anpasst, als das in früheren Zeiten bei künstlich importirten Neuerungen möglich war. Die Massenwanderungen der Menschen aus einem Land ins andere, durch wirthschaftliche und sonstige Motive hervorgerufen, die Entwickelung der Presse u. s. w. führen dahin, dass die Völker sich minder schroff als früher von einander unterscheiden. Eine solche Ausgleichung vollzieht sich umso leichter, je zielbewusster die Thätigkeit der Menschen wird. Das beste Beispiel dafür liefert die moderne socialistische Bewegung. Der englische und belgische Socialismus beeinflusst den deutschen und französischen, und treibt dazu, auch hier die wirthschaftliche Organisation in Gewerkvereinen und Genossenschaften mehr auszubilden; und Deutschlands vorbildliche politische Aktion wirkt wiederum als ein Muster und Ansporn auf die englische und französische Arbeiterpartei.

Welche Prognose kann nun, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, der russischen Gesellschaft gestellt werden?

Russland hat die Möglichkeit, die privatkapitalistische Produktionsperiode schneller zu durchlaufen, als die Länder des Westens. Als die Grossindustrie im Westen Europas entstand, fand sie noch allerhand schwere Hemmnisse vor. Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Verkehrsmittel primitiv, der Weltmarkt bestand nur im Ansatz, die Verbindung von Wissenschaft und Industrie, die systematische Ausbildung der Technologie fehlte noch fast völlig. Das allgemeine Tempo des Lebens war langsamer als heut zu Tage und dieser Langsamkeit entsprach der etwas schleppende Gang der industriellen Entwickelung. Für die Länder des Westens waren nahezu Generationen nöthig, bevor die Grossindustrie in ihnen völlig Fuss zu fassen vermochte. Russland, das später an die Reihe kam, als das Entwickelungstempo im Westen bereits ein viel rascheres geworden, kann dieselbe Wegstrecke schon in 3—4 Decennien zurücklegen.

Die Weiterentwickelung der russischen Volkswirthschaft wird sich voraussichtlich nicht in derselben Weise, wie in dem europäischen Westen vollziehen. Im Westen gehörte der Gemeinbesitz an Grund und Boden längst der Vergangenheit an, während er sich in Russland erhalten hat und sich auch noch weiterhin wird behaupten können. Freilich ist die russische

Dorfgemeinde ausser Stande, die individualistischen Tendenzen, die auch in den Dörfern immer schärfer zu Tage treten, aus eigener Kraft zu überwinden. Die Zahl der am Gemeinbesitz theilhabenden Bauern wird sich wohl verringern, aber im Grossen und Ganzen wird diese Institution unter vielen Bauern anscheinend auch weiterhin populär bleiben. Es fehlen hier die Umstände, die der Dorfgemeinde in Indien, Amerika, Algier, wie in England, ein Ende bereiteten. Die russische Regierung und die besitzenden Klassen hätten längst mit der Dorfgemeinde aufgeräumt, wenn dieselbe ihren eigenen Interessen hinderlich wäre. Aber auch so hat Russland heute eine nach Millionen zählende Reserve-Armee von Arbeitslosen, die den Lohn in der Grossindustrie herabdrücken. Der Gemeinbesitz an Grund und Boden hindert das ganz und gar nicht. Auch die russische Regierung, die die Grossindustrie in jeder Hinsicht fördern möchte, hat gegen die Dorfgemeinden nichts einzuwenden. Im Gegentheil, dieselbe ist für die Zwecke der Steuererhebung sehr bequem. Von aussen her hat also die Dorfgemeinde nichts zu fürchten. In ihrem Innern machen sich freilich widerstrebende Kräfte geltend, aber die Thatsache, dass der Gemeinbesitz Fortschritte in der landwirthschaftlichen Technik nicht hindert, lässt erwarten, dass diese zersetzenden Tendenzen doch nicht die Oberhand gewinnen werden. Je rationellere Wirthschaftsmethoden beim Gemeinbesitz sich einbürgern, um so populärer wird der bei der Masse der Bauern werden. Und so könnte diese Institution dann später auch beim Uebergang zu einer socialistischen Ordnung sich bewähren.

Die grosse nationale Selbstständigkeit Russlands wird vielleicht gleichfalls dazu beitragen, seinen Entwickelungsgang besonders eigenartig zu gestalten. Im europäischen Westen sind die Staaten relativ klein und die Länder dicht bevölkert. Die industrielle Entwickelung daher führte dort zum Massenexport von Fabrikaten und zum Massenimport von Landwirthschaftsprodukten. Die Industrie drängte die heimische Landwirthschaft in den Hintergrund. Die grosse Ausdehnung Russlands, die relativ dünne Bevölkerung und die gewaltigen Strecken fruchtbaren Ackerbodens, bieten eine Garantie dafür, dass die russische Landwirthschaft ihre Bedeutung in der russischen Oekonomie auch fernerhin immer behalten wird; und die grosse Masse der

ländlichen Bevölkerung wiederum wird der russischen Industrie bei weiterem wirthschaftlichen Fortschritt einen gewaltigen Absatzmarkt im Lande selbst eröffnen. So wird voraussichtlich das Verhältniss von Landwirthschaft und Industrie sich in Russland harmonischer gestalten, als in den relativ kleinen, stark bevölkerten Staaten Westeuropas.

Endlich ist Russland in der Lage, aus der Erfahrung der weiter fortgeschrittenen, westlichen Nachbarn zu lernen. Es sieht dort die Vorzüge und Schäden aller Neuerungen und vermag sich, ohne selbst erst die Erfahrung theuer erkaufen zu müssen, danach zu richten.

Das Alles kann die russische Entwickelung begünstigen. Jedoch nur dann, wenn zugleich das Joch des Despotismus abgeschüttelt wird. Der Alb der Bureaukratie, der auf dem gesammten Leben Russlands lastet, hemmt heute jeden Fortschritt. Das immer schärfer ausgebildete Schutzzollsystem kann freilich industrielle Riesenbetriebe in Russland entstehen lassen, aber dennoch bleibt die Produktivkraft der Arbeit selbst in den wichtigsten Industriezweigen gering. Dieselbe Gesetzgebung, die den Fortbestand der Dorfgemeinschaft heute schützen will, verhindert künstlich, dass fortschrittliche Elemente in dieser Institution aufkommen. Der auswärtige Markt bietet Russland unter den gegebenen Verhältnissen keine günstigen Chancen. Sein Getreideexport leidet unter der überseeischen Konkurrenz und der Export von russischen Fabrikaten kann sich, weil die Produktionskosten im Verhältniss zu denen der westeuropäischen Staaten in Russland zu hoch sind, nicht ausdehnen. Und ebenso ist unter den gegebenen Verhältnissen der Waarenumsatz im Inland bei der geringen Kaufkraft der Bevölkerung nur schwach.[166]) Was ist unter diesen Umständen von dem Einflusse der Nachbarvölker zu erwarten? So lange Russland seine despotische Regierung behält, so lange wird von dem ausländischen Leben nur das rasch nachgeahmt, was den herrschenden Klassen Vortheile bietet, aber einer grossen socialen Bedeutung entbehrt.

Alles aber, was eine freie Meinungsäusserung ermöglicht, was den Verkehr der Menschen untereinander, besonders in den besitzlosen Klassen fördert, was irgendwie die drückende Wucht der altererbten Knechtschaft mildert, alles was dazu helfen

kann, dem Volke eine Theilnahme an Regierung und Gesetzgebung zu verschaffen, ist segensreich für Russland. Alles das wird die Entwickelung Russlands mächtig fördern, wird erst die Ausnutzung all der seinen Fortschritt begünstigenden Umstände ermöglichen und die Frist der kapitalistischen Uebergangsperiode abkürzen.

Die Erkämpfung politischer Freiheit — das ist und bleibt die Hauptaufgabe in Russland. Sie ist riesenschwer; theilweise erleichtert wird sie durch das Hereinströmen fremder Arbeiterschaaren zu den von den Ausländern in Russland errichteten Industriebetrieben und durch die Erfolge der Demokratie im Westen. Je mehr die Demokratie im Westen sich dem endgiltigen Siege nähert, desto mächtiger wird sie auch das Leben Russlands fördern.



Anmerkungen.

1) Engels: Ludwig Feuerbach. 1895. S. 52—53.
2) Rodbertus: Untersuchungen auf dem Gebiete der Nationalökonomie des klassischen Alterthums. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 1866—1867.
3) Danckwardt: Socialökonomie und Recht.
4) Es wäre ein Unrecht, gegen die alten französischen Socialisten und gegen Owen, Marx als den „ersten" grossen Theoretiker des Socialismus zu bezeichnen; wohl aber war er „der erste grosse systematische Theoretiker", weil er als erster die in der kapitalistischen Wirthschaft enthaltenen und nothwendig zur Auflösung derselben treibenden Widersprüche systematisch analysirt und kritisirt hat.
5) Sombart: Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. 1896. S. 64—65.
6) Eleutheropulos: Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechenthums. 1900. S. 98—117.
7) Die Bedeutung der Gegensätze bei der Ablösung einer Lehre durch eine neue, scharf von der vorhergehenden geschiedene, ist gut dargelegt in dem Buche von Beltoff: Zur Frage der Entwickelung einer monistischen Geschichtsauffassung. (In russischer Sprache 1895 erschienen.) S. 192—196. Siehe auch die Abhandlung von Kirssanoff: Briefe ohne Adresse in der russischen Zeitschrift „Wissenschaftliche Rundschau". 1899. Bd. XI. S. 2065—2067.
8) Bücher: Arbeit und Rhytmus. 1896.
9) Briefe ohne Adresse. Bd. I. S. 2073.
10) Bücher: Ibid. S. 84—93.
11) Taine: Philosophie de l'art. Tome II. 8 éd. 1898. S. 43.
12) Muther: Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert. 1893. Bd. I. S. 165.
13) Ibid. Bd. I. S. 150—184.
14) Ibid.
15) Ibid. Bd. II. S. 280—320.
16) Dobroluboff: Das finstere Reich. In seinen gesammelten Werken (3te russische Ausgabe 1876) abgedruckt.
17) Plechanoff: Bjelinskij. 1898. (Russisch.)

18) Plechanoff: Tschernyschewskij. 1894.
19) Tschernyschewskij: Skizze der politischen Oekonomie nach Mill. 1870. (Russisch).
20) Ibid. S. 23—30.
21) Plechanoff: l. c. S. 159—171.
22) Tschernyschewskij: Der Gemeinbesitz am Boden. 2. Aufl. 1879. S. 505. (Russisch).
23) Ibid. S. 523—527.
24) Tolstoi: Was die Kunst in Wahrheit ist. (In Toltsoi's Werken (russische Ausgabe von 1890). Bd. XIII. S. 264.
25) Tolstoi's Werke. Bd. XIII. S. 142—145.
26) Tolstoi's Werke. Bd. XIII. S. 124.
27) Tolstoi's Werke. Bd. XIII. S. 171.
28) Tolstoi's Werke. Bd. XIII. S. 220 und 229.
29) Issaieff: Gebildete als Ackerbauern. Russischer Gedanke. 1892. Bd. X. S. 10. (Russisch.)
30) Issaieff: Gegenwart und Zukunft der russischen Volkswirthschaft. 1896 russisch erschienen. Deutsch in den preussischen Jahrbüchern. 1896. Bd. XI—XII.
31) Adam Smith: Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Ueber setzt von W. Löwenthal. 2. Auflage 1882. Bd. I. S. 16.
32) Ibid. Bd. I. S. 507 ff.
33) Ibid. Bd. II. S. 158.
34) Ibid. Bd. I. S. 272.
35) Eine Anzahl von Beispielen ist angeführt bei Knies: Die Nationalökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode. 1853. S. 147—149.
36) Adam Smith: Ibid. Bd. II. S. 423—429.
37) Ibid. Bd. II. S. 298.
38) Ibid.
39) Roscher: Die Grundlagen der Nationalökonomie. § 11 und 12.
40) Knies: l. c. S. 147—168.
41) Ibid. S. 156.
42) Ibid. S. 159.
43) Schmoller: Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. 2. Auflage 1875.
44) Ibid. S. 37.
45) Ibid. S. 62.
46) Ibid. S. 74.
47) Wagner: Grundlegung der politischen Oekonomie. 1893. Halbbd. II. S. 761—922.
48) Ibid. S. 781.
49) Kidd: Sociale Evolution. Uebersetzung aus dem Englischen von Pfleiderer. Jena. 1895.
50) Ibid. S. 132.
51) Ibid. S. 160.

52) Ibid. S. 166.
53) Ibid. S. 169.
54) Ibid. S. 171.
55) Booth: The darkest England. S. 105.
56) Hobson: Ruskin's sociale Ideen. 1899 in russischer Sprache. S. 112—129.
57) Vgl. den Aufsatz: „Was ist zu thun?“ In Tolstoi's Werken. Bd. XIII. S. 227.
58) Ibid. S. 230—233.
59) Lorenz Stein: Der Socialismus und Kommunismus in Frankreich. 1847. S. 62 ff. Schmoller: l. c. S. 137.
60) Marx: Das Kapital und Engels: Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. 2. Auflage 1886. S. 242—253.
61) Brentano: Die Arbeitergilden der Gegenwart. 1871. S. 73. Thornton: On Labour. 1866. De Rousiers: Le tradeunionisme en Angleterre. 1897.
62) Engels: Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates. 1894. S. 160.
63) Loria: Les bases économiques de la constitution sociale. 1893. S. 125—274.
64) Booth: Life and Labour in the East of London.
65) Booth: The darkest England.
66) Booth: Life and Labour. Bd. IX. 1897. Nach anderen Angaben leben 828 941 Menschen in absolut ungenügenden Wohnungen. Jameson: Land Lessons for Town Folk. 1894.
67) Hirschberg: Die sociale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. 1897.
68) Cahn: Das Schlafstellenwesen in den deutschen Grossstädten. 1898. Göhre: Drei Monate als Fabrikarbeiter. 1891.
69) Cahn: Ibid. S. 38.
70) Schulze-Gävernitz: Der Grossbetrieb. 1892. S. 246.
71) Hirschberg: l. c. S. 51 ff.
72) Hirschberg: l. c. S. 45. Trüdinger berechnet für Württemberg, dass in 81 Jahren (1819—1899) der Staat, die Gemeinde, die Baugenossenschaften, die Privatunternehmer und 1407 Wohlthätigkeitsvereine insgesammt 4556 Familienwohnungen für Arbeiter errichtet haben. (Vgl. seinen Artikel in den Württembergischen Jahrbüchern, Jahrgang 1899.) In diesen Wohnungen kann kaum 1 % der Bevölkerung Württembergs untergebracht werden.
73) Levasseur: L'ouvrier américain. 2. vol. 1898.
74) Carrol Wright: The slums of Baltimore, Chicago, New-York, and Philadelphia. 1894.
75) De Norvins: Les milliardaires d'Amérique. Revue des Revues. 1899, in der Decembernummer.
76) Dostojewskij: Memoiren aus dem todten Hause. Theil I.
77) Ibid. Theil III.
78) Paris. S. 494.

79) Bebel: Die Frau und der Socialismus. S. 27. Aufl. 1896. S. 269.

80) Kautsky: Klassengegensätze von 1789—1889.

81) Ich stimme also hierin mit Schippel und Bernstein nicht überein, die die Personen, welche bei einem Aktienunternehmen in Betracht kommen, in zwei Gruppen theilen: 1. Unternehmer, 2. Lohnarbeiter, ohne Unterschied, ob sie physische Arbeit leisten oder an der Leitung Theil nehmen. Vgl. Schippel: Die wirthschaftliche Umwälzung und die Socialdemokratie. 1894. S. 29—30. Bernstein: Gesellschaftliches und Privateigenthum. 1891. S. 12—13.

82) Marx: Der achtzehnte Brümaire des Louis Bonaparte. 3. Aufl. 1885. S. 33. Engels: Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. 2. Aufl. 1886. S. 267—268. Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. 1887. S. 288.

83) Loria: Les bases économiques de la constitution sociale. 1887. S. 288.

84) Lagardelle: Le socialisme et l'affaire Dreyfus. In mouvement socialiste. 1899. Bd. III. S. 158.

85) Gohier: L'armée contre la Nation. 1899.

86) Hobson: The War in South Africa. 1900. Keir Hardie: The Outcome of Capitalism in Politics. The Labour Leader. 31. March 1900,

87) Lorenz Stein: Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. 2. Aufl. Bd. I. S. 67—68.

88) Lassalle: Arbeiterprogramm. Gesammtausgabe. 1892. Bd. II. S. 47—48.

89) Labriola: Essais sur la Conception Materialiste de l'Histoire. 1897. S. 222.

90) Schippel sagt in der citirten Arbeit treffend, dass die physische Arbeit an sich den Menschen noch nicht der Demokratie geneigt macht. In der feudalen Gesellschaft arbeitete der Handwerker physisch, aber er wurde, weil Eigenthümer der Produktionsmittel, nicht lebenslang ausgebeutet. Wie hätte er also zum Socialismus kommen können?!

91) Nach der Berufszählung gab es 1895 in Deutschland rund 230 000 hausindustriell beschäftigte Personen.

92) Die Berufszählung von 1895 in Deutschland zeigt gegenüber der von 1882 einen sehr starken relativen Rückgang der Kleinbetriebe und eine dementsprechend sehr starke Zunahme des durchschnittlichen Betriebsumfanges in vielen Industriezweigen — so besonders in der Textilindustrie, der chemischen Industrie, der Maschinenproduktion und dem Bergbau. Im Jahre 1882 kamen durchschnittlich auf einen industriellen Betrieb 2,6 Arbeiter, im Jahre 1895 dagegen 4,8; in den Bergwerken sind die entsprechenden Ziffern 81,3 und 134. Von den Bergleuten arbeiteten 1895 95,3% in Betrieben mit mehr als 50 Arbeitern. Die Statistik der landwirthschaftlichen Betriebe freilich giebt ein ganz anderes Bild.

93) Marx sagt im kommunistischen Manifest: „Wie früher ein Theil des Adels zur Bourgeoisie überging, so geht jetzt ein Theil der Bourgeoisie zum Proletariat über, und namentlich ein Theil der Bourgeoisie Ideologen, welche zum theoretischen Verständniss der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet haben."

94) Kautsky: Das Erfurter Programm. 1892. S. 186—188.
95) Bernstein: l. c. S. 17 ff.
96) Mommsen: Römische Geschichte. Bd. II. 8. Auflage. 1889. S. 91.
97) Louis Blanc: Organisation du travail. 5 éd. 1848. S. 13—14.
98) Hertzka: Gesetze der socialen Entwickelung. 1886. S. 287.
99) Ziegler: Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. 1899. S. 433.
100) Kautsky: l. c. S. 219.
101) Lorenz Stein: l. c. S. 48—53.
102) Sombart: Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. 1896. S. 10. Siehe auch Lorenz Stein a. a. O. S. 54 und Engels: Lage der arbeitenden Klassen in England.
103) Marx: Das Kapital. Bd. I. Kap. 24.
104) Noch im Jahre 1897 war diese Frage Gegenstand einer lebhaften Polemik zwischen Liebknecht und Schönlank; jener behauptete eine Verschlechterung, dieser eine Verbesserung der Arbeiterlage.
105) Bücher: Die Entstehung der Volkswirthschaft. 2. Auflage. 1897. Abschnitt: Der Niedergang des Handwerks.
106) Apelt: Die Konsumtion in den wichtigsten Kulturländern in den letzten Jahrzehnten. 1899.
107) Bernstein: Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie. 1899. S. 48—51. Hertz: Die agrarischen Fragen. 1899. S. 26—27.
108) Gumplowicz: Der Rassenkampf. 1883. S. 218.
109) Thomas Carlyle: Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche der Geschichte. Deutsche Uebersetzung von F. Bremer. Leipzig 1895. S. 89—90.
110) Ibid. S. 111.
111) Ibid. S. 125.
112) Lebon: Psychologie des foules. 4. éd. 1898. S. S. 8, 15, 17, 51—52.
113) Ludwig Stein: Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. 1897. S. 523.
114) Taine: Philosophie de l'art. 8. éd. 1898. Bd. I. S. 61—72.
115) Der Kaiserliche Ukas wurde am 8. Januar 1900 publizirt; er blieb ohne Wirkung: in den nächsten Tagen sanken die Kurse an der Börse.
116) Beltoff: Zur Frage der Entwickelung einer monistischen Geschichtsauffassung. 1895 in russischer Sprache. S. 194.
117) Ibid. S. 189—190.
118) Mommsen: Römische Geschichte. 4. Auflage. 1894. Bd. V. S. 523.
119) Das Buch Daniel. Kap. VII.
120) Ibid. Kap. VIII.
121) Das Buch Jesaia. Kap. I.
122) Goldstein in seinem Buche: Christenthum und Socialdemokratie (1899) sucht nachzuweisen, dass zur Zeit Christi unter dem Reiche Gottes nicht das Himmelreich verstanden wurde, sondern ein Reich, das der Nazarener auf Erden begründen würde. Zum Beweise hierfür beruft er sich auf das Evangelium Lucas (IX, 27): „Ich sage euch aber

wahrlich, dass etliche sind von denen, die hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis dass sie das Reich Gottes sehen.“ Da Christus die irdischen Güter missachtete und den Königstitel, den ihm viele seiner Anhänger beilegten, von sich wies, ist diese Stelle wohl dahin zu verstehen, dass in kurzer Frist unter den Menschen ein inneres Gottesreich, ein Reich der Liebe erstehen werde.

123) Rênan: Jésus. 5. éd. 1864. S. 249.

124) Mommsen: Römische Geschichte. Kap, XIII.

125) Ibid. Prof. Stein nennt das 17. Jahrhundert das Jahrhundert Newtons, das 18. das Jahrhundert Voltaires, das 19. das Jahrhundert Stephensons und Darwins. Doch sind solche Bezeichnungen durchaus willkürlich, sie hängen ganz von der Weltauffassung und zum Theil von den nationalen Neigungen des Autors ab. Kann man doch mit eben so viel Recht das 17. Jahrhundert das Jahrhundert Déscartes, Spinozas, Leibnitz' nennen, das 18. das Jahrhundert Rousseaus, Kants, Adam Smith, Watts, das 19. das Jahrhundert Marx u. s. w.

126) Häckel: Die natürliche Schöpfungsgeschichte.

127) Menger: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. 1891. S. 47—60.

128) Thompson: Distribution of wealth. 1824.

129) Doctrine de Saint-Simon. 2. éd. 1830.

130) Buchez et Roux: Histoire parlementaire de la révolution francaise. 1834—38. Préface. Und Revue nationale. Mai 1847 bis Juni 1848.

131) Louis Blanc: Organisation du travail. 5. éd. 1848. S. 102—118.

132) Rodbertus: Zur Beleuchtung der socialen Frage. 1875. S. 92—93.

133) Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. 2. Auflage. 1892. S. 38.

134) Ibid. S. 131.

135) Siehe darüber die Artikel von Tscherkessoff in Nouveaux Temps, Jahrgang 1900. Uns missfällt in diesem Artikel die Schärfe des Tons und besonders der Titel. Dass die beiden Schriften einander ähnlich, ist nicht darauf zurückzuführen, dass Marx Considerant nachgeschrieben, sondern darauf, dass Beide unter dem Einfluss des gleichen wissenschaftlichen und socialen Milieus standen. Siehe auch die Charakteristik des Klassenkampfes im Vorwort Plechanoffs zur russischen Neuausgabe des kommunistischen Manifestes. 1900.

136) Lassalle: Arbeiterprogramm; Arbeiterlesebuch; Die Agitation des allgemeinen deutschen Arbeitervereins und das Versprechen des Königs von Preussen. Reden und Schriften. 1893. Bd. II.

137) Siehe Beltoff in dem genannten Buche.

138) Stein: Die sociale Frage. 1898. S. 653.

139) Tarde: Les Lois sociales. 1898. S. 144.

140) Lamprecht: Die kulturhistorische Methode. 1900. S. 36.

141) Spencer: Principles of sociology. Bd. I. Es ist sehr wahrscheinlich, dass einzelne Widersprüche in diesen Charakteristiken darauf zurückzuführen sind, dass einzelne Reisende ihre Eindrücke vorzeitig ver-

allgemeinert haben; aber dadurch werden nicht alle Verschiedenheiten erklärt.

142) Fouillée: Psychologie du peuple francais. 1898. S. 179—192.

143) Taine: Philosophie de l'Art. S. 261—268.

144) Mietschnikoff: Die Civilisation und die grossen historischen Stromläufe. In russischer Sprache. 1898.

145) Ratzel: Anthropogeographie. 2. Auflage. 1899. Bd. I. S. 407.

146) Ibid. S. 388.

147) Kovalewsky: Der Gemeinbesitz an Grund und Boden. In russischer Sprache. 1879. Kap. II, VII und IX.

148) Nasse: Ueber die mittelalterliche Feldgemeinschaft und die Einhegungen des 16. Jahrhunderts in England. 1878. Ashley: Englische Wirthschaftsgeschichte. (S. 534—588 der russischen Uebersetzung.)

149) Kovalewsky: Skizzen zur Geschichte des Verfalls des Gemeinbesitzes an Grund und Boden im Kanton Waadt. In russischer Sprache. 1876.

150) Laveley: De la propriété et de ses formes primitives. 2. éd. 1877. S. 341—349.

151) Die Ueberhebung der Eroberer spricht sich recht klar in einem Cirkular des Lord Cornwall aus, das auf die Einsetzung der Semindare als Eigenthümer des Bodens in Indien Bezug hat: „Ich bin fest überzeugt, dass die Semindare durchaus unanfechtbare Besitztitel an dem Lande haben . . . Ich bin weiterhin überzeugt, dass, selbst wenn sie diese Besitzrechte nicht hätten, das Gemeinwohl uns veranlassen müsste, ihnen dieses Recht zuzusprechen.“ Kovalewsky: Der Gemeinbesitz. S. 161.

152) Das Recht der Bauern auf die Gemeindeweide beruhte auf Gewohnheitsrecht, „bevor die veränderten wirthschaftlichen Verhältnisse die Lords veranlassten, von ihrem ursprünglichen Recht (d. h. dem Recht der Eigenthümer, nach Gutdünken dieBauern auf ihrem Boden zu dulden oder zu verjagen) Gebrauch zu machen.“ Vgl. Ashley. Ibid. S. 548.

153) Bytschkoff: Die Dorfgemeinde Dementjeff und die Wiesenbestellung. 1880 russisch.

154) Helmolt: Weltgeschichte. 1899. Bd. I. S. 336—338.

155) Marx: Kapital. Bd. I.

156) Ashley: Ibid. S. 36.

157) Ingram: Geschichte der Sklaverei und Hörigkeit. 1875. S. 73.

158) Karejeff hat überzeugend nachgewiesen, dass die Mehrheit der französischen Bauern zur Zeit der Revolution sich noch in thatsächlicher Hörigkeit befanden. Vgl. sein Werk: Die Bauern in Frankreich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. In russischer Sprache. 1879. Kap. I.

159) Knapp: Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in Preussen. 1887. Bd. I. S. 20.

160) Die Forscher, die über die Ausdehnung des bäuerlichen Bodenbesitzes in Frankreich vor Ausbruch der Revolution geschrieben haben, sind

darüber sehr verschiedener Ansicht. Vgl. darüber Minzes: Die Nationalgüterveräusserung während der französischen Revolution. 1892. S. 21—24.

161) Knapp: Ibid. S. 147—152.

162) Im Peuple de Genève findet sich ein solcher Lobgesang auf die Unternehmer, wegen Einführung des zehnstündigen Arbeitstages. Jahrgang 1899, Nr. 22.

163) Vanderkindere: Le siècle des Artevelde. 1879. Hier ein Beispiel dafür, welch gewaltthätiger Geist die unteren Schichten der Stadtbevölkerung beseelte: Kurz nach dem Kampfe bei Courtrai wurde in Brüssel ein Handwerker von einem Patricier verwundet. Sofort rotteten sich die Zunftgenossen des Verletzten — die Schuhmacher und andere Handwerker, Walker, Weber, Schmiede — zusammen, griffen nach den Waffen, fielen über ihre Gegner her, demolirten verschiedene Häuser und erzwangen eine Umgestaltung der Stadtregierung. Ibid. S. 170—181.

164) Daissy: Grundlagen des englischen Staatsrechts. In russischer Sprache. 1891. S. 202.

165) Vanderkindere: Ibid. S. 8.

166) Die Krisis, welche Russland zur Zeit durchmacht, ist ungleich schwerer als die Geschäftsstockung, unter der gegenwärtig andere Länder leiden. Die Dimensionen, welche die russische Krise angenommen hat, sind der beste Beweis dafür, auf wie künstlichen Grundlagen das Wachsthum der russischen Industrie theilweise ruht. Die hohen Schutzzölle sichern den russischen Industriellen die volle Herrschaft über den inneren Markt. Und trotzdem werfen viele grosse und gut eingerichtete Fabrikunternehmen in den letzten Jahren minimalen Gewinn ab, oder arbeiten selbst mit Verlusten; viele Unternehmungen brechen zusammen. Es ist eben der Absatz auf dem innern Markte so gering, dass die heimische Industrie ihre Erzeugnisse hier nicht unterbringen kann. Ohne den extremen Schutzzoll und andere bureaukratische Maassnahmen zur Förderung der einheimischen Industrie wäre man bei der Gründung neuer Unternehmen mit grösserer Vorsicht vorgegangen und die Krise hätte nicht derartige Dimensionen annehmen können.

Anhang.

Seite 33. Kukolnik, Nestor (1812—1868), Schriftsteller. Er hat sehr zahlreiche Werke in Prosa und Poesie hinterlassen. Die bedeutendsten sind: „Tasso“ und „Die Hand des Allmächtigen hat das Vaterland gerettet.“ Er nannte sich den Gründer der romantischen Schule in Russland und war ein unversöhnlicher Feind des Naturalismus. Der Künstler steht nach seiner Meinung hoch über der Menge.

Glinka, Michael (1804—1857), der grösste und zugleich nationalste russische Opernkomponist. Von seinen Opern sind: „Das Leben für den Zaren“ und „Russlan und Ludmilla“ am bekanntesten. In rastloser Thätigkeit hat er sein grosses Talent erstaunlich fruchtbar und vielseitig entwickelt.

Sussanin, Ivan, hiess ein Bauer, der im Jahre 1612 den Zaren Michael rettete, indem er einen Trupp Polen, der den Zaren ermorden wollte, statt in das Lager des Kaisers in einen dichten Wald führte. Er selbst wurde dann von den hintergangenen Polen erschlagen. Sussanin ist der Held der Glinkaschen Oper „Das Leben für den Zaren“.

Seite 35. Diatschock, das Wort leitet sich von Diakonus her. Es bezeichnet eine Rangstufe in der niederen Geistlichkeit. Da in Russland länger als in Westeuropa die Bildung ein Monopol der Geistlichkeit blieb, fungirte noch im 18. Jahrhundert der Diatschock zugleich vielfach als Schreiber, Sekretär u. s. w. Im Gegensatz zum katholischen Klerus war die russische Geistlichkeit sowohl bei den Gebildeten wie beim Volke nur wenig geachtet. Der Diatschock war neben seinen anderen Funktionen zugleich oft auch Possenreisser und Hofnarr auf dem Gutssitze reicher Landadeligen. Im 18. Jahrhundert wurden viele Diatschocks von dem Zaren in den neuen Beamtenadel erhoben.

Kein Wunder daher, dass die russischen Höflinge es als bittere Beleidigung empfanden, wenn Puschkin sie an ihre Abstammung von den Diatschocks erinnerte.

Seite 36. Speransky, Michael (1779—1839), ein berühmter und aufgeklärter Staatsmann. Während der ersten Regierungsjahre Alexander I. Berather und Mitarbeiter des Zaren. Im Auftrage des Kaisers hatte er einen konstitutionellen Verfassungsentwurf ausgearbeitet. Später fiel er in Ungnade und wurde vom Hofe entfernt.

Seite 37. Rylejeff (geb. 1795) war ein thätiges Mitglied eines auf die Einführung einer konstitutionellen Verfassung abzielenden Geheimbundes, dem die besten Männer des damaligen Russland angehörten. Bei dem Tode Alexanders I. meinten die Geheimbündler, eine Revolte wagen zu dürfen und schlugen los (Dekabristenaufstand). Der Versuch wurde im Blut erstickt, Rylejeff selbst starb als eines der ersten Opfer des Regierungsterrorismus. Am 25. Juli 1826 bestieg er das Schaffot. Seine Richtung lässt sich als eine romantisch-revolutionäre bezeichnen; der ungeduldige Liberalismus der 20er Jahre mischt sich bei ihm mit romantisch-patriotischen Motiven. Am bekanntesten sind von ihm: „Dumy“ (Gedanken) und die epischen Gedichte: „Die Beichte Naliwajkos“ und „Wojnarowsky.“ Das letzte übersetzt von Chamisso in dessen Gedichten.

Seite 38. Nekrassoff, Nikolaus (1821—1877) ein bekannter russischer Dichter. Im Kampfe mit Noth und Elend verging die erste Hälfte seines Lebens. 1856 etwa beginnt sein Ruhm. Sein Talent entwickelte sich nun immer glänzender. Packend und furchtbar hat er das Elend des Volkes in seinen Liedern dargestellt. Eine tiefe Wahrheitsliebe und edler Patriotismus spricht sich in seinen Dichtungen, von denen viele noch heute in den Kreisen der russischen Demokratie äusserst populär sind, aus. A. Kraeter unternahm eine Uebersetzung seiner gesammten Gedichte ins Deutsche; zwei Bände davon erschienen in Leipzig 1885—1888. In Reclams Universalbibliothek erschien das Epos: „Wer lebt glücklich in Russland.“ Vgl. auch Sessen: Dichtungen von Graf Tolstoi und Nekrassoff. Petersburg. 1881.

Grigorowitsch (1822—1899, hervorragender Romanschriftsteller, der vornehmlich das Leben und Treiben der

Bauern geschildert hat. Von seinen Romanen und Novellen sind in erster Reihe „Der arme Anton“, „Die Fischer“ und „Die Ansiedler“ zu erwähnen.

Seite 39. Ostrowsky, Alexander (1823—1886) ist der Begründer der volksthümlichen Komödie in Russland. Verfasser vieler künstlerisch wie social gleich werthvoller Sittenstücke. Seine Hauptfiguren sind Kaufleute und kleine Beamte. Scharf und satirisch schildert er die Gedrücktheit dieser, wie die Ignoranz, Rohheit und Skrupellosigkeit jener. Viele seiner Gestalten haben es in Russland zu sprichwörtlicher Berühmtheit gebracht. Am bekanntesten sind unter Ostrowsky's Werken die Stücke: „Armuth ist kein Laster“ und „Gewitter“.

Kostanschoglo, eine Figur in Gogol's „Todte Seelen“, aber weniger als die übrigen gelungen.

Seite 42. Gontscharoff, Iwan (1812—1891), einer der besten naturalistischen Dichter Russlands. Den Typus des ‚Stolz‘ hat er in dem bekannten Romane „Oblomoff“ (deutsch von Hentsche, Berlin 1884) geschildert. Ein anderes Hauptwerk von ihm ist der Roman „Absturz“.

Bielinsky, Wissarion (1810—1848), ein berühmter Kritiker und einer der Bahnbrecher der russischen Aufklärung und der „westlichen Partei“ in Russland. In der ersten Periode seiner Thätigkeit steht er unter Einfluss der Hegel'schen Philosophie, von der er sich dann später emanzipirte. Sein immer festgehaltenes Ziel ist die Ausbreitung humanitärer Gesinnung in Russland; hier und da streift er an socialistische Gedankenkreise.

Seite 43. Wassili Terkin, so nennt sich ein Roman und eine Romanfigur des modernen russischen Schriftstellers P. Bobarikin (geb. 1836).

Smirnowa (geb. 1852), eine Schriftstellerin, die mit Vorliebe hochstrebende idealistische Charaktere und Typen — meist aber ohne überzeugende Lebenswahrheit — schildert. Erwähnenswerth von ihren Werken sind „Das Feuerchen“ und „Salz der Erde“.

Seite 44. Uspensky (geb. 1842) hat ein eigenthümliches belletristisch-sociologisches Genre in der russischen Litteratur geschaffen. Ergreifend ist seine Skizzensammlung die „Sitten der Rasteryajewstrasse“, in der er das entsetzliche Elend der russischen Arbeiter, die furchtbare Ausbeutung wie die Unwissen-

heit und Rohheit dieser Armen schildert. Die meisten seiner Erzählungen behandeln das russische Land- und Dorfleben, sie zerstören erbarmungslos den Nimbus, den eine sentimentale Ideologie über die ländlichen Zustände gebreitet hat.

Slatowratsky, Nikolaus (geb. 1845), Verfasser mehrerer Romane aus dem Dorfleben.

Seite 45. Lewitoff, Alexander (1842—1877), ein volksthümlicher Schriftsteller; er lebte und starb im Elend.

Reschetnikoff, Theodor (1841—1871), ein volksthümlicher Schriftsteller, der in seinen „Podlipowzi" und anderen Werken das Bauernmilieu und das städtische Lumpenproletariat schildert. Als einer der ersten hat er das ökonomische und geistige Elend dieser Schichten, vor Allem in kulturell rückständigen und entlegenen Gegenden, dargestellt. Mit inniger Sympathie erzählt er von den Leiden des hungernden Volkes. Das erwarb ihm selbst, trotz seines schwerfälligen Styles, grosse Popularität bei dem lesenden Publikum.

Tschernischewsky, Nikolaus (1828—1889), der bahnbrechende Vorkämpfer des Socialismus in Russland. Vgl. die schon citirte Studie Plechanoffs. Tschernischewsky's Roman „Was thun?" ist auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Leipzig 1883.

Seite 47. Obschtina heisst Dorfgemeinde. Die Grundzüge dieser Institution sind ausführlich dargelegt von Haxthausen: Studien über die inneren Zustände des Volkslebens und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Russlands (Leipzig 1847—1853, drei Bände), von Stepnijak: „Der russische Bauer", Kablukoff: „Die ländliche Arbeiterfrage", von Plechanoff: Tschernischewsky, endlich von Lehmann und Parvus: „Das hungernde Russland". 1900.

Seite 48. Der Streit um die Bedeutung der Dorfgemeinde wird noch heute zwischen den Narodniki und den Marxisten eifrig fortgeführt. Narodniki, das heisst etwa die ‚Volksthümlichen'. Eine Charakteristik dieser Richtung findet der Leser in dem obengenannten Buche von Plechanoff und bei Issaieff: Gegenwart und Zukunft der russischen Volkswirthschaft. Preuss. Jahrbücher (1896 XI—XII), auch bei Schulze-Gävernitz: Volkswirthschaftliche Studien aus Russland. (1899.) Einer der Hauptvertreter dieser Richtung ist Nikolay-on (Pseudonym), dessen

Buch: „Die Volkswirthschaft in Russland nach der Bauernemanzipation“ (1899) auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist.

Seite 50. Die Semstwo — seit 1864 eingeführt — sind eine Art Selbstverwaltungskörper der Gouvernements und Kreise in Russland. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf wirthschaftliche und auch andere Maassnahmen. Sie haben Einiges für Hebung der Landwirthschaft und des bäuerlichen Gewerbefleisses gethan. Fruchtbarer war ihre Thätigkeit auf dem Gebiete des Volksunterrichts und des Medizinalwesens. Gewählt wurden die Mitglieder des Semstwo ursprünglich von den Gutsbesitzern, den Stadtbürgern und der Bauernschaft. Für die beiden ersten Kategorien bestand ein Wahlcensus, für die Bauernschaft nicht. Durch das Gesetz von 1890 wurde das Wahlrecht zu den Semstwo bedeutend eingeschränkt, die Regierungskontrolle sehr verschärft, die Selbstverwaltung beinahe vernichtet. Gleich nach Einführung der Institution hatten alle liberalen und demokratischen Elemente Russlands grosse Hoffnungen auf dieselbe gesetzt. Man glaubte, dass diese Körperschaften nur der erste Schritt auf der Bahn weiterer politischer Reformen sein würden. Man sah in ihnen die Anfänge des russischen Konstitutionalismus. Bald aber begann die Bureaukratie einen erbitterten Kampf gegen die Semstwo's, der dann zu dem reaktionären Gesetze von 1890 führte. Krasse Beispiele dafür, wie bei Nothständen die Bureaukratie die Aktion der Semstwo's lahmzulegen versucht hat, wobei übrigens auch die Interessengegensätze innerhalb der Semstwoversammlungen selbst mitspielten, findet der Leser in dem Buche von Lehmann und Parvus. Das hungernde Russland. S. 98 ff.

Seite 252. Milutin, Nikolai (1818—1872), Unterstaatssekretär, eifriger und unermüdlicher Freund der Befreiung und Selbstverwaltung der bäuerlichen Bevölkerung. Er hatte unter Alexander II. die Vorarbeiten für die Emanzipation geleitet. Die praktische Durchführung derselben war ihm aber nicht vergönnt. Wenige Wochen nach Publikation des Emanzipationsgesetzes wurde er zum Rücktritt aus seiner leitenden Stellung gezwungen. Ihm allein sind die Reformen, die nach dem polnischen Aufstande von 1863 den Bauern in Polen die Freiheit brachten, zu verdanken. Ehrlich und überzeugungstreu war er ein wahrhaft produktiver Kopf in der Politik.

Rostovzeff, Jacob (1803—1860), Generaladjutant, wurde im Jahre 1859 zum Vorsitzenden der Kommission für Bauernemanzipation ernannt und hat viel zur Durchführung der Reformen gethan.

Ssamarin, Georg (1819—1876), gehörte dem Kreise der Slawophilen an. Sein Hauptwerk ist: „Die russischen Grenzgebiete“. Er war ein Freund der Reformen.

Unkowsky, Alexis (1828—1893), Rechtsanwalt, hat bei der Bauernemanzipation mitgewirkt und selbst einen bedeutsamen Entwurf für Durchführung der Bauernbefreiung ausgearbeitet.

Tscherkasky, Wladimir (1820—1878), Fürst, Anhänger des Panslawismus, hat sich eifrig an der Bauernreform betheiligt.

Seite 254. Kisseleff, Paul (1788—1872), Graf, Mitglied des Staatsrathes und des geheimen Comités für die Bauernfrage im Jahre 1835, stand von 1837—1856 der staatlichen Domänenverwaltung vor. Er war ein eifriger Anhänger der Bauernemanzipation, die damals aber noch an dem Widerstande der privilegirten Stände scheiterte.

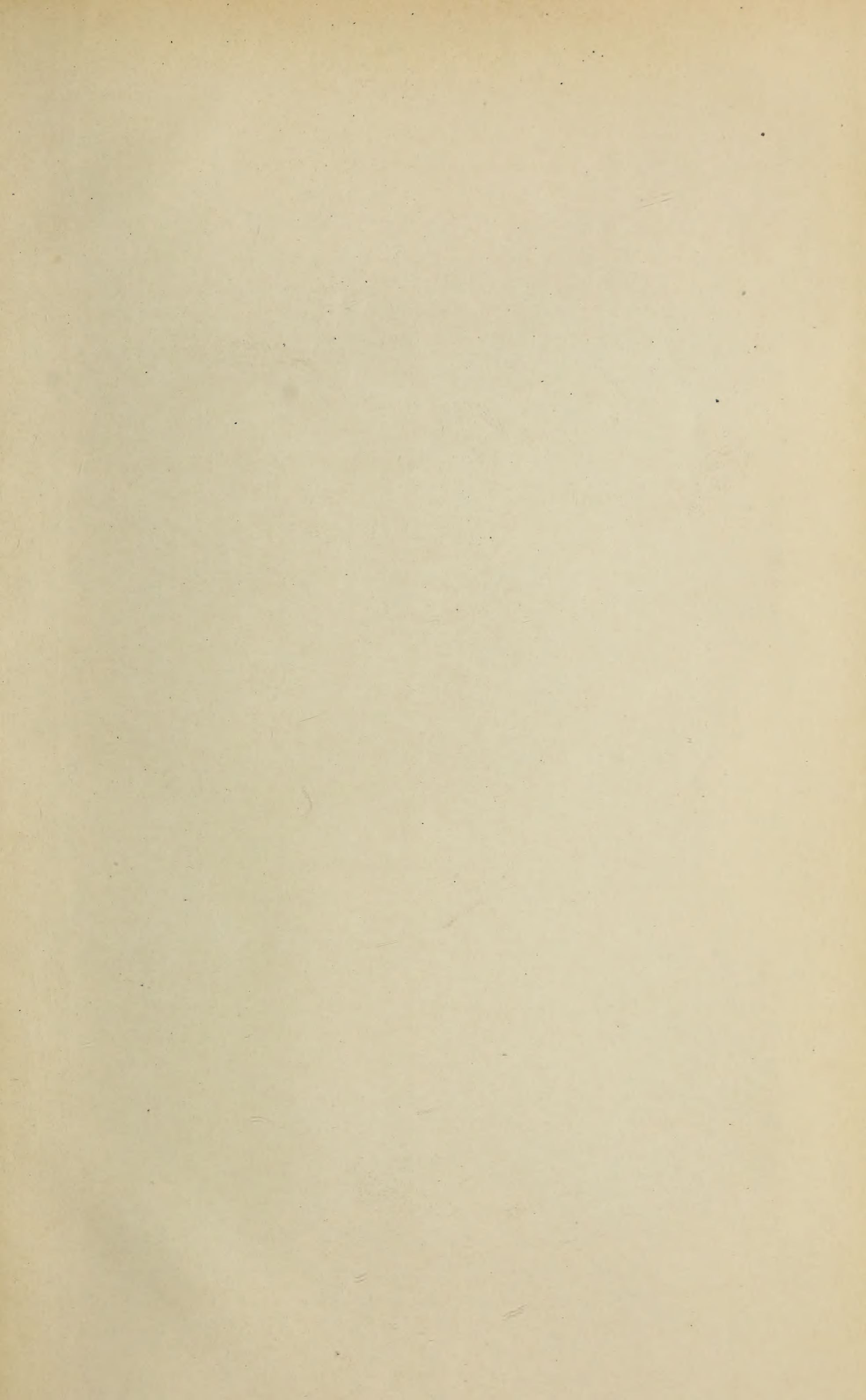
Laharpe, Fréderic (1754—1838), in der Schweiz geboren, Erzieher des Kaisers Alexander I., ein ehrlicher, aufgeklärter und liberaler Geist, der auf seinen kaiserlichen Zögling grossen Einfluss gewann.

Kotschubey, Victor, Fürst, Nowossilzoff, Nicolai, Graf, und Czartorisky, Adam, Fürst, waren Freunde und Mitarbeiter des Zaren Alexander I. in der ersten liberalisirenden Hälfte seiner Regierungszeit. Sie arbeiteten auf verschiedenen Verwaltungsgebieten und gehörten seit 1801 dem „nichtoffiziellen Comité“ an, das das ganze Staatsleben leitete.

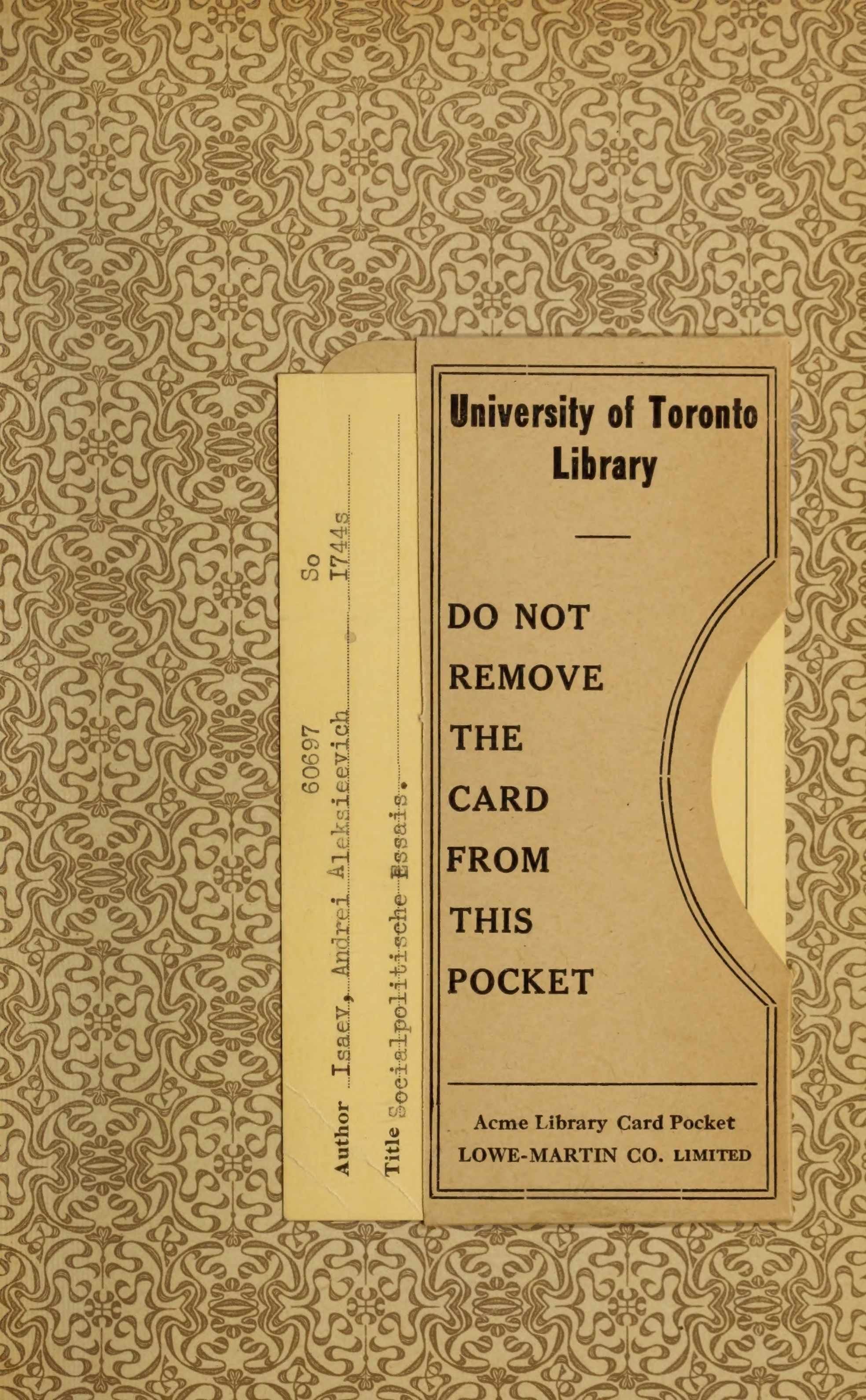
Seite 279. Homyakoff, Alexis (1804—1860), panslavistischer Schriftsteller, Verfasser patriotischer Poesien.

Aksakoff, Iwan (1826—1886), Haupt der panslavistischen Partei, hervorragender Redner und Schriftsteller, Herausgeber von einigen Zeitschriften, die später verboten wurden. Trotz seiner staatserhaltenden und chauvinistischen Richtung, geisselte er doch die schreienden Missbräuche in der Verwaltung.








University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED
So
60697
I744s
Author Isaev, Andrei Aleksieevich
Title Socialpolitische Essais.

